Schriften

Peter Rosegger


LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Hoch vom Dachstein.

Hoch vom Dachstein

Geschichten und Schildereien aus Steiermark

von

Peter Rosegger

Neunte Auflage



Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1907.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



Ein Schreiben an Mutter Styria.

Meine liebste Frau Mutter!

Fürs erste mache ich Euch die gebührende Anzeige, daß Ihr wieder einen lieben Enkel bekommen habt. Seid nicht ungehalten. Meine süße Gattin, Frau Muse, hat mich eben wieder mit einem Sprößling erfreut. Glücklicherweise sind es diesmal keine Zwillinge, wie im vorigen Jahre, sondern es ist ein einziger, leidlich wohlgebildeter Junge, hoffentlich so gut und gesund geartet, daß er gleich seinen älteren Geschwistern den Weg in die Welt wird machen können.

Fürs zweite, liebe Frau Mutter, will ich Euch gebeten haben, an dem Jungen Pathenstelle zu vertreten. Ich denke, er ist ein Steirer durch und durch, und so möchte ich ihm mit Eurer Erlaubniß den steierischen Namen „Hoch vom Dachstein" geben. Gleichsam, als solle er von dem höchsten Berge unseres Landes mit hellem Auge hinschauen über die Gauen seiner schönen Heimat, und wenn er will, auch darüber hinaus. Dann mag er niedersteigen zu uns und erzählen, was er gesehen hat.

Herzensfreudig singe er Euer Lied, Mutter Styria. Und möge sein geringes Dichten auch ein gerechtes Richten sein, so daß er Eure Schönheit und Würde preise, Eurer Kinder Vorzüge erhebe und auch deren Sünden nicht verhehle, damit sie als wahrhafte Menschen dastehen vor der Welt und sich selber. Es wird Euch so recht sein.

Ein Schalk und Schelm wie seine Geschwister, aber auch voll sinnender Ernsthaftigkeit, so kommt der Junge gegangen. Den grünen gefiederten Steirerhut schwingend, mit vergißmeinnichtblauen Augen und alpenrosenrothen Lippen so jauchzt er Euch entgegen: Steiermark! Heimatland, sei gegrüßt!

Ich empfehle uns Alle in den Schutz Gottes und verbleibe, liebste Frau Mutter, bis in das kühle Grab Euer dankbarer Sohn

P. K. Rosegger.

Krieglach, im Sommer 1891.



Inhalt.



Der Adlerwirth von Kirchbrunn.

Eine Dorfgeschichte.

Erster Abschnitt.

„Also vorwärts!" rief das Männlein und sprang flink in den Wagen. „Wolfram, komm an meine grüne Seite, Du hast ganz nett Platz neben dem alten Knaben! Wir wollen ja schwatzen unterwegs!"

Demnach setzte sich der junge Kutscher nicht auf den Bock, sondern schickte sich an, vom bequemen Sitze des Landauers aus die Pferde zu leiten. Es waren zwei muntere Braune, deren glatte Haut einen feinen Seidenglanz hatte, als ob sie wie das Riemzeug gewichst worden wäre.

Der Kutscher war Wolfram Seltensteiner, der junge Wirth vom „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Ein froh und freundlich in die Welt blickender Blondkopf von etwa dreiundzwanzig Jahren. „Ein Gesicht, länglich-rund wie ein Tauben-Ei, Augen hell und blau wie der Himmel im Mai, Nase schlank und stramm, rothe Oberlippe keck und zahm, der Mund so angethan, daß er gut lachen und küssen kann. Vom Scheitel bis zur Zehe hinab ein schlanker, hübscher, gesunder Knab'."

„Junger Mann!“ rief ihm der kleine Alte zu, „stelle ja nichts an! Wenn Du durchgehst und ich erlasse auf Dich den Steckbrief, so kommst Du nicht weit, die Weiber fangen Dich ein!“

Einen Schnalzer mit der Zunge machte der junge Mann, da trabten die Rößlein fürbaß.

„Behüt' Gott, Herr Professor! Kommen Sie fein wieder im nächsten Jahr!“ So riefen jetzt die vor dem Wirthshause stehenden Leute. Männer schwenkten die Hüte, Weiber die Sacktücher.

Das ältliche Herrlein im Wagen streckte die offene Hand zurück nach den Leuten, als wolle er ihnen noch wie Körner die Worte hinstreuen, die er sprach: „Grüß Gott das letztemal und gebet acht, Kinder, daß Ihr nicht weniger werdet, bis ich wiederum komm', und betet manchmal ein Vaterunser oder ein Schnaderhüpfel für den alten Professor Nix!“

Der Wagen rollte die glatte Straße davon und verschwand bald im thauenden Herbstnebel.

„Ist ein lieber Herr!“ sagten jetzt die Zurückbleibenden untereinander, „ist ein lustiger Herr! Alleweil heiter! So pudelnärrisch und so gescheit dabei! Wer wird uns jetzt Geschichten erzählen, Liedeln lehren am Feierabend, Räthsel aufgeben, Zaubereien vormachen und guten Rath austheilen? Das ist ein lieber Schatz!“

„Er heißt nix!“ brummte einer der Umstehenden.

„Was sagst Du! der Professor heißt nix? Ich denk' wohl ein bissel mehr wie Du! Gieb acht, daß wir Dir Dein Lästermaul nicht mit einer Feigensalbe verkleben!“

„Nein, er heißt Nix!“ lachte ein Junge.

„Nix heißt er!“ lachten jetzt auch die Uebrigen.

„Wenn ich nur wüßte, woher er den dummen Namen hat!“

„Muß ein Spitzname sein, weil er allemal nix antwortet, wenn man ihn fragt, wer er ist, was er treibt, was er weiß, was er hat, was er will! Er ist nix und treibt nix und weiß nix und hat nix und will nix! Darauf haben sie ihn den Professor Nix geheißen."

„Ist nicht wahr!" rief der Nagelschmied. „Seit Jahren kommt er auf die Sommerfrische nach Kirchbrunn, wir kennen ihn als braven Mann. Das ist etwas! Nachher geht er in der Gegend umher, Pflanzen sammeln, Bäume und Hunde zeichnen, traurige Leut' lustig machen. Das ist auch etwas. Er weiß zu erzählen von Himmel und Erden, von den Russen und Franzosen, auch wie die Eisenstiften gemacht werden, weiß er, und wie er zu mir einmal in die Werkstatt kommt, nimmt er mir das Zeug aus der Hand und macht den Eggnagel fertig, daß es nur so eine Form hat. Das ist schon was, meine lieben Leut'. Wer ein Handwerk kann! Handwerk ist besser wie Kopfwerk! Nur fürs Nixhaben und Nixwollen mag sein Name passen, ich hab' mir oft gedacht: Der lebt von der Luft und vom Wasser und vom Lustigsein."

„Er hat gegessen und getrunken und seine Sach' bezahlt!" berichtete der alte Adlerwirth, der in Hemdärmeln und unter dem grünen Sammtkäppchen am Pferdetrog stand und mit dem kurzen Worte die Ehre seines Hauses und seines Gastes rettete.

Der Wagen fuhr mittlerweile hinaus über Wiesen und Fluren, durch Dörfer und Wälder, dem Bahnhofe in Geßnitz zu.

„Wolfram!" sagte der kleine hagere Mann, den sie den Professor Nix geheißen hatten, „warum rauchst Du heut' keine Cigarre?"

„Weil ich keine habe," antwortete der Bursche und zog den Leitriemen an.

„Was ist denn das?" fragte der Professor und tippte an Wolfram's Brusttasche, aus welcher ihrer drei oder vier Glimmstengelspitzen hervorguckten.

„Das da?" fragte der Bursche schmunzelnd entgegen, „das sind Cigarren."

„Knabe, Du glaubst, daß mir der Rauch unangenehm sei!"

„Wer selber nicht raucht —"

„Ich will Dich nicht zwingen. Weiß nur, daß man den Mund nicht gern leer stehen läßt. Wir Alten schwatzen, Ihr Jungen wollet busseln oder rauchen. Zum Busseln wirst Keine im Sack haben. Also steck' etwas Anderes in Brand!"

Lächelnd zündete Wolfram sich Eine an.

Als sie aus dem Gebirgsthal in die Fläche herausgekommen waren und am Dorfe Schwambach vorüberfuhren, kehrten im dortigen Wirthshause, denn es war Sonntag, gerade vier Musikanten ein: ein Trompeter, ein Clarinetter, ein Geiger und ein Baßgeiger.

„Was denkest Du darüber?" fragte Professor Nix seinen Kutscher.

„Bis ich zurückfahre, wird's schon umgehen," antwortete dieser. „Der Schwambacher giebt einen Freiball."

„Du, da gieb nur acht, daß Dir die Pferde nicht scheuen auf der Rückfahrt! Ein paar feurige Thiere, die Du hast!" so neckte das magere Männlein.

Auf der Hochebene, über die sie nachher wieder dahintrabten, kamen sie in einen Eichenwald, an welchem bereits die Blätter gilbten. Manchmal wehte ein goldig leuchtendes Blatt nieder auf die weiße Straße und der Wald war so still und feierlich, daß es dem Professor wie ein Seufzer aus der Brust kam: „Ja, der Herbst!"

Jetzt sahen sie neben der Straße im Laubwerk und Schlinggewächse zwei Mädchen. Junge, erwachsene Mädchen, das eine in putziger Bauerntracht, das andere bürgerlich angethan; das eine mit einem rothen Tuch über dem Haupt, das andere mit einem schwarzen Hütchen. Die unter dem Tuche hatte ein lachendes Rundgesichtlein, die unter dem Hute war blaß und ernsthaft und hatte schwarze Augen.

„Was wollen denn Die?" fragte der Professor den jungen Kutscher.

„Sie haben Körblein bei sich. Wahrscheinlich Brombeeren pflücken."

„Wollt' ein Madel früh aufstehn,
Wollt Brombeer brocken gehn" —

trillerte der Alte. „Kennst Du das?"

„Ja, man singt so," antwortete Wolfram.

„Wenn Du der Jägerssohn wärest," neckte der Alte weiter, „mit welcher von den Zweien wolltest Du Brombeer brocken?"

„Weiß 's nit," sagte der Bursche.

„Na, dann ist es mit Dir noch nicht gefährlich!" lachte der Professor, dem Burschen auf die Achsel klopfend.

„Just übel wär' Keine — von den Zweien," sagte der Wolfram.

„Na, dann ist es gefährlich," setzte Jener bei. Sein frisches Gesichtlein unter dem grauenden Haar war plötzlich ernsthaft. Und die Mädchen waren ihren Augen entschwunden.

Als der Wagen wieder aus dem Walde kam, sah man in der Ferne die zwei weißen Thürme von Geßnitz. Sie leuchteten nur schwach durch die nebelgraue Luft. Hinter dem stattlichen Marktflecken die Berglehne konnte man nicht mehr

erkennen. Und gerade dorthin hatte Wolfram sein Auge gerichtet.

„Siehst Du den Salmhof?“ fragte ihn der Professor.

„Man sieht nichts,“ antwortete der Bursche.

„Liegt sie Dir im Sinn?“ fragte der Professor.

„Aber ich kenne sie ja gar nicht,“ entgegnete Wolfram. „Das ist wieder nur so von meinem Vater etwas. Weil sie Geld hätte, meint er. Ich denke, es muß nicht alles Geschäft sein, was der Mensch thut.“

„Brav bist, mein Sohn!“ sagte der Professor, „für Geld heiratest Keine. Aber ganz verachten mußt auch das Geld nicht, wenn sie zufällig eins hat. Geld ist Mist, aber Mist ist Dung, und Geld ist der Dung des ehelichen Glückes.“

„Die Salmhoferische wäre mir auch viel zu fürnehm,“ bemerkte der Bursche, „die will höher fliegen als auf ein Wirthshaus, sagen sie. Körbe kann ich auch in Kirchbrunn haben, da brauch' ich d'rum nicht gar bis Geßnitz zu gehen.“

„Junge!“ rief der Alte und hieb ihm die Hand auf den Rücken, „Du bist nur zu wenig keck! Ein Kerl, wie Du bist, verlegt sich nicht auf Korbhandel. Aber auch nicht dreinpatschen! Keck und klug!“

Der Wolfram schwieg. Ueber die Hochebene her strich ein kühler Wind, der brachte Regenschauer.

„Ist schon gut,“ rief der Professor ins Weite hinaus; „Herrgott, ich sehe Deinen guten Willen, mir den Abschied von der Sommerfrische so leicht als möglich zu machen. Hast Du nichts dagegen, Wolfram, so machen wir den Wagen zu!“

Das war bald geschehen, aber dann saß der Kutscher auf dem Bock und der alte Herr in dem finsteren Lederkotter. An das hatte er nicht gedacht. Nach einer Weile klärte sich

der Himmel wieder, und da waren sie auch schon in Geßnitz auf dem Bahnhof. Professor Nix sprang rüstig aus dem Wagen. „Wolfram, mein Sohn!" sagte er noch, „geweint und gelacht wird nicht. Höre auf zum Wachsen, bleibe munter und mach' keine Dummheit. So Gott will, im nächsten Sommer komme ich wieder!"

Damit sprang er auf das Trittbrett, denn es läutete das drittemal und der Sommerfrischler dampfte ab in die große Stadt.

Wolfram schaute dem Zuge nach und dachte: Der gute Professor Nix! Seinen bluteigenen Oheim kann man nicht lieber haben. Die elf Jahre kommt er schon nach Kirchbrunn und ist immer der Gleiche. Wenn er lacht, ein Kind, wenn er schwärmt, ein Jüngling, und wenn er guten Rath giebt, ein Greis. Wenn man nur eigentlich wüßte, wie alt! Die Leute tragen ihn auf den Händen, das deutet auf ein Kind hin. — Und jetzt, Fuchsen, heimwärts nach Kirchbrunn.

Der Bursche war seit fünf Minuten anders geworden. Früher der fast befangene, wortkarge, dienstwillige Dorfwirth, der sein Verhältniß fühlt dem vornehmen Gaste gegenüber; jetzt der aufgeweckte, keck dareinschauende Hausbesitzerssohn von Kirchbrunn, sein eigener Diener und Herr, Kutscher und Cavalier zugleich auf dem Wagen. Nachdem er im Posthause etliche Briefe abgegeben, ein Kistchen mit Liqueuren in Empfang genommen und auf dem Kutschbocke noch ein paar Gläser Bier ausgetrunken hatte, ließ er seine Zunge schnalzen, das ersetzte bei den klugen Rößlein stets die Peitsche, und ließ heimwärts traben.

Bei einer Straßenbiegung sah er vor sich an der Berglehne einen stattlichen Bauernhof liegen; der nahm sich fast schloßartig aus, hatte sogar ein Thürmchen, auf dem eben

Mittag geläutet wurde. Es war, als ob die Glocke zur Straße herabriefe: Komm, komm! Komm, komm! — Allein der Wirthssohn aus Kirchbrunn fuhr stolz vorüber. — Oh, zu Der hätte ich weit! dachte der Wolfram. Wenn ich jetzt zur Haustochter im Salmhof hinauf wollte, um zu freien, da müßt' ich erst wissen, ob sie mich gern hat. Und ihr Gernhaben möchte mich nur freuen, wenn ich in sie verliebt wäre. Und verliebt in sie könnte ich nur sein, wenn ich mit ihr bekannt wäre, und das ist wieder nur möglich, wenn man sie einmal gesehen hat. — Ich weiß gar nichts von ihr, als daß mein Vater sagt, das wäre eine Frau für den „Schwarzen Adler" zu Kirchbrunn. Gott, bis sich so ein langer Faden abwickelt! Und am Ende wär' nachher ein Scheusal im Knäuel. Hübsche Dirndln haben kein Geld. Reiche sind oft nicht recht sauber. — Hia, Füchseln! Heim zu geht's! —

Der Himmel hatte sich fast aufgeheitert, es ward ein sommerlich warmer Mittag. Als der Wagen in den Eichenwald kam, leckerte es die Pferde nach grünem Krante, das am Wege wuchs, und sie nahmen im Vorbeigehen manche Schnauze mit sich.

„Wenn es euch so sehr nach Preiselbeerkraut und Enzianen gelüstet," sagte der Wolfram, „ich fände zwar nichts Gutes dran, aber es sei euch wohl vergunnt. Spannen wir ein bißchen aus."

Er ließ den Wagen ein wenig von der Straße seitwärts auf ein grünes Angerlein ziehen, löste die Pferde los und hieß sie sich frei ergehen zwischen den Bäumen. Er selbst schlenderte auch so dahin, und da es gar warm und wohlig geworden war und die Pferde eine prächtige Grasbank gefunden hatten, so streckte er sich aufs Moos. Ein Stündel Rast kann

nicht schaden. Heute ist ja doch Alles beim Schwambachwirth, und in Kirchbrunn nichts los. Da kommt man noch früh genug heim. — Die Arme unter dem Haupte, so lag er auf dem Rücken schlank ausgestreckt und schaute in die hohen Baumkronen auf. — Warum im Herbst die Vögel nicht singen wollen! dachte er, kein einziger! Ist es denn gar so schlimm? Ich merke keinen Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst ....

Fast ein wenig geschlafen mußte er haben. Regentropfen weckten ihn auf. — Ja, Knabe, es ist doch ein Unterschied zwischen Frühjahr und Herbst. — Eilig stand er auf, die Pferde waren nicht weit, er führte sie über das weiche Moos hin gegen den Wagen. Jetzt erlebte Wolfgang eine Neuigkeit. In seinem Wagen hatten sich fremde Wesen eingeheimt. Er hörte schon von weitem kichern und lachen. Die zwei Brombeermädchen waren vom Sprühregen unter dieses Dach gejagt worden und der Fürwitz der Einen hatte alsogleich Besitz ergriffen von dem herrenlosen Wagen, der so mutterseelenallein unter den Bäumen stand. Der Schlag zu beiden Seiten geschlossen und zugefenstert, so hockten sie nun darinnen auf dem Lederpolster und waren just daran, in diesem feinen Gelasse ihr mitgebrachtes Mittagsmahl zu verzehren. Brot und Käse hatten sie, das schnitten sie auf dem Schoße säuberlich in Stückchen, naschten auch von den gesammelten Brombeeren dazu. Die Eine mit dem blassen Gesichtchen war ernsthaft, die Andere mit den blühenden Wangen und dem rothen Kopftuche darüber war voller Schalkheiten.

„Hui sauer!“ kicherte Diese; „da wär' mir schon ein Bussel lieber.“

„Das kannst auch haben, Frieda,“ sagte die Andere und that, als wollte sie einen Kuß hergeben.

„Geh, geh, Haustochter Kundel!“ wehrte die Frieda ab, „da müßtest erst einen Schnurrbart haben!“

„Ah so!“ antwortete die Andere. „Wie kommst Du mir denn vor, Jungdirn?“

Da trillerte die Frieda:

„Busserlgebn, busserlgebn,
Das is nit Sünd,
Hat mir's schon d' Muater glernt
Als a kloans Kind!“

„Ich kann da nicht mitreden,“ gestand die mit dem Hütchen.

„Mich ärgert 's nur,“ warf die Frieda ein, „da reden und singen sie immer davon, daß Einem ordentlich der Mund wässerig wird, und wann's Ernst werden will, ist's verboten. Und das ist auch dumm: Heimlich möcht' man's probiren, und kommt Einer, schwupps hat er Eine auf der Wange!“

„Wer wird denn so leckerig sein!“ sagte die Kundel, „das sind lauter Dummheiten.“

„Weißt, von wem ich ein Bussel möcht'?“ gab das frische Rundgesichtel zu rathen, denn es schien, als wollte sie einlenken.

„Wahrscheinlich von einem schönen Junggesellen,“ antwortete die Kundel.

„Von einem Mannsbild nit!“ versicherte die Andere. „Von einem Mannsbild möcht' 's mir grausen. Weißt Du: Ein Kindel, wenn ich hätt', von dem möcht' ich ein Bussel.“

In demselben Augenblick machte der Wagen einen Ruck und rollte davon.

Einen grellen Schreckruf hatten die beiden Mädchen ausgestoßen und dann ein Jammergeschrei erhoben. Das nützte

nichts und schadete nichts, die Rößlein trabten flink die Straße entlang, der Wolfram auf dem Bocke schnalzte tapfer mit der Zunge, und so rollte es dahin wie der Wind, die Richtung gegen Kirchbrunn. Der Wolfram hörte das Gekreische und Hilfegeschrei in der Kutsche, er schmunzelte bei sich: „Das ist kein schlechter Spaß, ich entführe sie zum Freiball nach Schwambach. Zwei fremde Brombeerbrockerinnen, denen die Brombeeren nicht süß genug sind. Na, wartet!"

Als die gefangenen Dirndeln merkten, daß ihr Geschrei nichts richtete und das Hinausspringen zum Wagenschlag gefährlich sei, wurden sie mäuschenstill und beriethen unter sich.

„Zwei Rösser sind angespannt und auf dem Bock ein Mannsbild!" flüsterte die Kundel. „Frieda, was wird mit uns geschehen?"

„Haustochter, wir kommen ins Afrika und werden als Sklaven verkauft," antwortete Die in dem rothen Tuche mit einer Ernsthaftigkeit, in der man den Schalk kaum herausmerkte.

„Ich spring' aus!" rief die Kundel.

„Dann bist hin!" antwortete die Frieda. „Ich glaube, wir bleiben hübsch sitzen. Kommen wir durch eine Ortschaft, so schlagen wir Lärm."

„Um keinen Streich!" versetzte die Kundel. „Die Schande! Eher laß ich mich entführen bis zum großen Wasser, dort springe ich hinein."

Die Frieda hatte mittlerweile zum Fenster hinausgelauert und gefunden, daß der Mann auf dem Kutschbocke, soweit man von ihm etwas erblicken konnte, nicht allzu schrecklich aussehe. Ja, es wollte sie bedünken, als hätte sie diesen Menschen schon irgendwo gesehen, ohne Furcht vor ihm zu

empfinden. Darüber waren die Beiden nun ein bißchen getröstet.

Draußen regnete es, die Tropfen schlugen scharf ans Fenster und schwere Nebel hatten sich niedergelegt über die Ebene, daß es schier dunkel ward. Und der Wagen rollte unablässig fort und in das Ungewisse hinein.

„Ach, mein junges Leben!“ seufzte die Kundel. „O dieses unglückliche Brombeerbrocken.“

„So kommt es, wenn man am Sonntag die heilige Messe versäumt und im Walde umgeht,“ sagte die Frieda lustig.

„Zwick' mich am Arm!“ bat die Kundel.

„Du kommst mir wunderlich für, Haustochter. Warum soll ich Dich jetzt am Arm zwicken?“ fragte die Frieda.

„Damit ich wach werde. Drei Heuschöber verwett' ich, das ist nur ein Traum. Ich habe vor kurzer Zeit eine Rittergeschichte gelesen, wie der Raubritter Kuno das schöne Burgfräulein Adelgunde auf einem Rappen entführt hat. Das kommt mir jetzt im Schlafe vor. Ich bitte Dich, so wecke mich doch auf!“

Frieda kicherte. „Wenn es bei mir auch ein Traum sollt' sein, dann sei so gut, wecke mich nicht auf,“ sagte sie. „In einer so fürnehmen Kalesch' bin ich mein Lebtag noch nie gefahren und werd' auch gewiß nicht mehr die Gnad' haben. Jetzt laß ich mir's schmecken und denk' an nichts. Wenn er uns hinführt, so muß er uns auch zurückführen, jetzt kommt mir die Kurasch.“

„Frieda, Du bist schrecklich leichtsinnig!“ sagte die Andere. „Du bist nicht leichtsinnig und mußt auch mit.“

„Wenn ich glücklich davonkomme, so stifte ich eine Kapelle im Eichenwald,“ betheuerte die Kundel.

„Und ich gehe hinein beten!“ nahm die Frieda sich vor. „Jetzt wollen wir die gnädige Frau spielen und Brombeeren naschen.“

Die Brombeeren wären großentheils auf dem Kutschboden zu suchen gewesen, auf welchem sie zerstreut umherlagen.

„Sind die Rösser schwarz?“ fragte die Kundel plötzlich.

„Fuchsbraun,“ antwortete die Frieda.

„Gott sei Lob und Dank!“ warf die Kundel hin.

„Warum?“

„'s kunnt auch der Teufel sein Spiel haben!“

„Ich weiß mich nicht schuldig. Bin eine arme Magd.“

„Schuldig weiß ich mich auch nicht,“ sagte die Kundel, „wenn nicht etwa die fürwitzigen Träume was machen, manchmal. Dem Ritter Kuno traue ich um keinen Preis.“

„Ritter machen mir wieder nichts,“ gestand die Frieda, „aber wenn gerade so ein sauberer Bauernknecht käm', da wollt' ich für nichts gutstehen.“

„Oder ein kernfester Holzknecht aus dem Siebenbachwald!“ neckte die Andere.

„Laß das gut sein, Haustochter, ich mag nichts hören von ihm,“ so antwortete die Frieda.

Aehnliches sprachen sie halb im Ernst, halb im Scherz, halb in süßer Verwirrung. Der Jungmagd Frieda kam es possierlich vor, daß sie heute einmal mit der gleichen Elle wie die Haustochter gemessen wurde. Plötzlich hielt der Wagen. Ringsum standen, von düsteren nässelnden Nebeln halb verschleiert, Scheunen und Häuser, und aus einem solchen klang helle und grelle Tanzmusik.

„Du,“ flüsterte die Frieda zur Genossin, „jetzt kenn' ich mich aus, wir sind in Schwambach.“

Zweiter Abschnitt.

Der Wolfram öffnete den Wagenschlag. „Schöne Jungfrauen,“ sagte er schmunzelnd, „da sind wir. Ich bin der Adlerwirth aus Kirchbrunn, ein durch und durch bösartiger Geselle, und lade Euch zu einem Tanzel mit mir beim Schwambachwirth.“

Die mit dem rothen Tuche wollte zeigen, daß sie sich durchaus nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse, sie machte daher, rasch aus dem Wagen steigend, einen Knix und sagte: „Wird uns eine große Ehr' sein! Aber nimm Dich inacht, Adlerwirth, wir sind auch bösartig.“

„Nachher stimmt's,“ versetzte der Wolfram, Roß und Wagen dem Hausknechte überlassend. Er nahm die Eine gleich am rechten Arme, während die Andere sich an seinen linken hielt. Diese schwieg, dachte aber bei sich: Ist er nett, so wird's sein, und sonst wird er gefoppt.

Also trat zum Erstaunen der Leute der Schwarze Adler von Kirchbrunn mit den beiden hübschen Dirndln ins Haus und alsogleich die Stiege hinan auf den Tanzboden. Einen funkelnden Silbergulden warf er auf den Spielleuttisch, da schrien die Pfeifer und Geiger vor Freuden auf, und einen „gestrampften“ Steirischen machte der Wolfram mit der, welche Frieda hieß. Wenigstens ein Dutzend junger Paare reigten zugleich, die Burschen mit den Händen klatschend, mit der Zunge schnalzend, lustig jauchzend oder kecke Liedlein singend, die Mädchen sich den Tänzern sanft anschmiegend, ihre Köpflein hingegeben an die Brust der Burschen legend; Manche schloß also im Arme des Trauten die Augen, als wolle sie die Seligkeit bis an die äußerste Grenze austräumen. — Macht es nicht auch die Frieda so? Liegt sie nicht hin-

gegossen an die breite wogende Brust Wolfram's, von seinen Armen fest umschlossen, von seinem Auge, das unverwandt auf ihrem blühenden Gesichtlein ruhte, bewacht, und angeweht die heiße Stirn, die glühenden Wangen von seinem warmen Athemhauch! Wohl war's nach ihrer scheinbar gelassenen Sicherheit zu vermuthen, daß sie heute vielleicht nicht ganz das erstemal einer solchen Kopflehne sich erfreute, doch aber der Unterschied! Ach Gott, was nicht für ein Unterschied ist zwischen Mannsbild und Mannsbild! — O du herziger Schatz! dachte sich der Wolfram, Dich habe ich gefangen, wie man das Vöglein fängt mit der Falle, und Dich laß ich nimmer frei, nimmer! mein Lebtag nimmer. Die Frieda, die dachte gar nichts mehr, sie fühlte, als würde sie hingetragen durch die Lüfte, hoch über den Erdboden, hoch über den Wolken — wohin? Das wußte sie nicht, war ihr auch ganz gleichgiltig.

Endlich war der Tanz aus. Der Wolfram ließ seine Genossin lockerer und erinnerte sich nun, daß er deren zwei gehabt hatte. Wo war denn die Andere! — Der Schwambachwirth hatte schon Lichter aufgesteckt im Saale, aber die Andere war nicht zu sehen. Sie wird schon auch gut aufgehoben sein, flüsterte Eins dem Anderen zu, und die Beiden machten sich nicht viel daraus. Mittlerweile tranken sie auch Wein, die Frieda mit, der Wolfram ohne Zucker. Die Leute ringsum wurden immer lauter, lustiger und toller, und Weindunst und Menschendunst betäubten die Herzen und regten sie auf. Dort und da im dämmernden Winkel lauerte ein Einschichtiger und schleuderte scheelsüchtige Blicke auf die glücklichen Pärchen, wovon viele ganz in sich selber versunken und weder Auge noch Ohr hatten für die Umgebung. So auch der Adlerwirthssohn von Kirchbrunn und seine Entführte. War

nur erst der Abend vorgerückt, dann wollte er mit ihr ein unbelauschtes Plauderstündchen halten und sie nach ihrem Herkommen fragen. Uebrigens war es recht reizend, daß er nicht wußte, wer sie war, und falls er hätte voraussetzen können, daß auch er ihr unbekannt gewesen, that es ihm fast leid, sich vorgestellt zu haben. Sich so weltfremd sein und sich so innig umschlungen halten, das ist ja doch ein Hauptspaß, wie es nicht leicht einen zweiten giebt.

Als es draußen rabenschwarze Nacht geworden war, trat durch das Gedränge ein Holzknecht aus der Kirchbrunner Gegend auf den Wolfram zu und sagte: „Der Adlerwirth soll hinaus kommen in den Hof, dort möcht' wer sprechen mit ihm."

Aha, fiel es dem Burschen bei, die Andere! Jetzt will die Andere dran. Hätte sie sich nicht einen Anderen aussuchen können? Nun aber, da er sie schon mitgeführt hat, muß er auch an ihr Ritterdienste üben.

Es war aber nicht die Andere, sondern ein Anderer, der im Hofe seiner wartete. Am Brunnentroge lehnte, er und vom Küchenfenster hinaus fiel das breite Licht auf seine Gestalt. Ein baumstarker Kerl stand da, in der Tracht der Gebirgsholzhauer, mit wildwuchernden Bart und tief ins Gesicht gedrücktem Hute.

„Grüß Dich Gott, Adlerwirth! Geh nur her! Komm nur herüber da!" Also lockte der ruppige Geselle mit einem zarten Fistelstimmlein den Wolfram hinter den Brunnentrog.

„Wer ist's denn?" fragte der Wolfram.

„Komm nur her zu mir!" sagte der Andere.

Der junge Adlerwirth erkannte in dem Manne jetzt einen Holzarbeiter aus dem Siebenbachwalde, welcher von den Leuten der Schopper-Schub genannt ward. Der Mann war

mehrmals schon im Adlerwirthshause zu Kirchbrunn eingekehrt, hatte sich dort aber stets in die hinterste Ecke gesetzt, ein paar Gläschen Branntwein getrunken und dabei stier vor sich auf den Tisch geblickt. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, aber stets im Aeußern so zerfahren und ungepflegt, daß es sogar den Weibern zweifelhaft schien, ob das ein hübscher oder ein häßlicher Mann sei. Er war nicht in der Gegend daheim und man wußte nicht viel von ihm, als daß er ein tüchtiger Arbeiter, sonst aber ein ungeselliger und sonderbarer Mensch wäre. Irgend Jemand wollte von seiner Vergangenheit etwas gehört haben und deutete an, daß in derselben so etwas wie Brandgeruch zu verspüren wäre.

„Du bist ja der Holzknecht Schopper," sagte nun der Wolfram.

„Ah, kennst mich schon?"

„Was willst denn von mir?"

„Auf ein ganz kleines Wörtel, Adlerwirth. Da stell Dich her, daß ich auch was seh' von Dir. So." Hernach hob er seine Stimme in eine noch weichere Tonlage und sagte: „Adlerwirth, was geht denn Dich die Frieda an?"

„Welche Frieda?"

„Thu' nicht so, mein Lieber, liegt Dir doch nur Eine im Kopf. Wo hast sie denn her, Deine Tänzerin?"

„So?! Meine Tänzerin? Wen kümmert denn die?"

„Die wird schier mich kümmern, Adlerwirth." Dann wurde er um einen halben Kopf höher und setzte in einer keuchenden, wie vor Wuth erstickten Stimme bei: „Wenn Du mir sie nochmal anrührst, nachher —"

„Nachher — ? — Nun!" also jetzt der Adlerwirth und stellte sich stramm vor den Waldgesellen hin.

„— nachher siehst Du keine Sonne mehr aufgehen!"

Der Wolfram trat einen Schritt zurück, so daß er über den Unterbalken des Troges stolperte. In demselben Augenblicke war der finstere Bursche schon über ihm, in der Hand das blinkende Messer.

„Stechen?!" schrie der Andere, im Hause gelte die Musik, polterten die Tanzenden.

„Stechen —" sagte es der Waldmensch langsam nach und ließ den Arm sinken. „Nein, jetzt noch nicht. Du hast es vielleicht nicht wissen können, daß sie mein ist. Das Unband sagt's ja Keinem! Aber aufgesetzt ist sie mir! Das Grausen, das sie haben, diese Gäns', vor einem Manne, der kein Nest hat und bei dem 's Weib selber sein Brot muß verdienen. Na freilich, besser ist's schon, wenn das Mandel alles zusammenschleppt, was Weib und Kind noth haben — ich glaub's. Ein armer Holzarbeiter kann so was nicht leisten und desweg ist er der Niemand bei den Weibsbildern. Aber wenn Eine ins Wasserfloß stürzt und unters Mühlrad kommt, da ist er gut genug, der Waldbär, daß er sich gegen das Rad stemmt, ehe die Kröt' — Creatur, will ich sagen — todtgedrückt ist — ja freilich, da ist er gut —"

Der Wolfram war wieder frei geworden und so fragte er nun: „Red' deutlich, wie stehst denn mit ihr?"

„Hast es nicht gehört, im vorigen Winter? Am Faschingdienstag! Der Salmhofer läßt seine Leute zum Freiball gehen nach Geßnitz. Die Frieda auch mit. Ich vor sie hin, werb' um einen Tanz. Dank schön! sagt sie und geht einem Anderen nach. Sich halb zu Tod tanzen und beim Heimgehen in der Nacht auf dem Steg schwindelig werden — und plumps in den Mühlbach. Schwimmen kann sie wie ein todter Spatz, und schnurgerade der Mühle zu, wo das Rad geht. Jesus, wenn ich ihr in derselbigen Nacht nicht wäre nachgeschlichen!

Gleich spring' ich in die Radlaufe, stemm' mich an. Das Zeug steht still, und wie mein stolzes Schätzel dahergeschwommen kommt, zieh' ich's heraus und sag': Guten Morgen! — Nach einer langen Weile, wie sie wahrnimmt, wo und bei wem sie ist, und wie sie fertig vom Wasserspucken, sagt sie: Dank schön! und läuft davon. Just wie auf dem Tanzboden. Dank schön! sagt sie und läuft davon."

„Das ist wohl brav von Dir gewesen," versetzte jetzt der Adlerwirth.

„Still sei!" knurrte der Holzhauer, „gelobt bin ich schon mehr als genug worden, das hilft mir nichts. Die Dirn will ich haben."

„Hätte ich das gewußt," also der Wolfram, „daß Du ein Recht auf sie hast, so wollt' ich mich nicht an sie gemacht haben. Aber das möchte ich wissen: hat sie Dich auch gern?"

Jetzt zuckte der Andere zusammen, tief ließ er sein Haupt sinken, preßte das Gesicht in den Ellbogen seines Armes und hub an zu gröhlen.

„Zur Liebe kann man Niemand zwingen," sagte der Wolfram.

„Verfault! Ihre Knochen von den Würmern abgenagt, wenn ich nicht bin!" gurgelte der Waldmensch schluchzend. „Und ihr Leben, mit dem sie jetzt da drinnen wie eine Mairose steht, das hat sie von mir, das gehört mir! Und wenn ich zum hohen Gericht gehe, so muß es mir zugesprochen werden."

„O du guter, armer Mensch," sagte nun der Wolfram. „Leben und Liebe, das wird wohl ein großer Unterschied sein. Dir ist gewiß noch die Zeit im Kopfe, wo die Leute leibeigen gewesen sind. Wen Du dazumal gekauft oder gewonnen hast oder auf der Straße gefunden oder im Mühlbach, der ist

Dein gewesen mit Seel' und Leib. Das ist anders geworden. Eine Dienstmagd hat freilich auch ihren Herrn; wenn ihr wer das Leben rettet, so soll sie dankbar sein, aber ihr Herz kann sie verschenken, an wen sie will."

„Nachher ist's aus," sagte der Schopper-Schub.

„Hast sie denn gar so gern, Holzknecht?"

„Sündhaft gern. Und schon lang her. Und gerade die! Und just die! Als ob ich besessen wär'! Zu Wallischdorf draußen habe ich einen Vetter, der hat mir vor einem Jahre sein Bauerngut wollen in Pacht geben, es wär' mir besser gangen, als wie da oben im Siebenbachwald. — Ich habe nicht fort können — ihretwegen nicht. Alle Sonntage gehe ich hinaus in die Geßnitzerkirche und stehe hinter dem Thurmpfeiler und schau' hin auf den Platz unter der Kanzel, wo sie sitzt. Und geh' dann wieder in den Wald zurück. — Wenn ich wüßt', wer mir diese Lieb' hat angethan!" Er knirschte mit den Zähnen, als wollte er den Missethäter zermalmen.

Eine Magd, die mit dem Wasserzuber zum Brunnen kam, unterbrach dieses Gespräch. Der Schopper-Schub packte den jungen Adlerwirth am Arm und raunte ihm zu: „Hüte Dich!" dann schritt er rasch über den dunklen Hof dahin.

Als der Wolfram in einer recht wunderlichen Stimmung zurück ins Haus kam, hörte er von mehreren Seiten zugleich, daß die Salmhofertochter von Geßnitz da sei! — Die Salmhofertochter! da horchte der junge Adlerwirth einmal auf. Und die Erregung im Wirthshaus war keine geringe. Das ist schon eine besondere Auszeichnung des Freiballes beim Schwambachwirth, daß ihn die Salmhofertochter besucht. Die Fürnehmste in der ganzen Gegend, die von den Burschen heimlich Begehrte und doch nur wenig Umworbene, weil sie

stolz und unnahbar. Ist sie mit ihrem Vater da? oder mit einer Gesellschaft von Geßnitzer Bürgern und Bürgerinnen? oder gar mit einem Bräutigam, der sie heute das erstemal als Braut aufzeigt! Das alles nicht! Ganz allein soll sie sitzen d'rin im Extrazimmer, nur die Schwambachwirthin bei ihr, welche ihr Gesellschaft leisten zu müssen glaubt, trotzdem sie draußen in der Küche alle Hände voll Arbeit hätte. Will denn Niemand ins Stübel, die Salmhofertochter zu unterhalten? — Dachte der Wolfram: Kennen lernen möchte ich sie doch, dieselbige, von der es immer heißt, sie wäre die richtige Adlerwirthin. Was kann mir geschehen, wenn ich sie zu einem Tanz auffordere? Weist sie mich ab, so drehe ich mich vor ihrer Nase mit einer Anderen um und um.

Wie nun aber der Wolfram ins Extrazimmer trat, sah er am weißgedeckten, mit feinem Backwerk besetzten Tische neben der dicken Wirthin das schwarzbraune Mädel sitzen, welches er mit der Anderen, der Frieda, in seinem Wagen kecklich dem Walde entführt und nach Schwambach gebracht hatte. Und das — das wäre die Salmhofertochter, die stolze Kundel?

Er brauchte sich nicht erst nach einer Ansprache zu besinnen.

„Da ist er ja, der tapfere Ritter," so redete sie ihn schier ernsthaft und gelassen an. „Schön ist es nicht vom Adlerwirth, daß er sich um die zweite Entführte gar nicht mehr umsehen will, bevor er die erste zu Tode getanzt."

Der Wolfram stammelte eine Entschuldigung. Die Kundel sah recht gut ein, daß es das beste sei, das Abenteuer, welches ihr nun gar nicht geheuer schien, ins Scherzhafte zu ziehen. Sie rückte daher ein wenig auf der Bank und sagte: „Setzen Sie sich nur willig her zu mir, es wird Ihnen nichts mehr

Anderes übrig bleiben. Sie zahlen mir jetzt ein feines Nachtmahl, tanzen Einen mit mir und führen mich dann wieder nach Hause."

Das war alles so ernsthaft und kühl gesprochen, als ob sie zu einem Diener redete. Er setzte sich hin neben sie und that, wie sie befohlen hatte. Alsogleich ward es im ganzen Hause kund: der schwarze Adler von Kirchbrunn und die Salmhofertochter von Geßnitz sitzen bei einander, essen und trinken miteinander wie ein Brautpaar. Und als die Beiden gar Arm in Arm auf den Tanzboden traten, da wichen die Leute nur so in Staunen und Ehrfurcht zurück, daß das schöne junge Paar fast allein den Reigen tanzte im Saale. In der Ecke hinter dem Stiegenverschlag stand die Frieda, ein großer Schreck hatte ihr Antlitz blaß gemacht. — Er ist verspielt! so konnte sie noch denken, meine Haustochter hat ihn, da ist er verspielt für die arme Magd. Ist das ein Tag, dieser heutige Sonntag! — Wie das Paar in der Nähe vorüberreigte, trafen sich die Blicke des Wolfram und der Frieda. In diesem Augenblick war ihm, er tanze mit einem Stück Holz. Fast plötzlich, bevor der Tanz aus war, ließ er die Kundel los und machte vor ihr eine höfliche Verbeugung.

Es half ihm aber nichts, er hatte für den Abend ihr Ritter zu sein und war recht froh, als die Kundel den Wunsch aussprach, nach Hause zu fahren. Endlich saßen die beiden Mädchen wieder im geschlossenen Wagen und der Wolfram auf dem Kutschbock. Als sie aus dem Hofthor des Schwambacher Wirthshauses fuhren, noch zum Abschiede mit hellem Musikklang begrüßt, sah der Wolfram, wie hinter dem Pfosten sich der Waldmensch duckte — dann ging es fort, hinaus in Nacht und Nebel.

Die beiden Mädchen im Wagen führten nicht die angelegentliche Unterhaltung miteinander, wie auf der Herfahrt. Die Kundel war mürrisch und breitete sich so sehr aus, daß die Andere völlig in die Ecke gedrückt wurde. Wohl auch die Frieda war nicht aufgelegt zum Sprechen, sie hatte zu denken genug, und zu thun genug, ihre Gedanken nicht zu verrathen. Wie erschrocken war sie daher, als die Haustochter mit einemmale den Mund aufthat: „Eine wahre Schand' ist's, wie Du Dich heute aufgeführt hast!"

Es hatte schon den Anschein, als wollte die Magd nichts entgegnen, endlich sagte sie aber doch: „Kann ich etwas dafür, daß er zuerst mit mir gegangen ist?"

„Du hast Dich ihm ja angeklettet! Männersüchtige Rassel, Du!"

Nun sagte die Frieda nichts mehr.

„Ich werd' mir's merken," setzte die Kundel noch bei, und damit war das Gespräch zu Ende.

Der Kutscher Wolfram sah träumerisch auf die Bäume, Büsche und Wegplanken hin, die im Scheine der Wagenlaternen gespenstisch auftauchten und verschwanden. Die Laternlichter warfen im dichten Nebel eine Art Heiligenschein um die Kutsche. — Ein sauberer Heiligenschein, das! dachte der Wolfram; wenn ich heute nicht sündige, so geschieht's einzig nur, weil die Gelegenheit dazu fehlt. Jetzt kann ich in der ödweiligen Nacht den langen Weg dahinradeln und nachher wieder zurück. Ein hübsches Vergnügen. Bis ich nach Kirchbrunn komme, stehen schon die Leute auf. Das hat man von seinem Uebermuth. Sonst nichts. — Hia! den Braunen wird's auch schon zu dumm.

Endlich waren sie auf dem Marktplatz zu Geßnitz. Der Wolfram wollte halten, aber die Kundel rief

zum Wagenschlag heraus: „Vorwärts! Zum Salmhof hinauf!"

Und nach einer weiteren Weile hielten sie vor dem großen Hofe, der mit seinen weitläufigen Gebäuden wie leblos dalag. Nur ein gewaltiger Hund reckte sich mitten im Hofe und der knurrte ein wenig, schien ihm aber nicht der Mühe werth, sich weiter um das herangerollte Gefährte zu bekümmern.

Die Kundel wartete im Wagen, bis der junge Adlerwirth abgestiegen war und ihr den Arm zum Aussteigen bot.

„Und was wird jetzt mein Vater sagen?" fragte das Mädchen. „Wenn ich ihm nicht gleich nach der Ankunft in Schwambach einen Boten geschickt hätte, daß er weiß, wo ich bin — Sie hätten seiner Angst nicht geachtet."

Jauchzen wollte der junge Mann über dieses Wort, es war ein Herzenswort gewesen, das erste, welches er von ihr gehört. Ein gutes Kind kann wohl auch ein gutes Weib sein . . . Ei ja, mein Vater kann doch recht haben! Wer Die einmal heimführt!

„Anläuten, geh'!" hastete die Kundel der Jungmagd zu, die schier kopflos dagestanden; und während diese nun an die Hausthür eilte und den Glockenstrang zog, flüsterte die Salmhofertochter zum Wolfram: „Seien Sie schön bedankt, kühner Ritter! Aber wie böse ich auf Sie bin, das sollen Sie noch erfahren. Warten Sie nur! Schnell hinweg! Gute Nacht!"

Diesen raschen Abschied erklärte der Adlerwirth sich so, als sollten die Hausbewohner das nächtliche Gefährte nicht wahrnehmen; das war aber ein wenig anders, die Haustochter wollte es verhindern, daß er der Jungmagd gute Nacht sagen konnte. Und den Wolfram wurmte es richtig den ganzen Weg heimwärts, daß er ohne einen Händedruck, ohne ein einziges gutes Wort von Frieda hatte scheiden müssen.

Dritter Abschnitt.

Jetzt würde männiglich rathen, daß am anderen Tage der alte Adlerwirth zu Kirchbrunn seinem Sohne ein arges Wetter gemacht hätte. Anstatt am Sonntagnachmittage, war der Wolfram mit den Rössern am Montag früh nach Hause gekommen!

Männiglich hätte aber schlecht gerathen. Als am Montag nach zwölf Uhr Mittags der Wolfram erwacht war und die Küchenmagd ihm den Kaffee ans Bett brachte, kam auch der alte Adlerwirth herein, er brachte das Semmelkörbchen, schaute schmunzelnd auf den Burschen hin, der kerzengerade ausgestreckt da lag und gähnend sich noch ein Weiteres streckte.

„Geschlafen hast nicht schlecht,“ sagte der Wirth.

Jetzt kommt's, dachte der Wolfram, und er hat ganz recht, ich verdiene schon eine Portion.

Aber es kam nicht.

„Trink' ihn, so lange er noch heiß ist,“ rieth der Alte, auf die Kaffeetasse deutend, „was Warmes thut immer gut nach einer solchen Nacht.“

Der Wolfram richtete sich, auf den Ellbogen gestützt, halb empor; der Hemdkragen war abzubinden vergessen worden, er lag noch um den Hals; durch die Spalte des weißen Hemdes sah man einen Theil der nackten Brust; das Gesicht des jungen Mannes war ein wenig blässer als sonst, also daß der junge Bart um so dunkler schattete. Die wirren feuchten Haare hingen in braunen Tatzen und Ringen über die Stirn herab. Der Wirth schaute nicht ohne Wohlgefallen auf seinen Sohn. So ein hübscher Junge ist auch ein Capital. Nur muß man ihn versilbern oder vergolden lassen. Sind ja auch in der Kirche die größten Heiligen vergoldet.

„Trau' Einer noch einmal so einem Duckmäuser!" sprach nun der alte Wirth mit schwerem Wiegen des Hauptes und im Tone des Vorwurfes. „Wo unsereiner erst hindenkt, ist der schon gewesen. — Aber," fuhr er fort, „lachen habe ich auch müssen gestern Abends. Wie der Weidknecht heimkommt, sag' ich: Wo denn heute der Wolfram stecken mag mit den Pferden! Daß ihm am Ende kein Malheur passirt ist! — Oh, giebt der Weidknecht Antwort, dem jungen Herrn fehlt nichts, der sitzt draußen beim Schwambachwirth im Extrastübel und thut mit der jungen Salmhofertochter aus Geßnitz Nachtmahl essen. Wär nicht schlecht! sage ich. Ja freilich nicht, meint der Knecht und erzählt mir die ganze Geschichte, wie Du sie mit dem Wagen zum Tanz geholt hättest. Teufel! denk' ich, der geht's scharf an! Der kennt sich aus. Je schwerer man an Eine herankann, desto kecker muß man sie anpacken. — Jetzt hast gewonnen, Wolf, und ich kann Dir's nicht sagen, wie mich das freut. Wirst sehen, jetzt stehst auf einmal ganz anders da. Neider wirst genug haben, ich glaub's! Und nun, Wolf, kann ich Dir's wohl sagen: wir brauchen eine reiche Heirat so nothwendig, wie der Fisch den Schluck Wasser. Seit die neue Eisenbahn drüben geht, steht's nicht gut mit uns Wirthsleuten auf der Kirchbrunnerstraße. Zu harter Noth, daß es mir bisher gelungen ist, unser Ansehen aufrecht zu halten, lange wär' das nicht mehr möglich gewesen. Wir stecken tief in der Schlamaß, mein Bub', wir stecken tief!"

Der Wolfram war von dieser Mittheilung nicht gerade erbaut, er sagte aber nichts darauf, sondern war von diesem bitteren Augenblicke an entschlossen, das Abenteuer mit der Salmhoferischen ernsthafter aufzufassen, als er es bisher gethan.

„Schau nur dazu, Wolf, daß Ihr bald Hochzeit macht!" mahnte der Alte noch. „Ist gut, daß dem Professor sein

Zimmer leer geworden, das lassen wir jetzt gleich herrichten. Wird Euch eh am liebsten sein, ist hübsch groß und ruhig."

„Ja ja!" sagte der Wolfram ziemlich barsch, um dieses Gespräch abzubrechen, welches ihm durchaus nicht heimlich war. Er sah sein Verhältniß zur Salmhofertochter lange nicht so rosig, als sein Vater, und wenn etwas Rosiges für ihn dabei war, so konnte es nur das blühende Gesichtlein der — Anderen sein.

Auf gar keinen Fall war es zu leugnen, daß Wolfram's Sinn nach dem Salmhofe in Geßnitz stand. Und es ereignete sich auch, daß er nun häufig nach Geßnitz fuhr, immer in Geschäften, wie es hieß. Einige Wochen vergingen so, da hatte der alte Adlerwirth die feinste Brautwerberfahrt veranstaltet.

Rollte eines Tages das sorgfältig aufgewichste Gefährte die Straße entlang gegen Geßnitz. Auf dem Bock saß heute der Pferdeknecht, aber hübsch mit flatterndem Hutbande. Im Wagen saßen der alte Adlerwirth und sein Schwager, der Herr Amtscontrolor aus der Kreisstadt. Beide im schwarzen Anzuge, mit Seidenhut und bunten Halsmaschen. Dem Adlerwirth war besonders in den weißen, stramm um die fleischigen Finger gespannten Handschuhen höchst unbehaglich, er war nicht im Stande, den einfachsten Handgriff zu thun, selbst den Ueberrock mußte — als es gegen Geßnitz hin schwüler wurde — der Herr Schwager ihm aufknöpfen, und als sie zur Wegmauth kamen, fanden die eingepferchten Finger in den Taschen kein Geldschnäppchen, so daß wieder der Schwager aushelfen mußte. Trotzdem war der Adlerwirth guten Muthes und hieb dem Genossen ein- ums anderemal die breite Hand auf den Oberschenkel: „Na, was meinst, Schwager, wirst stecken bleiben bei der Anrede?"

„Du wirst Dir noch die Hundeledernen zersprengen!“ mahnte der Schwager fürsorglich.

Der Amtscontrolor war ein dürres Herrchen, dem auch die Kampflust, das heißt die Brautwerbelust aus den Augen blitzte. Der Adlerwirth hatte ihn eigens für diesen Zweck aus der Kreisstadt verschrieben. Es fährt sich doch ganz anders auf mit einer Autorität aus der Stadt, die Schick kennt und Vornehmheit hat. Das Amt, in welchem der Herr Schwager saß, oder vielmehr auf und ab sprang, bestand in einer Fahrkartencontrolorstelle auf der Pferdeeisenbahn.

Nun also, im Bewußtsein voller Ehrenhaftigkeit fuhren sie den Hügel hinan gegen den Salmhof. Da fielen ihnen die zahlreichen armen Kinder auf, die — obzwar schon zur Allerheiligenzeit — barfuß und in schlechten Gewändlein den Weg hin und her liefen. Durch das weit offenstehende Thor rollte der Wagen so rasch in den Hof, daß es mit einem der Kleinen schier ein Unglück gegeben hätte. Alsogleich stand auch der dienstbare Bursche da, der die beiden Pferde in Obhut nahm, während die beiden Herren sich an einen Mann wandten, um so gleichsam wie im Vorübergehen ein wenig die Wirthschaft begucken zu können. Der Angesprochene führte sie bereitwilligst durch verschiedene Gebäude, und überall war es erstaunlich. Dieser Wohlstand, dieser Ueberfluß in Allem. Die Hausthiere in schönsten Rassen, die Vorräthe an Feldfrüchten, an Heu, an Werkzeug, an Wagen und Schlitten, an Häuten, Pelzwerk und Wolle, an Edelholz, kurz an allerlei, woran die meisten Leute gar nicht denken, geschweige es besitzen.

Nach einem solchen Rundgang im Hofe kamen sie zum Eingange in das stattliche Wohnhaus; das Untergeschoß desselben war gemauert und weiß übertüncht, der obere Stock

aus Holz gezimmert. Es hatte viele Fenster, die größer waren als solche bei anderen Bauernhöfen, und mit zierlichen Holztäfelungen ausgeschlagen. Auch an den Dachvorsprüngen waren Holzschnitzereien, das Dach selbst war aus Schindeln und über demselben ragten mehrere weiß übertünchte Schornsteine empor. Neben der Hausthür an der Wand hing eine schwarze Tafel, auf welcher Kundmachungen klebten, denn der Salmhofer war Vorstand der Landgemeinde Geßnitz, die sich einen eigenen „Bürgermeister" wählte, seitdem der Ort Geßnitz selbst eine Marktgemeinde geworden war. Als die beiden Gemeinden sich trennten, wollte jede den Salmhof für sich haben, der lag so gut bürgerlich als bäuerlich, allein der Salmhofer mochte gedacht haben: Lieber der erste Bauer, denn der letzte Bürger, und hatte sich zur Landgemeinde geschlagen, was ihm seine Nachbarn gar nicht hoch genug anrechnen konnten.

An der offenen Hausthüre war in der unteren Weite ein zierliches Holzthörchen, wie solche an vielen Bauernhöfen üblich sind und dazu dienen, daß vom Hofe das Kleinvieh nicht ins Haus laufen kann. An diesem Thörchen grunzten heute aber weder Schweine, noch meckerten Lämmer oder Ziegen, es war umdrängt von armen Kindern, dreijährigen bis etwa zwölfjährigen, die ihre Händchen aufhoben und mit hellen Stimmen schrien: „Bitt' gar schön um ein Allerheiligenbrot!"

Und hinter dem Thörchen stand ein feines, etwas blasses, ernsthaftes Mädchen in dunkelblauem, fast städtisch geschnittenem Anzug, am Halse ein weißes Kräglein, wie es Männer tragen. Dieses Mädchen nahm aus einem großen Korbe, der neben ihm stand, geschnittene Brotstücke und vertheilte sie an die Kinder. Die vorne standen, denen gab sie es in die Hand, den Hinteren, vergeblich nach vorne

Drängenden warf sie die Stücke über den Köpfen zu und kümmerte sich nicht weiter um das Gebalge, welches darüber entstand.

„Da ist sie!" flüsterte der alte Adlerwirth dem Herrn Amtscontrolor zu, und sie zogen ehrerbietig vor ihr die hohen Hüte. Das Mädchen dankte dem Gruße mit einem fast unmerklichen Neigen des Hauptes, scheuchte mit einer lebhaften Handbewegung die Kinder auseinander, und unsere beiden Männer traten in das Haus.

Nach den „Herren Eltern" erkundigten sie sich bei der Kundel. „Bitte nur die Treppe hinauf, Mutter wird in der Küche sein!" Also in höflichem, aber entschiedenem Tone der Bescheid. Der Adlerwirth nickte dem Genossen vielsagend zu. Der Kundel war ihr erheuchelter Gleichmuth ganz ausgezeichnet gelungen, nun aber huschte sie rasch unter die Stiege hin und spähte nach. Es schwante ihr etwas, als gehe dieser Besuch sie an. Für das Austheilen des Allerheiligenbrotes war nun alle Neigung dahin, sie stellte den Kindern den Korb mit dem Reste der Brote vor die Thür und schlich die Treppe hinan.

In der Küche waren zwei Weiber, welche mit langen Messern die Kohlkopfstengel zerschnitten und die Scheibchen in einen Kessel warfen. Beide waren wie Mägde angezogen, nur daß die Aeltere, eine magere und fast kümmerlich aussehende Person, ein weißes breites Schürzenband hatte, an welchem ein Schlüsselbund hing.

„Können wir mit der Frau Salmhoferin reden?" sprach diese der alte Adlerwirth auf gut Glück an.

„Was wird's denn sein?" fragte das Weib in fast schüchterner Weise entgegen und wischte ihre Hände an der Schürze ab.

„Wir sind von Kirchbrunn," sagte nun der Herr Controlor, „und kommen in einer wichtigen Angelegenheit, wie sich's schon manchmal so fügt auf dieser Welt."

„Dann müssen Sie schon zu meinem Manne gehen. Ich weiß nichts," so antwortete die Salmhoferin, wies sie über den Gang bis zur letzten Thüre links und ging wieder an die Bereitung des Schweinefutters.

Bei der letzten Thüre links klopften die Männer höflich an. Drinnen hustete Jemand. Nach einem Weilchen klopften sie zum zweitenmale, und drinnen hustete es zum zweitenmale. Nach dem dritten Klopfen schnarrte es im Zimmer: „Zum Satan, ja hab' ich gesagt!"

Es war barsch, doch der Adlerwirth hielt das Ja im Vorhinein für ein gutes Zeichen. Sie traten ein.

Es war eine schmale längliche Stube mit zwei Fenstern und einem großen Kachelofen. Zwischen den Fenstern stand eine lange Lehnbank, und daneben ein braunangestrichener Tisch. Auf der Lehnbank lag ein alter Mann, der nur mit Socken, einem schwarzen Beinkleide und einem grauen, locker um Brust und Arme flatternden Wollenhemde bekleidet war. Der Mann hatte auf dem Haupte fast kein Haar, hingegen einen üppigen schneeweißen Bart. Das Gesicht war geröthet und hatte eine lange wulstige Nase. Auf dem Schoß hatte der Mann ein weißes Kätzchen, das er fortwährend streichelte und mit Brotkrümchen fütterte. Auf dem Tische lag ein blaues zusammengeknülltes Sacktuch, ein paar Brillen und ein Pack mit Schriften. Daneben stand ein grünglasirter Krug, aus welchem er häufig einen Schluck nahm.

Dieser Mann war der Salmhofer. Der alte Adlerwirth verleugnete seine Befangenheit und grüßte ihn wie einen

Bekannten, denn der Salmhofer war ja oftmals eingekehrt bei ihm in Kirchbrunn.

„Au!" sagte der Alte und richtete sich ein klein wenig auf. „Das ist seltsam. Was seid Ihr denn so närrisch aufgestiefelt?"

Da stellte sich der Herr Controlor vor und begann so zu reden: „Hochachtbarer Herr! Die Schicksale der Menschen sind mannigfach und unerforschlich. Sie hätten wohl auch nie gedacht, daß wir einmal an Ihres Hauses Schwelle stehen würden, und zwar in einer Angelegenheit, die — in einer Angelegenheit, welche —" Da stak er.

„Was wollt's denn?" fuhr der Salmhofer mit seiner breiten, röchelnden Stimme drein.

„Daß wir an Ihres Hauses Schwelle stehen werden, und zwar in einer Angelegenheit, die —" Trotz des neuen Anrandes konnte er noch nicht weiter. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Still sei, Mistvieh!" sagte der Salmhofer zum Kätzchen, welches miaute, und gab ihm mit dem Finger einen zärtlichen Klapps.

„Bitt' Euch, macht's keine Faxen!" hierauf zu den Ankömmlingen, „kann mir's ja eh denken. Meiner Tochter die Fahrgelegenheit zum Schwambachwirth soll ich zahlen. Was kostet sie denn?"

Jetzt lachten die Beiden und meinten, nun wären sie schon bei der Stange. „Billig fahre der junge Adlerwirth nicht bei Nacht und Nebel, leicht koste es den Passagier selber."

Der Salmhofer hob von der Katze die Hand und machte damit einen Schlag in die leere Luft. War das die Antwort? War das nicht gerade, als ob er sagen wollte: Fort mit Schaden?

„Dafür stehe ich gut," sprach nun der alte Adlerwirth, „einen braven Mann bekommt sie. Und lieb haben sich die jungen Leut', wie Tauben."

Der Salmhofer that aus dem Kruge einen langen Schluck, und auf seinem Barte noch die Tropfen, schnarrte er: „Mein Geld willst, Adlerwirth!"

„Aber! Aber!" rief der Adlerwirth. „Wer denkt denn an so was? Geld macht nicht glücklich, sage ich alleweil. Daß sie zusammenpassen, ist die Hauptsache. Das Andere wird sich alles geben."

„Losgehen kann's, wann's will," sagte der Salmhofer und trank wieder. Während er trank, sprang das Kätzchen auf den Fußboden hinab; da fuhr der Alte empor, fing es ein und setzte es wieder sachte auf seinen Schoß.

„Nachher könnten wir vielleicht jetzt mit der Kundel reden?" meinte der Adlerwirth.

„Weiß schon, weiß schon," wehrte der Salmhofer ab. „Das Mädel ist ja schon ganz dumm vor lauter Verliebtheit. — Da bleibst, Vieherl."

Den beiden Männern kam es schier vor, der Alte sei nicht recht bei Trost. Der grüne Krug! Auf jeden Fall reichte der Adlerwirth ihm nun die Hand und sagte in feierlicher Stimmung: „Also abgemacht, Schwieger! Bruder! Gott segne unsere Kinder!"

„Ist schon recht, ist schon gut!" murmelte der Alte, und seine Handbewegung deutete an, sie könnten wieder gehen.

„Er hat zwar einen martialischen Rausch," sagte der Herr Controlor vor der Thür, „aber richtig ist's. Er hat mehr gestanden, als er im nüchternen Zustande beigegeben hätte, und das kann uns recht sein."

Auf der Hausflur begegneten sie der Kundel. Der alte Adlerwirth hielt ihr die Hand hin und sagte weichmüthig: „Jetzt mache ich nicht viel Umstände mehr, Töchterl, ich darf wohl einen Gruß ausrichten beim jungen Adlerwirth zu Kirchbrunn?“

„Bitt' schön,“ antwortete das Mädchen und senkte das Aug'.

„Und wann darf die Hochzeit sein?“ fragte kühnlich der Herr Controlor.

„Je eher, desto besser,“ antwortete das Mädchen. Da wußten die Brautwerber einstweilen genug.

Vierter Abschnitt.

Der Winter war mit viel Schnee gekommen. Das wirthschaftliche Leben des Dorfes nahm eine neue Gestalt an, vom Walde wurden auf Schlarpfen*) große Reisigfuhren gezogen, aus den Berggräben mächtige Holzblöcke geschleift, von den Teichen her schwere Eisladungen geführt. Wer einen Bau vorhatte im nächsten Jahre, der zog jetzt Zimmerholz und Steine zusammen; der Schnee — von welchem nicht Unterrichtete glauben, daß er die Wege versperre — hatte die Bahnen geschaffen, auf welchen die schwersten Lasten leicht weiter befördert werden konnten. Die Straße entlang schellte manch leichtes Schlittenzeug lustig fürbaß und hielt wohl mit seinen Insassen an in Kirchbrunn beim Adlerwirth auf ein Glas Wein. Seit es laut geworden, daß die einzige Tochter des Großbauern zu Geßnitz bald einfahren werde in das Adlerwirthshaus, war dieses den Leuten neuerdings anziehend

*) Aus zwei Baumstämmen gebaute Waldschlitten.

geworden. Einzig nur das Weibervolk betrachtete nun dieses Haus nicht mehr ganz mit den wohlwollenden Augen als ehedem, aber das verdirbt nicht viel; Weibsbilder, meinte der alte Wirth, sind ohnehin nicht die besten Gäste.

Um diese Zeit kehrte eines Tages der Schopper-Schub ein im Adlerwirthshause. Er hatte immer denselben verwilderten Bart, der nie geschnitten wurde und der auch nicht eigentlich in die Länge wuchs, sondern mehr Neigung hatte, sich zu kräuseln und zu filzen, was dem Waldmenschen auch recht war. Mit dem Haupthaar stand es wahrscheinlich auch ähnlich, man sah es aber nie, weil der Mann den Hut immer aufhatte und die schweren schwammigen Krempen zu allen Seiten tief herabhingen. Das mattbraune Lodengewand hatte einige Flicken, doch sah man es an ihrer Ungefügigkeit, daß sie nicht von schlichtender Weibeshand herrührten. Eben fast so unbehilflich war der Verband, den er am linken Arme trug. Daß der Schopper mitten in der Woche Feiertag hatte, kam daher, weil er sich mit der Holzaxt unversehens die Hand gespalten hatte. Weiter war es nichts. Ein Kamerad hatte ihm ein Harzpflaster gemacht und den Verband angelegt; somit ist die Sache in Ordnung, nur daß der Mann einstweilen nicht arbeiten kann.

Also saß der Holzknecht da am dämmerigen Winkeltisch und trank etliche Gläschen Branntwein.

„Wo ist denn der Jungherr?" fragte er auf einmal kurz und scharf.

„Wo wird er denn sein!" antwortete der alte Adlerwirth, „in Geßnitz wird er sein. — Hast was mit ihm?"

„Will selber mit ihm reden," sagte der Schopper. „Ich kann ihm ja nachgehen. Hab' eh Zeit dazu. Was macht's!"

„Dreimal drei macht neun," rechnete der Wirth die drei Gläschen zusammen. „Bekommst von zehn einen Kreuzer heraus."

„Schenkt ihn einem Bettler," sagte der Schopper. Da lugte der Wirth einmal. — Seit wann geben denn die Herren vom Siebenbachwald Trinkgeld? Wahrscheinlich, seit sie s'ch selber die Knochen entzweihauen.

„— Soll einmal ein Vaterunser dafür beten," setzte der Holzknecht bei, während er sich rasch von der Bank erhob und, den Stock fest auf den Boden stoßend, davoneilte.

„Für einen Kreuzer ein Vaterunser," murmelte der Wirth, die kleine Münze in der hohlen Hand schüttelnd, „viel Andacht wird man da nicht verlangen können."

Der Schopper-Schub wanderte die Straße entlang gegen Geßnitz. Der Weg war wohl für den Schlitten eingerichtet, aber nicht für ungelenkige Füße. Das glitt immer nach rechts oder nach links und brachte den Mann in Gefahr, auf seine wunde Hand zu fallen. Trotzdem setzte er seinen Stock fest ein und kam vorwärts. Er sann unterwegs, wie er es machen werde auf dem Salmhof. Das waren ja zwei triftige Gründe, weswegen er jetzt hinausging. Ein fast leidenschaftliches Dankgefühl hatte ihn vom Siebenbachwald herausgetrieben. Der in sein enges Wesen zutiefst eingesponnene, und doch vielleicht gelegentlich einer Selbstentäußerung fähige Waldmensch glaubte, daß der junge Adlerwirth rein ihm zuliebe von der Frieda abgestanden sei und, damit aller Zwiespalt aufhöre, rasch die Andere heiraten wolle; denn es war ihm nicht möglich zu denken, daß unter allen jungen Weibern der Welt nicht die Jungmagd Frieda die Begehrenswertheste sein sollte! — Adlerwirth! wollte er sagen und ihn um den Hals packen, für mein Lebtag bin ich Dein Knecht! Wenn Du einmal in

Noth solltest sein, so rufe mich! Du bist mein treuester Freund auf der Welt! Du hättest das Mädel haben können und hast es mir überlassen, hast Dich einer Fremden angeschmiedet, die Dir gleichgiltig ist, höllisch gleichgiltig. Gott geb's, daß sie Dich recht lieb hat! Und wenn Du einmal wen brauchen solltest, Wolfram, der für Dich lebt und stirbt, so laß mich holen! — Also wollte der Schopper zu ihm sprechen, daß seinem heißen, in Zorn wie in Freude überschwänglichen Herzen Genüge gethan werde. Dann wollte er aber auch ernstlich an die Andere herantreten und am heutigen Tage die Sache endgiltig machen. — Hopp! jetzt lag er im Schnee.

Wenn es so fortgeht auf der Rutsche, so wird das mühesam bis Geßnitz. Ein feines Schellen hörte er hinter sich. Mit flinkem Rößlein jagte und auf leichtem Schlitten saß der Groß-Grübinger von Kirchbrunn, er fuhr auch gegen Geßnitz. Ei, dachte der Holzknecht, dem ist's ein Leichtes, daß er mich mitnimmt. Als der Schlitten vorüberschliff, rückte der Schopper manierlich den Hut, aber der Grübinger that nichts desgleichen.

„He!" rief nun der Holzknecht dem Gefährte nach, zog sein blaues Sacktuch aus der Tasche und hielt es hoch in die Luft, „he, Vetter! Vetter Grübinger!"

Der Bauer hielt an: „Was ist denn?"

„Ihr habt Euer Sacktuch verloren!" rief der Holzknecht. Die List gelang; während der Bauer seine Taschen durchsuchte, kam der Schopper zum Schlitten heran und legte seine Hand schon an das Joch.

„Mir gehört er nicht, der Fetzen!" brummte der Bauer und wollte es wieder vorwärts gehen lassen.

„Nachher muß er wem Anderen gehören," meinte der Holzknecht und steckte das Tüchel in seinen Sack. „Aber gelt,

Vetter Grübinger, Ihr seid so gut und habt nichts dagegen, wenn ich mich da hinten auf die Curve stelle. Ich will nach Geßnitz und es geht so kläglich auf den Füßen. Euer braver Rappen —"

„Kunnt mir einfallen!" lachte der Bauer grell auf, „Hia!" Und der Schlitten glitt rasch dahin, kaum hatte der Schopper Zeit, das Joch auszulassen; sich an dasselbe haltend, stolperte er eine Weile hinten drein, bis der Bauer ihm mit dem Peitschenstock eins auf die Finger gab. Da ließ er los und stand wieder allein mitten in Schnee und Nebel.

„Die Leute sind hart," murmelte er vor sich hin; um so weicher ist der Schnee, in welchen er seine Fersen wieder kräftig einsetzte. Es ging langsam fürbaß.

Als er nach Stunden durch den Markt Geßnitz schritt, war es finster, was sich gar nicht übel traf. Schon einmal hatte ihn hier der Gendarm festgenommen, obschon auch bald wieder losgelassen, nachdem es sich herausgestellt, daß hinter der verwilderten Hülle ein gewöhnlicher Holzknecht steckte. — Auf dem Thurme läutete die Abendglocke. Er zog seinen Hut vom Kopf und betete: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft . . . ." Der junge Adlerwirth war ihm nicht begegnet, also mußte er wohl noch im Salmhofe sein. Der Schopper ging den Hügel hinan, aber nicht nach dem breiten Fahrweg, sondern hinterwärts auf dem Rainsteige. Den Wirthschaftsgebäuden trachtete er zu, er wußte wohl die Futterkammer, in welcher die Jungmagd um diese Zeit ihre Arbeit zu verrichten pflegte. — „Heut' nimm Dich zusammen, Schopper-Schub," so ermahnte er sich selbst. „Denk' nicht immer daran, daß Du verachtet bist. Denk', daß Du auch ein Mensch bist wie alle Anderen, und sei herzhaft. Gesund und stark zum Arbeiten, Niemand kann Dir was ausstellen

im Holzschlag, Du verstehst Dein Geschäft. Niemand kann Dir was nachsagen; was Du Dein Lebtag hast angestellt, das ist nur Dein eigener Schaden gewest. Die neue Riesen wird sich machen im Waldschlag. In ein paar Jahren bist Holzmeister, da kannst Weib und Kind erhalten so gut wie ein Graf. Warum soll sie Dich nicht gern haben? Wenn ihr Dein Gewand nicht gefällt, so wirf's weg, der inwendige Kerl wird nicht zu schlecht sein für eine brave Dirn. In Gottesnamen, Schopper!"

Der junge Adlerwirth hatte sich im Laufe desselben Nachmittags in der großen Wirthschaft des Salmhofes herumgetrieben. Anfangs that er solches in Begleitung seines künftigen Schwiegervaters, dieser wurde aber bald zurückgerufen, er hatte in Gemeindevorstands-Geschäften zu thun. Der Wolfram spähte überall umher und spielte mit dem Gedanken, was mit all dem geschehen werde, wenn einmal Vater und Mutter mit Tod abgehen sollten. Gegen Abend ins Haus zurückgekommen, gab's eine Jause, aber eine etwas zerrissene. Die Salmhoferin trank ihren Kaffee in der Küche, der Salmhofer trank seinen Weinkrug auf der Stube aus, die Haustochter Kundel schlürfte ihren Thee im Küchenzimmerchen und knusperte süßes Backwerk dazu. Der Wolfram, welcher neben ihr saß, dankte für den ihm gebotenen Imbiß, er sei nicht gewohnt, eine Jause zu nehmen, aber eine Cigarre, wenn er sich anzünden dürfte! Hierauf besprachen sie die Hochzeit. Die Kundel gestand vielleicht mehr unwillkürlich als absichtlich, daß es ihr manchmal schrecklich sei auf dem Salmhofe, daß sie froh sei, diesem Orte zu entkommen. Elternliebe, wovon andere Leute sprechen, habe sie ja doch nie kennen gelernt. Der Vater habe sie ein paar Jahre lang in ein Institut gesteckt, sie nachher zu einer Zierpuppe herrichten

wollen, um sich mit ihr zu prahlen; bei der Mutter wäre überhaupt nichts zu suchen, diese verrichte in der Küche ihre tägliche Arbeit, die geradesogut auch eine Magd besorgen könne, und sei dann zufrieden. — Dem jungen Adlerwirth schmeichelte dieses Vertrauen der Braut und es kam ihm fast gemüthlich vor im Stübchen, bis die Kundel plötzlich und ziemlich rasch das Fenster aufmachte. Der Tabakrauch ging freilich hinaus, aber die kalte neblige Winterluft ging herein. Endlich verabschiedete der Bräutigam sich, und während die Pferde eingespannt wurden, stand er draußen in der Thür der Heukammer und plauderte ein wenig mit der Jungmagd. Er lehnte an dem einen Pfosten der Thür, sie an dem anderen, weiter ließ sie ihn mit der brennenden Cigarre nicht in die Kammer. Sie that's aber nicht des Rauches, sondern der Feuersgefahr wegen.

Ihr Gespräch wurde ganz leise geführt. „Frieda," sagte der Wolfram, „Du wirst doch auch bei der Hochzeit sein?"

„Weiß es nicht," antwortete sie, „ich werde wohl müssen haushüten. Die Haustochter hat schon so etwas gesagt."

„Hat sie?" fragte flüsternd der Bräutigam. „Nein, Frieda, ich will's haben, daß Du bei meiner Hochzeit die erste Kranzljungfrau sein sollst. Es geht doch!"

„Ja, gehen thät's schon," meinte die junge Magd, „aber sein darf's nicht."

„Wer sagt das?"

„— sie."

„Das möchte ich wissen. Ihr seid ja immer gut gewesen miteinander? Und kameradschaftlich."

„Früher, ja," sagte die Frieda, „aber seit dem Tanz beim Schwambachwirth ist sie arg auf mich."

„Laß es gut sein, Dirndel," entgegnete der junge Adlerwirth. „In das Capitel werde ich auch etwas dreinzureden haben. Sie mag zur Hochzeit laden wen sie will, ich werde es auch thun. Und verhoff's, daß wir uns bei der Hochzeit nicht das letztemal sehen werden, Dirndel. Gieb mir die Hand drauf!" Und er schnalzte mit der Zunge, was so seine Gewohnheit war, wenn er Muth und Uebermuth in sich fühlte. „Dirndel, die Hand drauf!"

„Auf das gebe ich keine Hand," war ihre Antwort, „der Mensch weiß nicht Zeit und Stund." Zögernd und zagend hatte sie das gesprochen.

„Und auch zum Abschied willst mir die Hand nicht geben?" fragte er nicht ohne Beklommenheit.

„Zum Abschied — schon gar nicht," antwortete das Mädchen.

„Frieda!" erscholl es in diesem Augenblicke von der Stallwand her. Die Beiden stoben auseinander. Eine männliche hohle Stimme war es gewesen. Der junge Adlerwirth sprang in den Schlitten, und vorwärts ging's durch Nacht und Winter gegen Kirchbrunn.

An demselben Abende war's, als die Jungmagd Frieda die Thür ihrer Kammer verschlossen hatte und nun vor einem Muttergottesbildchen, welches an der Wand klebte, ihr Nachtgebet sprach, als auf einmal wie ein Gespenst der Holzknecht vor ihr stand. Der Schreck war so groß, daß ihr zum Schrei die Stimme versagte. Beide Hände ans Herz gedrückt, so sank sie mit einem Hauch auf den Schemel hin.

„Geschehen thut Dir nichts," also sprach nun der Schopper. „Aber das Leutrufen laß sein. Sie brauchen es nicht zu wissen, was wir Zwei miteinander zu reden haben."

„Wir haben nichts miteinander zu reden," konnte jetzt die Frieda sagen. „Geh fort! Du hast Dich wie ein Dieb hereingeschlichen! Geh fort!"

„Hast wohl recht, Dirndel, wie ein Dieb!" entgegnete der Schopper. „Weil ich Deinetwegen schlecht werden muß. Aber daran schuldig bist Du. Zu einem Engel hättest mich machen können. Und jetzt — jetzt kann ein Teufel draus werden."

„Fort geh!" rief das Dirndel und sprang zur Thür, um sie zu öffnen. Er fing sie auf, hielt ihr die Hand fest und sagte: „Frieda. Sei barmherzig. Schau, ich bin ein armer Bursch'. Glaubt hätt' ich's nimmer, daß Einen die Lieb' so kunnt zurichten. Zwingen kann ich Dich nicht, Frieda. Ich sag' Dir nur das: Wenn Du mich nicht nimmst, so erleben wir was. Mit mir und mit Dir! Ich spring' ins Verderben und Du in Dein Unglück. Der junge Adlerwirth! Unterwegs her bin ich noch voller Vertrau gewesen zu ihm. Und was ich jetzt hab' gehört!"

„Was hast denn gehört?"

„Mehr, als er geredet hat, meine liebe Dirn! Daß der so schlau ist, das hätte ich mir nicht gedacht. Die Eine heiraten, die Andere gern haben! Bist denn Du blind, Frieda! Oder bist wirklich so schlecht?"

„Holzknecht," versetzte jetzt das Mädchen ruhiger, „laß mich aus, dann will ich reden."

Im Augenblick ließ er ihre Hand los.

„Für mich," so redete sie nun, „wär' es auch besser, Du hättest mich zerdrucken lassen vom Mühlrad. Ich dank' Dir's nicht, daß Du mich hast herausgezogen. In der Unschuld wäre ich gestorben, und wie es jetzt steht, seh' ich vor mir nichts, als lauter Sünd' und Elend."

„Den Adlerwirth mußt vergessen!" sagte der Schopper.

„Vergessen! Weißt Du, was Du redest? Kannst Du vergessen? So vergiß mich, ich geh' Dich ja nichts an. Bin nicht Deine Schwester und nicht Dein Geschwisterkind. Such' Dir Eine, die besser für Dich paßt, und mich laß in Gottesnamen zugrunde gehen, wenn es mir schon aufgesetzt ist, daß ich seinetwegen zugrunde gehen soll." Sie weinte.

Der Waldmensch stand wie erstarrt vor ihr. Endlich antwortete er: „Um das von Dir zu hören, bin ich heute weit aus dem Siebenbachwald herausgekommen. — Du Frieda! Flennen darfst mir nicht! Flennen kann ich Dich nicht sehen!" Fast wie drohend stieß er die letzten Worte heraus, und dann fuhr er mit den Fingerspitzen über ihr Haar hin, als ob er sie streicheln wollte. „Frieda!" fuhr er milder fort. „Vor neun Jahren am Magdalenatag, wie sie Deine Mutter haben in die Erden gelegt, habe ich Dich zum erstenmal gesehen. Wie Du dazumal geweint hast, Du liebes Kind, Du arme Waise, so verlassen auf der Welt, — wie Du dazumal so geweint hast, das geht mir nimmer aus dem Kopf, gar nimmer."

„Mein Gott," flüsterte jetzt die Frieda, „Du bist ja ein guter Mensch, ein herzensguter Mensch. Aber jetzt mußt Du fortgehen, Du armer Bursch, schau, es kann nicht anders sein. Ich habe ja nichts gegen Dich, wenn ich nur könnt', wie wollt' ich Dich lieb haben mit Freuden, Dich ganz allein. Und es hätt' eine gute Wendung. Wie es jetzt steht, ich weiß mir ja nicht zu rathen und nicht zu helfen."

„Sollst schuldigerweis so reden?" fragte er.

„Gott Lob und Dank, nein!" antwortete die Jungmagd, „aber fürchten thu' ich mich, so oft ich ihn sehe. Bei der Hochzeit will ich nicht sein, nach Kirchbrunn auch mein Lebtag

nicht gehen. Ich will mich ja hüten, soviel es menschenmöglich ist. An meine Mutter hast mich gemahnt, Schopper. Ihr letztes Wort zu mir ist gewesen: Frieda, wenn Du Dir nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten. Ich will's thun, Holzknecht, und will so lange beten, bis ich Dich recht lieb hab, und nur Dich allein."

Das sagte sie mit solcher Innigkeit, als wäre die Liebe zu ihm bereits da.

„O glückselige Stund'!" wimmerte der Waldmensch und drückte sein bärtiges Gesicht an ihre Schulter, in ihr Haar, „Du herzliebe Dirn, ich geh' schon, ich geh' gern. Beten! Beten! Gute Nacht, Du herzliebe Dirn!"

Also stürzte er wie rasend vor Glück davon, hinaus in die tiefe Winternacht, den jauchzenden Himmel im Herzen, seinen fernen Wäldern zu.

Fünfter Abschnitt.

Ganz Geßnitz war in Aufruhr. Bald nach Mitternacht schon hatten sie angefangen mit den Pöllern zu knallen, und zwar nicht bloß auf dem Salmhof, wo hinter dem Hause ein großes Feuer brannte, sondern auch bei anderen Bauernhöfen der Umgegend, die da zeigen wollten, welch freudigen Antheil sie nähmen an dem Fest- und Ehrentage der Familie ihres großständigen Gemeindevorstandes. Und als über den Dunstschichten der große rothe Sonnenball heraufstieg und die Hochzeitsgäste gegangen, gefahren kamen von allen Seiten her, da knatterten auch die Pistolen drein, das Kleingewehrfeuer zu den Kanonenschüssen, daß es schier zu hören war, als würde eine große Schlacht geschlagen im Thale von Geßnitz. Wo der Weg vom Salmhofe in den Markt hinein-

mündet, war sogar ein Schwibbogen gebaut aus Fichtenreisern. Von der Gärtnerei der Herrschaft Klobenstein war ein großer Brautstrauß gekommen als Hochzeitsgabe, denn der Klobensteiner Baron und der Salmhofer standen miteinander in reger Geschäftsverbindung.

Uebrigens hatte die Hochzeit des jungen Adlerwirthes mit der Salmhofer Tochter etwas Städtisches. Es gab dabei Herrschaften in Frack und mit hohen Seidenhüten, worunter der Herr Schwager Amtscontrolor eine der würdigsten Erscheinungen war. Auch der Salmhofer trug einen sehr langen Frack, einen schwarzen Röhrenhut, einen hohen, aufgesteiften Halskragen mit zwei an beiden Seiten des Kinnes hervorstehenden Spitzen, eine schneeweiße Weste, die über den halben Bauch hinabging, ein schwarzes Beinkleid und tadellose weiße Handschuhe. Die Salmhoferin an seiner Seite sah dagegen ganz bäuerlich und fast ärmlich aus. Der Bräutigam war in schwarzem, dorf-bürgerlichem Anzug, der sich nur auszeichnete durch das Myrtensträußchen am linken Brustflügel. Dieses schwarze Gewand gab dem jungen Manne ein überaus interessantes Aussehen, sein Gesicht schien blasser als sonst, und in seinem großen Auge war ein seltsamer Schmelz, wer es nur hätte sagen können, ob mehr auf frischen Muth oder auf weichmüthige Rührseligkeit hinweisend. Seine natürliche Heiterkeit schien er heute daheimgelassen zu haben beim Alltagsgewand, ernsthaft, gesetzt, wie es einem Bräutigam ansteht, war sein Wesen, und man sah gleich, daß die Würde des Großbauernhofes sich auf ihn zu vererben begann. Die Braut Kunigunde trug ein schweres weißes Seidenkleid mit Schleppe, und auf dem kunstvoll geflochtenen, fast schwarzglänzenden Haar ein Myrtenkränzlein. Ihr schönes Gesicht war jetzt, wie sie vor dem Altare standen, als ob es von

reinstem weißen Marmor gemeißelt wäre. Man hatte zu Geßnitz nie eine Braut gesehen, die so würdig und ernst war, und nie eine, die am Hochzeitstage nicht einmal ein wenig gelächelt und nicht einmal ein wenig geweint hätte. Aber die Kunigunde war eine solche. Manche behaupteten, das wäre ein tiefes Wasser, auswendig eine Mutter Gottes, inwendig —. Ein Glücksmensch sei dieser Adlerwirth! Die Braut so schön, so achtunggebietend, so reich! — Ob sie für eine Wirthin am Ende nicht doch ein wenig zu vornehm ist! Wirthinnen können nicht artig genug sein. — Oho, Wirthinnen können nicht zurückhaltend und ernsthaftig genug sein! — Ein Glücksmensch, dieser Adlerwirth!

Als das Brautpaar vor dem Altare stand, als der Wolfram ihre zarte kleine Hand in der seinen hielt, als der Priester die Stola darüber wand, da machte der junge Adlerwirth im Herzen ein Gelöbniß. — Ich will ein treuer Mensch sein. Junge, leblustige Weiber giebt es genug, auch solche, die Ehrenhaftigkeit verkaufen! Nein. Ich habe jetzt mein Weib. Und ist sie gleichwohl noch frostig wie ein Märztag, ich will so viel Sonnenschein auf sie legen, bis die Blume aufblüht. Durch die Liebe kann man alles überwinden, sagt mein Professor Nix, auch die schlimmen Weiber. Schlimm aber ist sie gar nicht, nur ein wenig herb. Und herbe Trauben geben den haltbarsten Wein. Mein liebes Weib, Du! — Er drückte ihre Hand, sie wußte freilich nicht, was er dachte.

Die Mahlzeit im Salmhofe war üppig bis zum Tischbrechen. Auch dabei ging es so vornehm zu, daß alle Kellner von Geßnitz anwesend waren, um an der Tafel die Speiseschüsseln herumzutragen von Gast zu Gast. Die Braut winkte fast jedes Gericht mit einer Handbewegung ab, sie aß nichts, sie trank nichts, sie sprach nur wenig, ließ aber ihr wachsames

Auge stets in die Runde gehen, um die Ordnung des Dienervolkes zu überwachen und etwaige Verstöße desselben mit einem strafenden Blick, mit einem tadelnden Worte zu rügen. Der Wolfram suchte mit der nebensitzenden Schwiegermutter ein Gespräch zu unterhalten; es war jedoch mit der einfachen, bescheidenen Frau nicht viel anzufangen. Umsomehr fröhlichen Lärm machte der Salmhofer, besonders wenn das weiße Kätzchen, welches er bei sich auf dem Schoß hatte und mit Leckerbissen fütterte, auf den Tisch sprang und ungebührlich ward. Also dachte der Wolfram, werden wir uns nur ans Essen und Trinken halten, dieser Tag wird mit Gottes Hilfe ja auch nicht ewig dauern.

Am Abende, als die Lichter gekommen waren und die Musikanten, hub die Hochzeitsgesellschaft einen anderen Takt an. Es ward laut und lustig, die Leute wogten durcheinander, aber die Braut zog sich zurück auf ihr Stübchen, weil ihr die Aufregung und der Lärm des Tages ein wenig Kopfschmerz verursacht hatten.

Der Wolfram ging hinaus in die frische Luft. Ein klarer Sternenhimmel flimmerte, der Adlerwirth sah ihn kaum, er war in verschiedenerlei Empfindungen versunken, und auf einmal that er einen tiefen Athemzug und sagte halblaut: „Also wäre ich verheiratet!"

Dann kam ihm zu Sinn, was er am Altare gedacht und daß er nun von Jemandem Abschied nehmen müsse mit allem Ernst.

Im Wirthschaftsgebäude war die Gesindestube hell beleuchtet, da drinn ging's fröhlich zu, der Wolfram trat ein. Mit hellem Geschrei hoben sie ihm die Gläser entgegen und tranken auf seine Gesundheit. Er setzte sich ein bißchen zu dem Gesinde an den Tisch, da erschien die Aufträgerin

mit frischem Teller und Glase, legte ihm Krapfen vor, und einschenken, meinte sie, würde er sich wohl selber können.

„Ja, Frieda!“ lachte der Bräutigam der jungen Aufträgerin zu, „einschenken, das kann ich, aber austrinken mußt Du. Auch von Dir will ich eine Gesundheit haben.“

Die Jungdirn nahm das Glas, schwenkte es ein wenig gegen ihn: „Zur guten Gesundheit!“ und nippte.

„Jetzt ist's recht!“ rief der Wolfram lustig mit der Zunge schnalzend und faßte sie an der Hand und blickte ihr frisch ins Auge, „trink' noch einmal, Frieda!“

„Dank' schön!“ antwortete sie schmunzelnd, „es möcht' zu viel sein.“

„So gieb her!“ Er nahm ihr das Glas aus der Hand, und während er ihr fest ins Auge blickte, leerte er es auf einen Zug.

Als er nachher wieder über den Hof schritt, ward ihm bedenklich. — Ein Abschied das? —

— — — — — — — — — — — —

Also das war die Hochzeit gewesen.

Und nun kam das Siedeln. Der Möbelfuhren von Geßnitz nach Kirchbrunn waren so viele, daß die Leute schon sagten: „Mein Gott, wie wird denn das alles Platz haben beim Adlerwirth, es zersprengt ja das Haus!“

Frau Kunigunde war eingerichtet wie eine Gräfin. Alles nagelneue Sachen. Rococo war Mode. Rococo! Man wußte zwar nicht, was das war, bestellte es aber. „Kosten thut auch ein Trödel was,“ hieß es, „also am besten, sich gleich ordentlich einrichten.“ Es gab Ueberraschungen, als die Sachen ankamen. Frau Kunigunde war nicht so leicht zufriedengestellt von den Arbeiten der Tischler und Tapezierer aus der Kreisstadt, sie meinte, das plumpe Zeug sei gar nicht anzusehen

und es wäre am klügsten, solche Dinge geradeswegs aus Paris zu bestellen. Mit diesem Sinn für die feinste Vornehmheit setzte die junge Frau ganz Kirchbrunn in Erstaunen.

Ungefähr eine Woche nach der Hochzeit war der Salmhofer angefahren gekommen, um sich das neueingerichtete Nest der jungen Leute zu besehen.

„Nur so zu, Wolf!" schnarrte er den Schwiegersohn an. „Meine Tochter hat Erziehung genossen. Halt' sie fein! Laß ihr nichts abgehen! Für die Küche nimm Dir eine Köchin, mein Kind hat Nerven, die nicht für den Küchendunst sind."

Der Wolfram nahm diese Verhaltungsmaßregeln ganz ruhig hin. Nach einem Imbiß, der dem Schwiegervater vorgesetzt worden und wobei der Salmhofer einmal seinen würdigen Bart streichelte, und das anderemal seinen Oberschenkel, obzwar heute das weiße Kätzchen nicht darauf saß — bat der alte Adlerwirth ihn auf ein Wort in seine Stube. Der alte Wirth war vor langem Zuwarten auf eine gewisse Unterredung schon ganz aufgeregt geworden. Und weil der Schwieger auch heute wieder nichts desgleichen that, als wäre eine solche an der Zeit, so machte der Wirth nun keine Umstände mehr.

„Schwieger," sagte er, ihm einen Sessel hinschiebend, „mußt schon entschuldigen, es ist, daß man sich einmal ausredet von wegen Lebens und Sterbens. Wir sind nimmer jung und mein Sohn weiß, was er von mir zu erwarten hat. Es ist, daß er weiß, wie er daran ist und die Wirthschaft einrichten kann."

„Hast ganz recht, Adlerwirth, nur alles in Ordnung machen," antwortete der Salmhofer. „Weiß auch, daß mein Kind bei Euch gut gestellt ist. Ist ein gutes Kind, wer es zu behandeln versteht, ein herzensgutes Kind."

„Und eine rechtschaffen stolze Natur," lenkte der schlaue Adlerwirth über, „so daß ich mir schon gedacht habe, ob sie nicht etwa gedrückt ist, wenn . . . Das möchte ich ihr nicht wünschen! Sie wird auch auf was pochen wollen, und hat ganz recht. Ich meine, Schwieger, Du — sollst was schreiben lassen."

Der Salmhofer hatte sich kaum gesetzt, so stand er jetzt wieder auf, nahm Hut und Stock; aber noch an der Thür wendete er sich um und stieß sprudelnd die Worte hervor:

„Ich glaube, die Ausstattung ist nicht zu gering ausgefallen. Hat mich baare zweitausend Gulden gekostet. Nach meinem Ableben — wenn ich um ein Eichtel Geduld bitten darf! — wird sie kriegen, was da ist. Wer denn sonst?"

Ohne ein weiteres Abschiedswort ging der Großbauer zur Thür hinaus und fuhr davon.

Etwas kleinlaut theilte der alte Adlerwirth dem jungen dieses Gespräch mit und fügte bei: „Heißt's halt so weiter fretten derweil. Wie lang wird er's denn machen! Er trinkt zu viel."

Der Frau Kunigunde war es nach ihrem Einzuge ins Adlerwirthshaus vor Allem darum zu thun gewesen, Jedermann zu zeigen, daß sie hier die Frau sei. Alles wurde geändert, schon in den ersten Tagen. Kein Möbelstück blieb an seinem Platze stehen, und wenn der Wolfram einwendete, das sei schon bei seiner Mutter Lebzeiten so gewesen, gab sie zur Antwort: „Liebes Kind, also hat's Deine Mutter gestellt nach ihrem Belieben, und ich werde es auch thun." Im Salmhofe war um zwölf Uhr Mittagszeit, also mußte auch im Adlerwirthshause die Suppe um zwölf Uhr auf dem Tische stehen. „Kundel," gab ihr der Wolfram zu bedenken, „in den Wirthshäusern macht sich eine spätere Mittagsstunde

besser, wenn die Gäste gespeist haben." — „Was kümmern mich die Gäste!" war ihre Entgegnung.

Der Wolfram wußte wohl, was darauf zu sagen war, doch er wollte nicht streiten. „Junge Hausfrauen sind schon so," tröstete ihn der Vater, „und sie wird sich die Hörner schon abstoßen."

Auch mehrere Dienstboten, die sich nicht gleich in die neue Hausordnung schicken konnten, wurden entlassen und neue aufgenommen. Und gerade wenn eins recht brauchbar war und schon lange im Hause, gerade das mußte fort. Die Frau Kunigunde wollte nicht, daß ein Dienstbote im Hause sei, welcher besser Bescheid wußte, als sie selber.

„Daß Dir die fremden Gesichter nicht zuwider sind!" sagte einmal der Wolfgang zu seiner Frau.

„Mir sind die einen wie die anderen fremd," war ihre Antwort.

„So möchte ich an Deiner Stelle wenigstens solche nehmen, die ich schon kenne. Dein Vater wollte Dir gewiß gerne ein paar Leute von seinem Hofe abtreten, die Deiner Art und Weis' leichter nachkommen könnten. Besonders Weibsleute solltest verläßliche um Dich haben."

„Meinst?" gab sie lauernd zurück.

„Wir haben jetzt keine ordentliche Küchenmagd und keine Weidmagd."

„Wie soll sie denn heißen?"

„Heißen kann sie wie sie will, aber brav und fleißig muß sie sein."

„Soll sie nicht Frieda heißen?" fragte spitzig die Frau Kunigunde.

Der Wolfram that überlaut einen Lacher. „Wie Du jetzt auf die Frieda kommst!" Er brach ab und ging hinaus.

Von diesem Tage an war er eine Weile wortkarg. Und damit Frau Kunigunde die Ursache nicht merken sollte, warf er ihr unverhohlen vor, daß das nicht schön wäre von ihr, dem alten Vater die liebgewordenen Gewohnheiten zu vergällen, ihm sogar die Mittagszeit nach ihrem Gutdünken zu verlegen. Ueber die Speisen selbst rede man ohnehin nichts, diese würden zubereitet nicht nach seinem, sondern nach ihrem Geschmack, und der sei nicht allemal der beste.

„Einen besseren hast Du," gab sie rasch wie immer zur Antwort, „weil Du Deiner eigenen Frau schon jetzt, wenige Wochen nach der Hochzeit, das Essen mißgönnst und Dich nach einer Stalldirne umsehen möchtest." Da weinte sie auch schon heftig in ihr Spitzentuch.

„Aber Kunigunde!" rief nun der Wolfram und wollte kosend begütigen, sie stieß mit dem Ellbogen heftig nach ihm, da ging er zum Herde, zündete sich eine Cigarre an, stieg in die Gaststube und unterhielt sich mit den Gästen.

Ein Fleischhauergeselle aus Geßnitz war da, den fragte der junge Adlerwirth nach Neuigkeiten. Natürlich marschirte der drohende Krieg auf, der in den Zeitungen stand, denn er steht immer drin. Aber dem Wolfram war das zu wenig. Als braver Schwiegersohn fragte er dem Salmhofe nach, ob dort alles gesund sei, oder sonst beim Alten? Ja, der Salmhofer liege auf seiner Holzbank, schäkere mit den Katzen und habe so manchmal sein Räuschchen. Man merkte es dem Fleischergesellen an, welche Gewalt er sich anthun mußte, um die ganz unverhältnißmäßige Verkleinerung zuwege zu bringen, aber anders mochte er mit dem Schwiegersohne doch nicht sprechen. — Und was die Mutter mache? wollte der Wolfram wissen. — „O Gott!" sagte der Fleischer.

„Daß sie nicht am Ende mehr Sorgen zu tragen hat, jetzt, weil die Tochter fort ist!" fürchtete der junge Adlerwirth. „Sie wird sich doch von den Dienstmägden eine abrichten fürs Haus oder so?"

„Im Gegentheil," erzählte der Geßnitzer, „verjagen thut sie eins ums andere. Gestern ist bei der Jungmagd die Dienstzeit aus worden."

„Bei der Frieda!" fragte der Wolfram.

„Wird so geheißen haben. Bin just mit einem Kalb vorübergekommen, wie sie mit ihrem Bündel den Hof verlassen hat. Und Augenwasser, daß ich sie noch frag': Was hat's denn, Dirndel? Wandern mußt? Ja, wohin denn jetzt im Winter? Wisse es selber nicht, hat sie gesagt, und fort nach der Straßen."

Nun wußte er's, der Adlerwirth, was er wissen wollte. Daß er jetzt aber noch mehr wissen wollte, und was alles, das konnte er Niemandem sagen.

Sechster Abschnitt.

Endlich war der Winter vorbei.

Und eines Tages in den Maien kam der junge Adlerwirth zu seiner Frau mit einem erbrochenen Briefe und sagte froh erregt: „Dies Jahr kommt er früh. Er kann es schon kaum erwarten, die junge Adlerwirthin kennen zu lernen, schreibt er. Der Professor Nix."

„Wer ist denn der?" fragte Frau Kunigunde gleichmüthig.

„Ich habe Dir ja erzählt von dem Herrn, der allsommerlich zu uns kommt und bei uns bleibt, und der mich so mancherlei gelehrt hat. In diesem Deinem Zimmer hat er immer gewohnt."

„So soll ich wohl jetzt ausziehen und den Herrn Professor Nix hereinlassen?"

„Kundel," sprach der junge Adlerwirth und machte einen vorwurfsvollen Blick. „Kundel, Du bist immer so boshaft. Wie kann denn vom Ausziehen die Rede sein! Der Professor bekommt das Stübchen gegen den Baumgarten hinaus, er wird damit zufrieden sein. Es ist ein netter Herr, Du wirst ihn gewiß liebgewinnen."

„Das Baumgartenzimmer kann ich ihm nicht abtreten, ich habe meine Garderobe drin."

„Vielleicht wolltest Du Deine Kleider hier in der Nebenkammer unterbringen, es wäre bequemer für Dich."

„Geh, geh, Wolf," entgegnete sie, „meine Bequemlichkeit, daß ich nicht lachen muß! Nur um Deinen Herrn Professor geht's Dir. Nein, das Baumgartenzimmer bekommt er nicht!"

„So werde ich ihm das große Zimmer über der Gaststube einräumen," sagte er, aber in einem Tone, der anzeigte, daß er nicht gewillt sei, weiter mit sich handeln zu lassen.

„Das kannst Du thun," antwortete Frau Kunigunde. „Ich kümmere mich nicht um Deine guten Freunderln. Nur bitte ich Dich, auch mir nichts dreinzureden, ich will Ruhe haben."

Und eine Woche nach Ankunft seines Briefes kam er selber. Es war noch ganz der Alte wie im vorigen Jahre. Dem Wolfram fiel er mit den Worten: „Junge! Hat die Liebe noch ein Stückchen Wolfram übrig gelassen für den alten Nix?" in die Arme.

Die Artigkeiten, welche der Adlerwirth stotterte, unterbrach er sofort: „Ist schon recht. Laß die Thorheiten, Dein Weibchen will ich sehen."

Er stürmte in die Gaststube, in die Küche, da war sie aber nicht. Als er später hinaufstieg zu seiner neuen Stube, begegnete ihm auf der Treppe eine Dame, die er flüchtig grüßte, weil er sie für eine Fremde hielt. Es war aber Frau Kunigunde. Als er das gewahr wurde, eilte er ihr nach: „Frau Adlerwirthin! So wollen wir Zwei nicht beginnen, selbander. Einen herzhaften Händedruck, oder so etwas! Mit meinem Segen für den heiligen Ehestand komme ich wohl spät! Aber nie zu spät! Nie zu spät! Gottes Gruß zu tausendmal, Frau Adlerwirthin!"

„Guten Morgen!" entgegnete die Frau ruhig.

Professor Nix war hübsch abgekühlt und sie wechselten einige höfliche Worte.

Mit der Stube war der Professor recht zufrieden, da hatte er Platz genug für alle seine Bücher und Schriften und Ledertaschen und Botanisirbüchsen und Staffeleien, und er breitete sich behaglich aus. „Ein Herzenskerl bist Du!" rief er dem Wolfram zu, „gut meinst Du mir's. Wenn ich einmal sterbe, so bedenke ich Dich in meinem Testament. Du sollst das ganze Firmament haben mit allen Sonnen und Sternen. Nur der Halbmond ist ein Legat für die Türken. Ein charmantes Zimmer das!"

Der Wolfram sagte nichts auf diese Ergießung. Und bald machten sich zwei kleine Nachtheile fühlbar in der schönen großen Stube. Tagsüber war's der Rauch des scharfen Bauerntabaks, dessen Düfte von dem Gastzimmer durch die Fugen in des Professors Stube drangen. Aber das war nicht das Schlimmste, am Bauerntabak war auch noch eine Pfeife, und an der Pfeife sog so ein unsauberer Geselle, der bis in die Nacht hinein sitzen blieb und mit anderen ähnlichen Gesellen lärmte, so daß der gute Professor Nix oben kein Auge schließen

konnte. Aber er that nichts desgleichen, sondern tröstete sich damit, daß solches zur Sommerfrische gehöre.

Bei einer nächsten Gelegenheit sagte er zu seinem jungen Wirthe Folgendes: „Wolf! Ich muß Dir nur gestehen, Du hast ein schneidiges Weib. Das hat mir alle Kurasch abgekauft. Eine solche Hausfrau wird ganz gut sein, sie erspart den Kettenhund. Die Diebe und die Betrüger und die Heuchler und Schmeichler wirst Du nicht zu fürchten brauchen, Frau Kunigunde hält sie Alle fern. Einer Untreue wirst Du bei ihr auch sicher sein, sie läßt Keinen an sich herankommen. Wenn sie Dir so recht ist, nachher bist Du geborgen, nachher kann Dir nichts mehr geschehen."

Der Wolfram wußte nicht recht, waren diese Bemerkungen ein Lob auf seine Frau, oder etwas Anderes. Er nahm's in Gottesnamen fürs erstere und war's zufrieden.

Der Professor ging, wie es in den früheren Sommern geschehen, seinen Vergnügungen nach in Wald und Flur. Die Gegend um Kirchbrunn ist so recht das, was man freundlich nennt. Mittelhohe Berge mit sanften Kuppen und Muldungen und alles, was nicht im Thale Feld und Wiese war, hübsch bedeckt mit hellgrünenden Buchenwäldern, in welchen dunklere Fichtenbestände eingesprenkelt waren. Aus den schattigen Engthälern kamen Bäche hervor, zwischen den Wiesen gab es Teiche und Heuschoppen und Getreidemühlen. Professor Nix kannte alle Wege und Stege und die meisten Bewohner des Thales. Mit dem Einen sprach er ernsthaft, mit dem Anderen scherzte er. Wenn er aber in Regentagen an das Adlerwirthshaus gebannt war, da kam's ihm — so sehr der Regen draußen auch rieseln mochte — in der Stube nicht mehr ganz so gemüthlich vor wie sonst. Häufig saß er in der Gaststube, doch es fehlte auch hier manchmal an Gesellschaft. Der alte

Wirth war mißlaunig, der junge wortkarg und die Wirthin gar nicht zu sehen.

Eines Tages war der Wolfram davon. Am ersten Tage kümmerte sich um seine Abwesenheit Niemand; am zweiten Tage meinte der alte Wirth, sein Sohn müsse auf einen Vieheinkauf gegangen sein, aber man wunderte sich doch, daß er weder seiner Frau, noch seinem Vater davon etwas gesagt hatte. Als er am dritten Tage immer noch nicht zurück war, wurde dem alten Wirthe bang und wurde dem Professor bang. — Wenn der Wolf nichts gesagt hat, wohin, so dachte Letzterer sich, und in der Nachbarschaft weiß auch Niemand etwas von ihm, und es ist sonst nicht seine Art, daß er so davonläuft, so sieht das ja aus wie ein Unglück! Frau Kunigunde hub an zu zanken. Der Professor stellte ihr vor, daß dem Wolfram etwas zugestoßen sein könne.

„Ja natürlich, der Leichtsinn ist ihm zugestoßen!" rief sie. „Gott weiß, wo er umherzigeunert! Ich laufe ihm nicht nach. Meinetwegen mag er fortbleiben über Jahr und Tag. Wenn ich nicht will, da kriegt mich Keiner mit Lieb' und Keiner mit Trutz." —

Der Wolfram war unter dem Vorwande, vorjährigen Apfelwein zu kaufen, die Geßnitzergegend abgegangen bis hinaus nach Niederleuth und Sanct Magdalena; in allen Bauernhäusern hatte er zugesprochen, sich nebenbei auch um Zuchtkälber umgesehen; erstanden jedoch hatte er nirgends etwas. Dann war er in großem Umkreis gegen das Gebirge gewandert, hatte dort anstatt nach Apfelwein nach Bauholz gefragt, aber auch hier nichts gekauft. Endlich rückte er seiner Absicht näher und erkundigte sich nach Dienstboten für die Sommerarbeiten, vor Allem nach Heuheberinnen und Schnitterinnen — es war vergebens, die er suchte, fand er nicht.

Und als er rathlos schon auf dem Heimwege war, fiel es ihm ein: sie ist im Siebenbachwald bei den Holzleuten. Er mußte es aber wissen. Er wanderte in die Wälder und kam zu den Siebenbachhütten, welche in einem engen Waldthale standen, von zerrissenen Bergen umgeben. Hoch von einem Bergschlag nieder ging eine neue Holzriesen, in deren Rinne glatte wuchtige Blöcke herabglitten. Sausend und dröhnend kam das niederwärts auf steiler Riesen, die in großen Bogen sich wand, über Hänge und Schluchten gebrückt war und so sorgfältig und wohlberechnet gemuldet, daß kein Block ausspringen konnte. So kam das herab bis zu Thale, wo die Riesen sachte sich ebnete und die schwersten Blöcke fast sanft aufs Erdreich warf, daß die Blöcke dann von etlichen Männern zur Kohlstatt geschafft werden konnten. Bei diesen Männern war sie nicht. Der Wolfram fragte dem Schopper-Schub nach. Der sei auf dem Berge an dem obersten Ende der Riesen. Der Adlerwirth stieg hinauf, der Berghang war steil und vielfach von Schluchten und Gräben durchfurcht. Da sah man erst die ganze Kühnheit des Baues der Holzleitung. Streckenweise strich sie in schönen Curven an dem steilen Hang dahin, dann setzte sie, auf schlanken Stämmen wie auf Strohhalmen gestützt, über Waldwipfel und Abgründe, in deren Tiefen Wässer rauschten.

„Seit Menschengedenken," so erzählte der Holzknecht, welcher den Adlerwirth hinaufbegleitete, „hätte man es nicht für möglich gehalten, daß wir den Zagelwald herabkriegen könnten. Zu Hunderten und zu Tausenden sind sie vermodert und verfallen, oben, die schönsten Tannen und Lärchen, und kein Mensch hat sie nutzen können, weil sie nicht herabzubringen gewesen sind. Jetzt geht's spielend. Und haben ihn zuerst Alle ausgelacht, den Schopper, wie er gesagt, er baut

die Riesen. Hat aber den Holzmeister sauber überzeugt, daß es geht, hat sie mit dreißig Holzknechten in vier Monaten gebaut, und jetzt lacht Niemand mehr. Der Schopper ist Vorknecht geworden."

„Also der Schopper-Schub hat dieses Werk gebaut!" Der Adlerwirth hätte es ihm nicht angesehen. Der Mann, der solches kann, darf sich am Ende doch keck um die Herzliebste bewerben.

Auf der Höhe gab es eine schöne Aussicht hin in die Waldberge, aber dem Wolfram ging es nicht um das. Rings um ihn lag der geschlagene Urwald in vielen tausend Stämmen, welche von den Holzhauern entschält, zu Blöcken geschnitten und an die Einmündung der Riesen gebracht wurden; dem Wolfram ging's auch nicht um Holz. Inmitten der Leute stand der Schopper in braunen Hemdärmeln und barhaupt. Er hielt einen langen Maßstab in den Boden gestämmt und traf Anordnungen. Der Wolfram hatte ihn erkannt an dem üppigen Barte und ging nun, über Stämme und Rindenwälle kletternd, auf ihn zu.

Die beiden Männer standen sich ein Weilchen gegenüber und schauten sich an, bevor das erste Wort gesprochen wurde.

„Dich suche ich," sagte endlich der Adlerwirth. „Wenn ich den weiten Weg her mache zu Dir, so kannst Dir denken, daß es etwas Wichtiges wird sein. Willst so gut sein, Schopper, und mit mir ein wenig auf die Seite gehen?"

„Das kann ich schon thun," antwortete der Holzknecht, und sie gingen gegen einige Schirmtannen hin, die man stehen gelassen hatte.

„Schopper," bemerkte der Wolfram, „Deine Riesen ist ein Meisterwerk."

„Daß Du mir das sagst, deswegen bist Du nicht gekommen," entgegnete der Holzknecht. „Adlerwirth, thu' nicht lang' um und sag', was Du willst."

„Schopper," sprach nun der Andere im vertraulichen Tone. „Du kannst Dir's denken, es ist der Frieda wegen. Du bist offenherzig mit mir gewesen und ich will es auch sein. Hast Du das Dirndel noch im Kopf?"

Der Schopper starrte den Fragenden an und entgegnete: „Was geht das Dich an? Du hast Dein Weib."

„Das wohl, Schopper, das habe ich, und just deswegen kann ich offen mit Dir sprechen. Die Frieda ist eine Jugendfreundin meiner Frau und wir wollen nicht, daß sie sollte verderben müssen. Vielleicht, daß ihr meine Frau einen Platz verschaffen könnte."

„Hat sie denn keinen?" fragte der Schopper.

„Du wirst doch wissen, daß sie nicht mehr im Salmhof ist."

„Ei freilich weiß ich das."

„Wo sie nur mag umherirren auf der weiten Welt? Und hat keinen Menschen, der ihr's gut thät meinen!"

„Adlerwirth!" sagte der Schopper ganz leise, aber nachdrucksvoll, „sie hat einen!"

„Heiratest sie, Schopper? Hast sie bei Dir?" Ohne daß er es recht wollte, waren ihm diese Worte über die Lippen gesprungen, denn es war ein großer Sturm in ihm und das Herz pochte so heftig in seiner Brust, daß es nachklang in den Schläfen.

Der Schopper sagte: „Mein lieber Adlerwirth. So dumm bin ich nicht, daß ich Dir sie verrathe. Geh' nur ruhig heim nach Kirchbrunn und kümmere Dich um Deine Leut', die Frieda geht Dich nichts an."

Damit wendete er sich seiner Arbeit zu, und dem Adlerwirth blieb nichts übrig, als den mühevollen Weg wieder zu Thale zu steigen.

„Wenn Sie bis zum Feierabend warten wollen," rief ihm einer der Arbeiter zu, „so können Sie auch hinabfahren. Wir rutschen Alle hinab. Mit dem Brettel ist man in fünf Minuten zu Thal. Aber jetzt geht's nicht, jetzt haben die Holzblöcher das Vorrecht."

Dem Adlerwirth kam aber die ganze Gegend ein wenig unheimlich vor und er ging angestrengt drei Stunden lang, bis er den Thurm von Kirchbrunn sah.

Als er hinaus über die Wiesen schritt, saß dort an einem Wassertümpel der Professor Nix und schaute den Krebsen zu. Der Alte erhob ein Freudengeschrei, als er seinen Hausherrn sah, und wollte alsogleich wissen, was die Adlerwirthshausbewohner verbrochen hätten, daß er sie über drei Tage lang im Fegfeuer zappeln lasse.

Der Wolfram setzte sich hin auf den Rasen und seufzte: „Ach ja, lieber Professor!"

„Junge, Du gefällst mir nicht!" sagte der Professor.

Der Wolfram schaute bekümmert in den Tümpel, dann sprach er: „Daß es seine Ursache haben muß, wenn Einer wie halbverrückt davonläuft, ohne dem alten Vater, ohne dem Weibe zu sagen, wohin, das können Sie sich denken. Und eine Ursache hat es. — Sie wohnen gemüthlich in Ihrer großen Stube, Herr, ärgern sich vielleicht ein wenig über den Lärm der Gäste am späten Abend, haben aber freilich keine Ahnung, was zwischen uns vorgeht. Sie ist hart. Sie ist herzlos, daß ich's nicht sagen kann. Sie macht mich ganz verzagt . . ."

„Na, na!“ beschwichtigte der Professor und neigte sich über den jungen Mann, denn dieser preßte seine Hände ins Gesicht und schluchzte.

„Ich habe mir's gedacht,“ sagte der Alte gedämpft, „ich habe mir's wohl gedacht.“

Dann schwiegen Beide eine lange Zeit und starrten in das klare Wasser, wo langsam die Krebse krochen und stets nach rückwärts — nach rückwärts.

„In den ersten Wochen,“ so fuhr Professor Nix endlich fort, „da habe ich vorgehabt, Dir Trost zuzusprechen, habe sie wohl für eine herbe Natur gehalten, aber wer den Schlüssel findet zu solchen Naturen, der hat's gut. Sie zeigen und feilen ihr Herz und Gemüth nicht auf der Gasse umher, sie geizen gegen alle Welt mit ihrer Güte, um ja recht viel davon aufzuhäufen für den Einen und Einzigen, den sie selig machen wollen. So eine Goldene, habe ich gemeint, hättest Du Dir auserwählt. Freilich ist mir nach und nach anders zumuthe geworden. Ganz krampfig ist mir zumuthe geworden, mein lieber Wolf! Aber reden! Wenn er nicht redet, ich bin auch still. Wenn Einer zum jungen Ehemann hingeht und sagt: Du, Dein Weib paßt nicht für Dich! so ist das ein schlechter Kerl, den man mit einem Rattenschwanz erdrosseln soll. Aber Dir sage ich es doch, Wolf, und Du erdrosselst mich nicht, wenn ich Dir sage: Sie paßt nicht für Dich!“

Der Wolfram murmelte: „Ich erdrossele Sie nicht.“

„Von der mußt Du los, Junge!“ rief der Professor.

„Aber wie?“ seufzte der junge Mann.

„Scheidung! frisch! rasch! Heute besser als morgen.“

„Ehescheidung!“ sagte der Adlerwirth. „Das geht nicht. Dieses Aufsehen!“

„Wenn sie Dich in die Strafanstalt führen, das wird auch ein Aufsehen sein!"

Der Wolfram sprang empor.

„Verzeihe!" begütigte der Professor. „Das Wort war schlimm. So endet's bei Dir nicht, so nicht. Du bist ein weicher Mensch, Du wirst verderben und vergehen, und wer Dich umbringt, der kommt auch nicht ins Zuchthaus, weil Du Dich vor Gram und Jammer selber verzehrst. Und Der, welcher Dich mit kleinen Dosen täglich vergiftet, hat noch den Triumph, als Leidtragender an Deiner Grube zu stehen. — Wolf, wenn Du bisher alle sieben Todsünden begangen, die eine mußt Du sühnen, auf der Stelle, ohne Säumniß sühnen: daß Du dieses Weib genommen hast!"

„Ich hätte mir ja leicht eine Andere gewußt."

„Eine Andere!" sprach nun der Professor. „Wolf, eine Andere laß einstweilen aus dem Spiele! Das ganze Firmament, habe ich gesagt, vermach' ich Dir, nur den Halbmond nicht, der gehört den Türken. Und Türke wirst Du keiner sein wollen. Jetzt eine Andere! Das wäre hübsch! Erst scheiden, dann wieder binden!"

„Nicht mir zulieb' habe ich sie genommen."

„Man merkt es wohl, Junge. Wäre auch nur ein bißchen Neigung da, es müßte sich anders zeigen."

„Mein Vater wollte es so haben," gestand nun der junge Adlerwirth, „ihm zuliebe bin ich hineingesprungen. Wir stehen schlecht, wir müssen uns mit ihrem Gelde aufhelfen."

„Wolf," sagte hierauf der Professor. „So lang Dein Weib mißt, so lang mißt Dein Unglück. Wo das Weib aufhört und das Geld anfängt, fängt in Dir der Wicht an. — Schelm, armseliger! Das Geld! — Adlerwirthssohn. Ich habe Dich als Kind auf den Armen getragen und dabei

gesungen: Lieber Engel, werde ein braver Mensch! Hernach der wißbegierige Knabe! Der warmherzige Jüngling! Es war eine Freude. Er wird's! habe ich oft gejauchzt. — Na, und wie der Mann fertig ist, von dem man glaubt, daß er edle Früchte wird tragen — steht der heißhungerige Geldwolf da. Irr und toll könnt' Einer werden!"

Da der Adlerwirth bei diesen herben Worten sich abgewendet hatte, fiel der alte kleine Professor vor ihm auf die Knie, umfaßte seine Beine und rief: „Mußt mir's zugute halten, Wolf, mir thut Deinetwegen das Herz so weh, daß ich schreien muß. Dem Vater zulieb'! Es war ja gut gezielt, aber es ist schlecht getroffen. Mein Wolf, glaube mir! Folge mir! Gehe heute noch ins Amt und laß Dich scheiden!"

„Dann bin ich ein Bettler!" rief der Adlerwirth.

Der Professor stutzte. Als er seiner Verblüffung einigermaßen Herr geworden, sagte er in singendem Tone: „So, so. Also nur eine Ausrede ist der Herr Vater. Du selber willst Geld haben. Du willst lieber ein elender, verächtlicher Gauch sein, von Deines Weibes Groschen zehrend, unter eines Weibes Fuß wimmernd, Dich windend wie ein zertretener Wurm, anstatt mit gesunden Armen mannbar Dir Dein Brot zu verdienen! — Adlerwirth, ich mag Dich nicht mehr."

Er erhob sich rasch und ging quer über die Wiese hin durch das lange Gras, daß kaum sein Kopf manchmal hervorragte über den Germen und Rispen. —

Als der Wolfram nach Hause kam, gab's von Vaters Seite ein arges Wetter. Er ertrug's gleichgiltig. Frau Kunigunde blieb drei Schritte vor ihm stehen und fragte: „Bist denn schon da, Wolfram? Hast Dir die Socken lochig getreten, oder hat Dich der Hunger nach Hause getrieben? Die Köchin soll Dich nur sattfüttern, daß Du wieder gehen kannst."

In der heißen Wuth über solchen Hohn that der Wolfram schon den Mund auf, um sie zu fragen: Wenn Eins gehen müsse, welches von Beiden? — Aber der alte Adlerwirth hielt ihn fest am Arm und raunte ihm zu: „Um Christiwillen, schweig still! Wir müßten vom Haus ziehen wie ein paar Zigeuner. Kein Nagel auf dem Dach ist mehr unser Eigenthum. Nur noch kurze Zeit Geduld! Hast Du's schon gehört? Der Salmhofer liegt auf den Tod!"

Der Wolfram hat sich die Lippen blutig gebissen und geschwiegen.

Siebenter Abschnitt.

Jetzt währte es noch zwei Tage, und von Geßnitz langte ein Bote ein. Der Jungknecht aus dem Salmhofe war's. Er stand vor dem Adlerwirthshause so eine Weile herum, stolperte dann ins Gastzimmer und ließ sich einen Krug Apfelwein geben. Er zerrüttete sich fast den Kopf im Nachsinnen, wie er es angehen werde, daß seine Neuigkeit nicht tödtlichen Schreck hervorbringe. Fürs erste that er ein paar herzhafte Züge, das machte ihn muthiger. Und als der alte Adlerwirth — grau und mager war er geworden die letzte Zeit her — in die Stube trat und den allein dasitzenden Gast fragte, was es Neues gäbe? antwortete der Jungknecht mit unbehilflichen Worten, es sei halt so auf der Welt. Er bringe gerade nichts Gutes. — Dann trank er wieder.

Der alte Wirth horchte gespannt hin. „Wenn ich mich nicht verkenne," sagte er, „Du bist ja ein Salmhoferischer?"

„Wohl eh, wohl eh," antwortete der Knecht und fuhr sich mit der flachen Hand über das breite Gesicht.

„Also wie geht's daheim, wie geht's?" fragte der Wirth unter den lebhaftesten Zeichen der Theilnahme.

„Gestern auf den Abend ist's halt gar worden mit ihm," berichtete der Knecht.

„Was sagst?" fuhr der Wirth auf. „Der Salmhofer! Mein Schwieger! Wird doch nicht —"

„Er liegt schon auf der langen Bank," sagte der Bote.

Der alte Adlerwirth schlug sprachlos die Hände zusammen.

„So viel schnell ist es gegangen," berichtete der Knecht. „Das Blut ins Hirn gesprungen, sagt der Doctor. Morgen Nachmittags ist die Leich."

Der Wirth schritt mit gerungenen Händen die Stube auf und ab und konnte sich nicht fassen. Immer schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wer hätte sich das gedacht!" Aber auf einmal rief er mit gehobener Stimme: „Er hat's überstanden. Man muß noch froh sein, daß er kein großes Ableiden gehabt hat. — Trink aus, Bub, ich füll' Dir noch einmal nach."

Als bald darauf der Wolfram eintrat, sagte der alte Wirth zu ihm: „Du Wolf, eine große Neuigkeit. Mußt aber nicht zu arg erschrecken. Morgen heißt's nach Geßnitz fahren. Das Schlimmste ist eingetroffen."

Der Wolfram schaute seinen Vater an, sagte aber kein Wort, blieb gelassen, zeigte weder Trauer noch Freude. Dann stieg er die Treppe hinan zu seiner Frau. Vor ihrer Thür stand er still und schöpfte Athem. Es kam ihm sauer an, daß er ihr jetzt einen großen Schmerz bereiten sollte. Doch wer wird's sonst thun, als er? Mit der möglichsten Schonung will er ihr die Nachricht mittheilen und ihr liebevoll beistehen im kindlichen Leide. An die Vortheile, die durch des Schwiegervaters Tod dem Adlerwirthshause zukommen sollen, konnte er nicht denken, es empörte sich in ihm etwas dagegen. Ihm war der

Salmhofer nie nahe gestanden, aber mit seinem Weibe fühlte er Mitleid, und jetzt das erstemal war es ihm, als ob er sie doch lieb hätte. Endlich trat er ein. Sie saß am Tischchen, war mit einer Stickerei beschäftigt und zählte just die Maschen. Er setzte sich ihr gegenüber und that, als schaue er aufmerksam ihrer Arbeit zu. Sie wollte aufstehen, er faßte sanft ihre Hand und sagte: „Bleib' ein wenig bei mir, Kunigunde."

Sie blickte ihn forschend an. „Was bedeutet denn das?" fragte sie kalt.

„Ich muß Dir's doch sagen," fuhr er fort, „ein Bote ist da vom Salmhof. Mit Deinem Vater steht's recht schlecht."

„Lüg' nicht!" herrschte sie ihm zu. „Todt ist er!"

Der Wolfram schwieg.

„Todt ist er!" rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus.

Er stand zu ihr, sagte ihr gütige Worte, streichelte ihr Haupt. Mit dem Arm stieß sie ihn von sich. „Heuchler! Ihr habt seinen Tod doch kaum erwarten können!"

„Kunigunde!" sprach er nun scharf und herb. „Das Wort sagst Du mir nicht noch einmal! Meinetwegen hätte er noch hundert Jahre leben können. Ich suche nichts mehr bei ihm. So klug bin ich wohl geworden, meine liebe Kunigunde, daß ich endlich einsehe: Vom Salmhof kommt mein Glück nicht."

Sie hatte ihr Haupt ins Bettkissen gedrückt und weinte. Ihm wollte das Herz zerspringen darob, daß er ihr jetzt, gerade jetzt das rohe Wort gesagt. Aber so stand's mit ihm, je wärmer sein Gemüth war, desto leichter und plötzlicher sprang es, wenn ihm wehe gethan wurde, in das Gegentheil um. Wenn er gegen sein Weib Gleichgiltigkeit, ja Abneigung empfand, da gab es nie etwas, da blieb er ruhig und überlegsam; so oft er aber mit einem warmen hoffenden Gefühl

an sie herantrat und enttäuscht ward, setzte es fast immer einen Wettersturz und wilden Sturm.

Frau Kunigunde rüstete sich, um nach Geßnitz zu fahren. Sie fuhr allein davon. Der Wolfram wollte zum Professor gehen, um ihm das Herz auszuschütten, aber der war nicht zu Hause und seine Stube verschlossen. Die Stubenmagd berichtete ihm, der alte Herr wäre seit einigen Tagen recht mißmuthig und verlange an jedem Abende die Rechnung.

Das Leichenbegängniß des Salmhofers ward mit großem Pompe vollzogen. Wie zu einem Jahrmarkte kamen die Leute zusammen. Der alte Adlerwirth war überaus gerührt, und manche weichherzige Person mußte nur darum weinen auf dem Kirchhofe, weil sie den alten Mann so bitterlich schluchzen sah. Der junge Adlerwirth schien merkwürdig gefaßt zu sein; nur als er die Großbäuerin sah, die gebeugt, aber ergeben am Grabe ihres Mannes kniete, ward ihm das Auge feucht. Frau Kunigunde weinte nur wenig, aber in ihrem ganzen Wesen war eine kalte, fast ehrfurchtgebietende Trauer ausgedrückt. Sie war stets an Seite ihrer Mutter und suchte diese damit zu trösten, daß sie ihr zum künftigen Aufenthalte das Adlerwirthshaus antrug. Der Salmhof soll verkauft werden und die Mutter nach Kirchbrunn ziehen.

„Das wäre ja gut," meinte die alte Bäuerin, „wenn's nur auch Deinem Manne recht ist."

„Meinem Manne!" rief Frau Kunigunde fast lachend aus. „Was geht denn das meinen Mann an! Glaubst Du, Mutter, ich werde mich vom Manne auch so tyrannisiren lassen, wie Du? Das wirst Du anders erfahren, bis Du im Adlerwirthshaus bist. Was Du hast leiden müssen, Mutter! Du bist still gewesen, aber ich weiß es, und ich werde es den Männern heiß entgelten, das hab' ich mir vorgenommen."

„Gott tröst' seine Seel'!" sagte die alte Salmhoferin mit gefalteten Händen, „ich trag' ihm nichts nach, meinetwegen soll er nichts zu leiden haben."

„Ja ja, es soll's statt seiner nur ein Anderer büßen!" versetzte Frau Kunigunde.

Auf den Hof zurückgekehrt, sahen die beiden Frauen mehrere fremde Leute in den Wirthschaftsgebäuden umhersteigen.

„Was wollen denn diese?" fragte die Adlerwirthin.

„Laß sie umhergehen," antwortete die Mutter, „die Neugier plagt sie. Mir scheint, es ist auch der Klobensteiner Verwalter dabei. Der wird Vieh kaufen wollen. Der Großknecht wird's schon ordnen. — Komm', Kundel, wir wollen einen warmen Kaffee trinken."

Die erste Zeit nach dem Tode des Großbauers blieb Frau Kunigunde nun im Salmhofe bei ihrer Mutter.

Die beiden Adlerwirthe kehrten alsbald nach Kirchbrunn zurück. Den Wolfram erwartete zu Hause die Nachricht, daß der Professor Nix abgereist sei und einen Brief hinterlassen habe. Dieser Brief lautete:

„Lieber Wolfram!

Mich geht die Sache nichts an, aber zusehen mag ich nicht. Und still sein mag ich auch nicht. Ich werde unwirsch. Was soll ich Dir weh thun? Du hast schon auch so Dein Theil. Zu helfen ist Dir nicht. Also breche ich meinen Sommeraufenthalt im schönen Kirchbrunn ab und gedenke eine Reise zu machen. Sei bedankt für alles. Umkehren wirst Du kaum. Du stehst jetzt auf dem Punkte, wo viele Wege sich zweigen. Schlimm ist jeder, aber wähle nicht den allerschlimmsten. Gott walt's. Josue Nix."

Als der Wolfram diesen Brief gelesen hatte, befiel ihn ein solches Leid, daß er zusammenbrach auf eine Bank und stöhnte. Jetzt war dieser Mann von ihm gewichen, der seit Jahren als fröhlicher Genosse und Rathgeber sein Vertrauen gewonnen. Er hatte einen Vater, aber der war oft herrisch, eigennützig, launenhaft und nicht immer verläßlich. Er hatte Jugendfreunde gehabt, hatte viele gute Kameraden, aber sie waren Schmarotzer, Schelme oder Dummiane. So recht aus Herzensgrund sich geben und vertrauen glaubte er nur mehr diesem Manne zu können, der allsommerlich sich eingefunden mit seinem hellen Kopfe, mit seinem heiteren, treuen Herzen. Er war selber schier ein Anderer geworden in dieser Gesellschaft, er hatte, bei aller Verehrung für ihn, manche Schalkerei, manchen kecken Burschenstreich mit dem kleinen Alten durchgemacht, er hatte manchen ernsten Rath desselben befolgt, und er hatte es nicht ein einzigesmal zu bereuen gehabt. Und diesen seinen letzten Rath — Ehescheidung! kann er nicht befolgen, unmöglich! Wie wird das enden?

Der alte Adlerwirth lebte ordentlich auf. Neue Geschäfte hub er an, Bauholz kaufte er, einen Steinbruch unweit des Dorfes wollte er erstehen, denn für das nächste Jahr hatte er einen Neubau des Adlerwirthshauses vor. Kirchbrunn soll ein Hotel bekommen! Eine Sommerfrisch-Anstalt mit Lustgarten und Bädern. — Seine Zeit muß man verstehen! Die Passionen der Mitwelt muß man ergründen, auf die Lösung dieses Räthsels ist eine große Prämie gesetzt — die Million.

Endlich kam ein Schreiben aus Geßnitz vom Notar. Der alte Adlerwirth athmete auf, er hatte es schon seit Wochen erwartet. Der Adlerwirth zu Kirchbrunn wird ersucht, in Angelegenheit des Salmhoferischen Nachlasses bei dem Notariat zu Geßnitz sich einzufinden.

„Einspannen!“ commandirte der alte Adlerwirth. Er selber wollte fahren, der Wolfram war auf einem Holzeinkauf aus.

Der Notar, ein alter hagerer Mann mit brauner Perücke und schwarzgefärbtem Schnurrbarte, empfing den Adlerwirth sehr höflich, kramte hernach eine Weile in Papieren um und stellte die Frage, ob der Adlerwirth, als Schwiegersohn des seligen Salmhofers, geneigt sei, dessen Erbe anzutreten.

Der alte Wirth war über die förmliche Frage in so selbstverständlicher Sache etwas erstaunt. Er antwortete: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich als Bevollmächtigter meines Sohnes Wolfram hier bin, und daß ich in seinem Namen erkläre —“

„Gemach!“ unterbrach ihn der Notar. „Ich glaube, die Sache müßte wohl überlegt werden. Ich würde nicht rathen.“

„Wieso? Wie meinen Sie das, Herr Doctor?“

„Außer Ihr Sohn denkt so vornehm, daß er die Ehre seines Schwiegervaters retten will.“

„Ich verstehe nicht, Herr Doctor.“

„Es ist höchst wahrscheinlich,“ fuhr der Notar fort, „daß in dem Nachlasse des verstorbenen Salmhofers die Passiven größer sind, als die Activen.“

Es war heiß in der Kanzlei. Der Adlerwirth trocknete sich mit dem Taschentuche die Stirn, dann lallte er mit grinsendem Gesichte: „Ist ein Spaß, hi hi.“

„Ist kein Spaß, lieber Adlerwirth,“ sagte der Notar. „Mit dem Vermögen des Salmhofers steht es ganz anders, als man angenommen hat. Es steht unerhört schlecht.“

„Aber, Jesses, man sieht ja, was da ist!“ brauste der alte Wirth auf.

„Nichts ist da,“ versetzte der Notar mit fürchterlicher Ruhe. „Alles gehört dem Baron Klobenstein. Seit vielen Jahren hat der Baron Geld geborgt, den Viehstand beigestellt, die Steuern bezahlt für den Salmhof. Der Großknecht auf dem Hof war so viel als Klobensteinischer Verweser, der alte Salmhofer genoß seit einiger Zeit vom Baron eine Art Gnadenbrot. Alles, was Sie heute sehen, und mehr als alles, gehört der Herrschaft Klobenstein. Leider, so steht es.“

Und jetzt wußte es der Adlerwirth. „Der Teufel hol' eine solche Erbschaft!“ schrie er in wilder Empörung. „Schulden! die habe ich selber.“

Betäubt war er, wie er spät Abends nach Hause kam. Als ein reicher Mann war er ausgefahren, als Bettler kam er heim. In die Wuth brachte ihn erst der Wolfram. Als er diesem die saubere Neuigkeit mittheilte, was geschah? Der Wolfram fuhr nicht auf, wurde nicht rasend, sagte gar nichts, zuckte nur die Achseln.

„Ist das ein Hosenlupf?“ fragte der Alte den Sohn voll giftigen Grimmes. „Nein, Freund, das ist kein Hosenlupf. Wie wir jetzt hingeworfen sind, da stehen wir nicht wieder auf. Was sagst denn dazu? Pfeif' eins, wir sind ruinirt! Pfeif' eins, großer Geist, Narr, angesteckt vom alten Narren, der gottlob zum Teufel gegangen ist.“

„Ich weiß nicht, was Du willst, Vater,“ sagte nun der Wolfram. „Dir muß es immer sehr gut ergangen sein. Was mich anbelangt, habe ich schon Schlimmeres erfahren, als was Du mir da sagst. Du hast freilich nur auf das Salmhoferische Geld gewartet und nicht gespürt, daß ich Deine Habsucht im Fegefeuer büße. Und nicht darnach gefragt, was ich ausstehen muß neben dieser Person. Den Eltern zu gefallen Eine heiraten, das ist die achte Todsünde; heute

noch gehe ich zum Pfarrer und lasse sie in den Katechismus schreiben."

„Du bist ein dummer Knabe!" schrie der Alte.

„Der Vatername schützt Dich, daß ich Dir jetzt nicht ein anderes Wort sage!" so der Wolfram, blaß, glühenden Auges, am ganzen Körper bebend. So viel Besinnung hatte er noch, daß er merkte, es wäre die höchste Zeit, aus der Stube zu eilen.

In seinem einsamen Zimmer, nächtig dunkel, feindselig fast die Stimmung des Raumes, in welchem Frau Kunigunde zu walten pflegte, saß der Wolfram und stützte seinen schweren Kopf auf die Hand. Und weil in dem Menschen etwas ist, das ihn nicht ganz versinken lassen will in Verzweiflung, so fiel es ihm ein: Vielleicht ist diese Wendung zum Glücke. Vielleicht ist ihr Stolz, ihre Härte jetzt gebrochen, wenn sie weiß, daß sie arm ist wie ein Karnerweib, vielleicht kommt jetzt ihre bessere Natur zum Vorschein. Ich will ihr's leicht machen. Keinen Vorwurf, keine Anspielung soll über meine Lippen kommen; beweisen will ich ihr, daß ich nicht das Geld in ihr achte und suche, wohl aber das warme Herz.

Zu seinem Vater ging er noch einmal, der im Hofe wie wahnsinnig hin und her rannte, und zu diesem sprach er: „Vater! Eines merke Dir! Sage meiner Frau, wenn sie heimkommt, kein ungeschaffenes Wort! Ich will sie respectirt wissen, verstehst!"

„Ja versteht sich," höhnte der Alte, „eine solche Frau muß man respectiren!" Dann schlug er um: „Bettelbub! Was ist das für eine Manier?! Glaubst Du, Laff', weil ich Dich nicht mehr enterben kann, Du darfst mit mir umgehen, wie mit einem Landstromer?"

Der Sohn schritt ins Haus zurück.

In der Gaststube saßen ein paar angeheiterte Bauern und machten faule Späße über ihre Weiber. Jeder prahlte sich damit, daß die Seine daheim die Häßlichste und Unsauberste und Zuwiderste wäre; und der Eine stieß sein leeres Glas von sich, hieb mit der Faust auf den Tisch und gurgelte: „Das weiß ich!" Er wollte etwas sagen, wußte aber nichts.

„Wenn mich meine Alte recht fuchtig macht, so geh' ich ins Wirthshaus und sauf' mir einen Rausch!" rief der Andere.

„Ha ha, ha ha!" lachte der Eine, „und wenn Du nachher heimkommst, siehst Du den Drachen doppelt und dreifach. Das muß eine Freud' sein!"

Der Wolfram hörte ihnen mit Wehmuth zu, diesen unglücklichen Ehemännern, die so lustig sein und so tapfer trinken konnten. Auch er hatte das Trinken schon versucht, es ging aber nicht. Nur in der Frohstimmung schmeckte ihm der Wein, aber es kam nie zu einer.

Und es wird doch wieder zu einer kommen! also ermuthigte er sich selbst. Vielleicht nimmt's eine Wendung. Denn daß es so bleiben sollte fürs ganze Leben — er vermochte es nicht zu denken, geschweige zu ertragen.

Ein so hartes Weib als er — also empfand er's — hat Keiner mehr auf der Welt. Ihre Herbheit, ja Roheit gegen ihn that ihm um so weher, als Frau Kunigunde sonst manchmal und gegen Andere Herz und Gemüth zeigte. So war sie nicht karg gegen Arme; manchem Bettelmann, der ihr zu schmeicheln wußte, gab sie mit vollen Händen. Ward ein Dienstbote krank, so war sie zwar ungehalten, besorgte aber schleunigst Pflege und Arzt; noch mehr Neigung wendete sie den Thieren zu, von denen sie sagte, sie verdienten mehr Liebe als die Menschen. Am rücksichtsvollsten und aufmerk-

samsten war sie gegen ihre Verwandten. So unzufrieden sie zu Hause auf dem Salmhofe gewesen war, so lebhaft strebte sie jetzt manchmal nach dem Salmhofe zurück, all ihre Herzenswärme verschwendete sie dahin. Und nur ihrem Manne nichts und gar nichts, als Trotz und Bitterkeit.

Nach diesen ruppigen Tagen stand es an zwei Wochen lang, da kamen sie plötzlich angefahren, die Frau Kunigunde und ihre Mutter. Und mit Sack und Pack.

Für die Salmhoferin wurde alsbald das Baumgartenzimmer eingerichtet, und als der Wolfram endlich Gelegenheit hatte, mit seiner Frau ein paar Worte zu sprechen, sagte er: „Ganz recht, Kundel, daß Du Deine Mutter mitgebracht hast. So lange wir selber in diesem Hause sind, wird sie auch noch Platz haben. Es ist recht, es ist schon recht."

„Habe ich Dich darum gefragt?" entgegnete sie.

„Kundel," sagte er und wollte ihre Hand fassen, was sie aber zu verhindern wußte, „Kundel! wie Du hart bist auf mich! das kann nicht Dein Ernst sein. Du bist jetzt nur unglücklich, und das macht halt bitter. Mich erbarmst Du."

„Schenke Du Dein Mitleid einer Anderen, ich brauch' es nicht!" so ihre Antwort, ging in ihr Zimmer und schlug hinter sich die Thür zu.

Der Wolfram stand noch eine Weile so allein da, dann that er einen Seufzer: „Ach! das ist ein Leben!"

Der alte Adlerwirth ließ sich von nun an selten mehr sehen. Er saß in seiner kleinen Stube neben der Küche und brütete vor sich hin. Manchmal ging er, anstatt zu seinen wenigen, verdrossenen Gästen sich zu setzen, zum zweiten Dorfwirthe hinüber und trank erstaunlich viel Wein. Aber die Gläubiger und die Executionsbögen fanden ihn auch dort, und endlich war es nicht mehr zu vertuschen, wie es stand.

Und eines Tages war im Bezirks-Wochenblatte die Anzeige zu lesen von einer großen Vergantung zu Kirchbrunn.

Der Wolfram hätte sein schweres Herz gerne abgelastet vor dem einzigen Menschen, der ihm beigesellt worden zum gemeinsamen Tragen von Freud und Leid, aber die Thür ihres Zimmers war verschlossen und blieb verschlossen, wenn er auch klopfte. Also litt es ihn nicht mehr in den unwirthlichen Mauern seines Hauses, nicht mehr im Dorfe, wo er aus jedem Gesichte Mitleid oder Schadenfreude und Hohn zu lesen glaubte. Immer noch unter dem Vorwande, Vieh oder Holz einzukaufen, strich er im Gebirge um, verbrachte manche Nacht auf harter Bank der Schenkstuben oder in Heuscheunen. Mehrmals stieg er auf hohe Berge und blickte hinaus ins weite, schöne sonnige Land, und da ward er noch trauriger. — Wie ist die Welt so schön! Und wie sind die Menschen so arg!

In Waldgeschlägen fragte er an, ob man einen kräftigen Holzarbeiter brauchen könne, er wisse einen solchen. Denn klar und gewiß war es ihm endlich geworden, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiterleben könne. So wollte er auch von ganz Kirchbrunn nichts mehr wissen, sondern auf einem anderen Fleck ein neues Leben anfangen — sei es noch so armselig, besser als dieses auf jeden Fall. Es giebt ja so viele Millionen Menschen, die Bankerott gemacht mit ihrem Glücke, und sie fügen sich und leben geduldig dahin so lange, bis sie sterben. Warum will es Unsereiner besser haben, als die meisten Anderen? Je länger Einer an seinem Glücke baut, desto tiefer baut er in die finstere Erde hinein, desto kümmerlicher wird's. Und es ist ganz gut so. Wie hart wäre das Sterben, wenn diese Welt desto schöner würde, je länger der Mensch daran verbessert und verschönert. Wenn

es dem Unschuldigen schon oft gottlos schlecht geht, was will erst ich sagen! Ich habe das unrechte Weib genommen, habe es doch rechtzeitig bemerkt und bin nicht zurückgestanden. Ich kann mich zum Theil auf meinen Vater ausreden, der mich in diese Heirat hineingelockt hat, aber zum anderen Theil habe ich auch selber an ihren Reichthum gedacht und darnach geplangt. Mir geschieht schon recht.

Also richtete der Wolfram sich selbst, und dann saß er wieder in Straßenschenken und goß Wein auf sein wehes Herz.

Kauerte er einmal an einem heißen Sonntagsnachmittag auf dem Schabelberg. Niemand war da, als ein altes Weib, das im Bankwinkel nickend den Wünschen des Gastes harrte. Zahllose Fliegen umsummten den einsamen Zecher und sein Glas. Er starrte durch die trübe Fensterscheibe hinaus auf die blendend weiße Straße und auf die halbverdorrten, grau-bestaubten Halme und Sträucher, die am Rande hin und her standen. Da ging ein Weibsbild vorüber. Dieses Weibsbild hatte, um den schwarzen Spenzer, sowie das rothe Halstuch vor Staub und ihr Haupt vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen, den blauen Außenkittel so über ihre Gestalt geschlagen, daß er wie ein Schirmdach muschelförmig den Oberkörper einhüllte. Der graue Unterrock ging bis halb über die weißbestrümpften Waden und schlug bei jedem Schritte in pendelartiger Gleichmäßigkeit sachte hin und her. Aus der Muschel guckte ein frisch-rothes Gesicht, und dieses Gesicht war — dem Wolfram schoß alles Blut zum Herzen.

Rasch warf er ein paar Münzen auf den Tisch, stand auf und ging hinaus. Die Straße zog bergwärts, das Dirndel stieg tapfer an, der Adlerwirth duckte sich ein wenig hinter der Hausecke, und als sie einen gewissen Vorsprung hatte, schnalzte er mit der Zunge und ging ihr nach.

Achter Abschnitt.

Die Jungmagd Frieda einst auf dem Salmhofe. Ein paarmal hatte sie sich ihren Dienstgenossen gegenüber geäußert: die Ehre wäre ihr doch zu Theil geworden, daß der junge Adlerwirth an seinem Hochzeitstage mit ihr gute Gesundheit getrunken! Und dieses Prahlen hatte ihr den Dienst gekostet. Es war schon so etwas in der Luft gelegen, und der alten Salmhoferin sogar kam es nicht ganz richtig vor. Ein Brieflein von der Kundel schlug dem Fasse den Boden aus, und die Frieda wurde verjagt.

Einen halben Tag lang war sie fortgegangen auf Wegen, Stegen und Steigen, ohne irgendwo um Arbeit zuzusprechen. Und als sie ins Gebirge gekommen war, wo die Bauerngüter seltener und die armen Waldhütten häufiger wurden, besann sie sich. Je entlegener und versteckter der Bergwinkel ist, in dem sie bleiben wird, desto besser. Es braucht's im Salmhofe Niemand zu erfahren, wo sie ist, es braucht's im Adlerwirthshause Niemand zu erfahren, und es braucht's der Holzknecht Schopper nicht zu wissen. Es wird sich mit Gotteswillen wohl auch anders wer finden, mit dem sich gut Freund sein läßt. Oder ist der junge Adlerwirth der Einzige auf der Welt? Gott sei Dank, nein.

In der Abachleuten beim Möstl nahm sie Dienst. Die Abachleuten war ein zwischen Berghalden schräge ansteigendes Wiesenthal mit einigen kleinen Kornäckern und Erdäpfelgärten. Ein kaltes Wässerlein rauschte durchs Thal, und an den Wildsträppen, die am Bachesrand standen, hingen auch an den Sommermorgen manchmal kleine Eiszapfen. An der sonnseitigen Lehne der Abachleuten stand das kleine Haus des Möstl, das letzte hier, welches sich noch kümmerlich von Feld- und

Wiesenwirthschaft fristete. In diesem Waldhause lebten zwei ältliche Eheleute, die sehr arbeitsam, sehr häuslich und immer frohen Gemüthes waren. Man merkte gar nicht, wie viel Sorge und Mühsal und Beschwerde es gab dahier. Der Möstl, ein rasches, gebücktes, ununterbrochen thätiges, stets glattrasirtes Männlein, war allezeit munter und aufgeräumt, und machte über jeden Graben, den das Schicksal ihm zog, einen kecken Sprung und lachte dazu. Seinem Weibe war's auch recht. Beide waren etwas schwerhörig und hatten daher sich eine laute Stimme angewöhnt, so daß man sie schon von weitem sprechen hörte mit klingendem Schall. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen, zu fragen, zu rathen, manchmal neckten sie sich einander sogar, daß ein helles Gelächter entstand. Der Ehekrieg, den auch diese Leute führten, bestand darin, daß sie einander immer zu überlisten suchten: Beim Essen schmuggelte Eines dem Anderen möglichst unbemerkt die besseren Bissen zu, bei der Arbeit trachtete Eines dem Anderen die härtesten Dinge abzulasten.

Diese Möstlleute im Abachthale hatten auch ein Kind, eine bereits erwachsene Tochter, die aber schon seit Jahr und Tag in einem Strohsessel lehnte, weil in Folge eines Wettersturmes, bei dem sie unter Wasser gekommen, ihre Füße lahm geworden waren. Das Mädchen mußte in Vielem wie ein Kind gepflegt werden, konnte nur wenige Arbeiten verrichten helfen, hatte bisweilen Schmerzen zu leiden und blickte trotzdem mit ihrem blassen, gutmüthigen Gesichte fröhlich ins Leben hinein, wenn man ihr Dasein und ihr Genießen überhaupt Leben nennen konnte.

Bei diesen Leuten nun hatte die wandernde Frieda eines Abends um Nachtlager gebeten, und bei diesen Leuten war sie verblieben. Ein guter Lohn, wie auf dem Salmhofe, war

hier nicht zu haben, die Arbeiten hatten viele Beschwer, und doch war es der Magd, als sei sie im Himmel. Was war das im großen, reichen Salmhofe für ein Streiten, Beißen, Uebervortheilen und Murren gewesen, der Leute untereinander! Und hier, welcher heitere Frieden, welche herzliche Einigkeit! Die Möstlleute machten aus der Arbeit eine Unterhaltung, aus jedem Werktage einen Festtag, denn alles, was da war, packten sie von der erträglichsten Seite an und thaten, als machten sie eine Kurzweil daraus. Das hatte die Frieda auch noch nicht gesehen, daß man laut lacht, als ob man gekitzelt würde, wenn man schwere Schmerzen leidet am siechen Körper. Die Adelheid konnte das! Das arme Mädchen lachte in den Nächten manch halbes Stündchen lang. Die Mutter that ihr alles, was in ihrer Macht stand, zugute und hatte bisweilen in ihrem freundlichen Auge etwas Nasses. Aber ein heiteres Wörtlein mußte doch immer gesagt werden. Und wenn es manchmal besonders schlimm ward, so daß die Adelheid nicht mehr lachte, sondern ganz still war und die Zähne aufeinanderbiß, da huben die Alten ein emsiges Berathen an, verfielen auf allerlei Mittel, und ergriffen jedes mit solcher Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit, als ob alles Heil vor der Thür wäre.

Die Magd Frieda lebte neu auf in diesem Hause; neigte doch auch ihre warmlebige Natur zum Frohsinn hin. Als ob sie wieder Eltern und Schwester gefunden hätte, so war ihr, und sie trachtete den Leuten nach ihren Kräften zu dienen, Hartes zu mildern, Liebes zu thun, und besonders verstand sie bald, sich als Pflegerin der armen Siechen so zu erweisen, daß der Möstl einmal seinem Weibe zuschrie: „Alte! An Der hat uns der Herrgott Eine geschickt, daß wir ihm dafür die große Zehe wegküssen sollten, wie die Betschwestern zu Rom dem heiligen Petrus.“

Was das Möstlweib darauf antworten wollte, das durfte aber nicht so herausgeschrien werden. Erst draußen am Feldraine theilte sie ihm ihre Bedenken mit: „Daß sie Dir gefällt, die Frieda, wäre schon recht. Aber: auweh und auweh! möcht' ich sagen, sie gefällt auch anderen Mannsbildern. Wenn Du Zehen wegküssen willst, so mußt bald anfangen, sonst frißt sie vorher der Fuchs. Schon das zweitemal habe ich am vorigen Samstag wahrgenommen, daß Einer vor ihrem Fenster steht. Ein ganz fremder Kund ist's, habe mich zuerst schier gefürchtet vor ihm, aber geplaudert mit ihr hat er ganz gutmüthig."

Und das Möstlweib hatte nicht schlecht beobachtet. Kaum daß die Magd Frieda ein paar Wochen in diesem weltverlorenen Hause gelebt, war eines Abends auch schon der Schopper-Schub da. Vor dem gab's kein Verstecken! Eben wollte sie desselben Abends einschlafen, als er durch ein leises Klopfen an ihrem Fenster sich anmeldete. Sie war zuerst sehr erschrocken und sogar empört, allmählich jedoch kam es ihr zu Sinn, daß dieser Mensch doch gar zu anhänglich wäre, fast wie ein Bruder. Sie hatte ja ohnehin keinen Bruder. Sie setzte sich in ihrem Bette auf, er setzte sich draußen auf den vorspringenden Wandschrott, und so sprachen sie eine Weile miteinander. Er sagte, daß sie ganz recht habe mit ihrem neuen Dienstorte, und daß er schon bemerkt hätte, wie brav sie den armen Krüppel pflege und die Anhänglichkeit der Möstlleute besitze. Das würde ihr gewiß den Segen Gottes bringen und ihr würde es noch einmal viel besser ergehen, als mancher reichen und hochmüthigen Großbauerntochter. Ihm — so erzählte der Schopper treuherzig — fehle auch nichts. Er habe jetzt im Siebenbachwaldgraben eine große Riesen gebaut, welche von allen Holzmeistern

gelobt wurde und welche ihm auch Geld und die Vorknecht-stelle eingetragen habe. Vielleicht bringe er es doch noch ein-mal zu einer Eigenstatt, zu einer Hütte. Er wolle mit einer solchen klüger sein, als das erstemal.

„Ja, hast schon einmal eine Hütte besessen?“ fragte die Jungmagd.

„So groß wie das Möstlhaus,“ antwortete er.

„Ein Häusel hast gehabt? Und hast es denn verthan? vertrunken? verspielt?“

„Verraucht,“ sagte der Holzknecht.

„Jessas! So viel Tabak rauchen thust?“

„Angezündet hab' ich's, mein Haus, und niedergebrannt.“

„Nicht gescheit bist!“ hauchte die erschrockene Frieda. „Aber wie hat das können sein?“

„Weil ich ein rabiater Mensch bin,“ sagte der Schopper. „Zufleiß hab' ich's gethan. Und gereut hat's mich auch noch nie!“

„Bei Dir kennt man sich frei nicht aus,“ meinte die Jungmagd.

„Bist neugierig?“ fragte er. „Nachher kunnt' ich Dir's ja erzählen. Aber sitzen thu ich schlecht auf dem Schrottkopf.“

„Einen anderen Platz hab' ich nicht,“ gab sie schneidig zurück.

„Alsdann bleib' ich sitzen auf dem Schrottkopf,“ sagte er geduldig und hub an zu erzählen: „Von Wallischdorf bin ich her. Dort hat der Schoppen-Rüppel ein Gütel gehabt und zwei Söhne, meinen Bruder Juch, und mich den Schubhart. Und da geht einmal am Frohnleichnamstag nach dem Umgang, er hat noch den Himmel tragen helfen, der Schopper-Rüppel her und verstirbt. So schnell ist das gegangen, daß er nicht einmal Testament machen hat können.

Nur so viel hat er gesagt: Dem Buben gehört das Häusel und den Anderen soll er mit dreihundert Gulden hinauszahlen. Jetzt, weil er keinen Namen genannt, so hat Jeder von uns zwei Brüdern wollen der Bub sein. Denn Du kannst Dir denken, der ist im Vortheil. Und haben angefangen zu streiten. Der Juch hat das Gütel haben wollen und ich hab' es auch haben wollen. Ist eine Wirthschaft mit ihrer zwölf Joch Grundstücken. Haben uns vorher gar nicht unlieb gehabt, der Juch und ich, aber jetzt ist der Teufel los gewesen. Gestritten wie die Bettelbuben, und gar beim Gericht hat's Jeder beweisen wollen, er wäre der Bub, und ihn hätte der Vater gemeint, und ihm thäte das Häusel gehören. So währt's ein halbes Jahr und länger, Keiner von uns hat mehr gearbeitet, Jeder nur sinnirt, wie er den Anderen möcht' hinaustauchen. Geld hat's gekostet und Hirnschmalz und Herzblut — und die ewige Seligkeit hätt's kosten können, uns Beiden. Und wie wir einmal so im Wirthshaus sitzen und schauderlich gegeneinander gerathen — die Leute haben uns noch angehetzt — und wie wir schon kein gutes Haar aneinander lassen, daß Einer wie der Andere einem rechten Spitzbuben gleichsieht vor dem ganzen Dorf und zuletzt noch unseren verstorbenen Vater verschandiren — da spring ich gäh auf und davon. Nächtig Stund' ist, getrunken habe ich stark gehabt. Und wie ich zu meinem Häusel komm', das wie ein schwarzes Gespenst dasteht mitten in den Feldern, da fällt's mir ein: Niederbrennen! Das Gerümpel ist's nicht werth, was wir treiben. Im Aschen hat der Streit ein End'. — Kaum gedacht, bin ich mit dem Zündholz auch schon im Strohdach. Wie es licht wird im Thal und die Leute zusammenlaufen und ich auf einmal neben meinem Bruder steh', und vor uns bricht das Elternhaus nieder, da wird

mir ganz eigen. Ich halte dem Juch die Hand hin und sag': Mein Theil ist verbrannt, die Grundstücke sollen Dein sein und wir wollen Fried' machen miteinand. — Er schaut mich an im Feuerschein und sagt: Schlecht genug bist Du, daß Du's selber hast gethan. — Auf das bin ich fort ins Gebirg herein und Holzknecht geworden im Siebenbachwald. — Jetzt weißt es."

„Du bist ja ein grundschlechter Mensch!" sagte die Jungmagd ganz verblüfft.

„Neid ist's nicht gewesen," setzte der Schopper bei, „daß ich etwa hätte gemeint, wenn ich das Häusel nicht kann haben, so soll's auch der Bruder nicht haben. Aber Trotz ist's gewesen, und Dummheit, und hinter mir immer der Teufel: Nicht nachgeben, nicht nachgeben! — Dabei das Streit-Elend, die Bruderfeindschaft! Und wie schon manchmal ein Sturm in mich fährt, daß ich selber nicht mehr weiß, was ich thu', so ist's über mich gekommen, und so ist's geschehen. Mit meinem Bruder bin ich immer noch nicht auf gleich. Er hat seine Sach', ich gönne es ihm und was ich gethan, hat mich noch nicht ein einzigesmal gereut."

Die Jungmagd sagte: „Ein seltsamer Mensch bist." Und bei sich dachte sie: Weiß nicht, soll man sich vor ihm fürchten, oder was? . . .

Also plauderten sie von diesem und jenem und der Schopper kam nun öfter an ihr Fenster. Von allerhand redete er, aber nie von Liebe. Nichts von dergleichen. Nur einmal fragte er sie bescheidentlich, ob es ihr wohl auch recht sei, daß er so manches Stündlein an ihrem Fenster sitze, er thue es halt gerne und wäre so froh dabei.

Die Frieda brachte es nicht übers Herz, ihm zu gestehen, daß seine Gegenwart sie beklemme, daß sie ihn vielleicht gerne

haben könne wie einen Bruder, aber Brüder kämen nicht ans Fenster der Schwestern, und ob er nicht besser thäte, nach seiner schweren Tagesarbeit im Bette zu rasten, als den weiten Weg zu machen in die Abachleuten her. — Mehrmals nahm sie Anlauf, ihm das zu sagen, aber sie brachte es nicht übers Herz, ihn so zu kränken. Sie nahm sogar die kleinen Geschenke, als Wecken, frische Kaiserbirnen, welche er ihr mitzubringen pflegte — sie nahm derlei und sagte schön Vergelt's Gott dafür. Insgeheim jedoch waren ihr die Gaben von diesem Menschen zuwider und es that ihr selber weh', daß sie so undankbar sein mußte. — Viel schlechter, so rief es einmal in ihr, viel schlechter ist der andere Wicht, der nächtig meine Ruhe stört. Was hat der junge Adlerwirth von Kirchbrunn in meinen Träumen zu thun! Das geht ihn gar nichts an, ob ich mein Haar flechte oder nicht, und er soll nur seiner Frau Adlerwirthin die Augen küssen und nicht ein armes Dienstbot foppen.

Auf der Schabelhöhe, über welche eine Bergstraße führt, stand unter sieben alten Lärchen eine Kapelle. In derselben war ein frischer Brunnen und ein Muttergottesbild, genannt: Maria unter den sieben Lärchen. Dieses Bild war als wunderthätig bekannt und besonders von Leuten aufgesucht, die an heimlichem Herzweh litten. Der Volkswitz sagte: Wenn eine Jungfrau siebenmal am Brunnen bei Maria unter den Lärchen trinkt, dann bekommt sie einen Mann. Obzwar dieser Ausspruch in der Gegend nicht gerade als Glaubensartikel bezeugt war, so ließ sich doch nicht leugnen, daß jahraus jahrein viel junges Frauenvolk hinaufkam zur Schabelhöhe, andächtig vor dem alten, ungefügen Bildniß betete und dann einen kräftigen Schluck nahm aus dem Brunnen. Also war es auch der Magd Frieda schon mehrmals zu Sinn gekommen,

ob sie nicht eine Wallfahrt machen sollte zu den sieben Lärchen; der Platz war vom Abachthale aus in einer guten Stunde zu erreichen. Ganz fern stand das Gnadenbild den menschlichen Liebesangelegenheiten auf keinen Fall. Ein heimlich Herzweh — das stimmt ja. War nicht einst der sterbenden Mutter letztes Wort: Frieda, wenn Du nicht ausweißt, so knie' hin und thu' beten! — Und hatte die Frieda nicht auch dem Schopper versprochen, sie wolle so lange beten, bis sie ihn recht lieb habe?

Und eines Sommersonntags am Nachmittage ging die Magd an den Waldhängen hinan, über die sonnigen Weiden fort, bis sie zur heißen staubigen Straße kam. Wie von diesen Höhen aus der Blick sich weitete hin auf die blauen Berge, so weitete sich auch ihr Herz und eine frohe Hoffnung kam über sie, daß sie nicht umsonst den Wallfahrtsweg machen werde zu der lieben Mutter Gottes.

Endlich stieg sie die Stufen hinan zur hölzernen Kapelle, die schon etwas hinfällig sich an eine der Lärchen lehnte. Sie hörte das Geplätscher des Brunnens, der an der Seitenwand aus dem Rohre in einen Steinkessel rann. Niemand war da, sie war ganz allein. Ihren Ueberkittel ließ sie vom Kopfe hinabgleiten, ihr Gebetbuch zog sie aus dem Säcklein und also kniete sie nieder vor der Mutter Gottes mit dem Kinde, die, aus Holz geschnitzt und mit Farben bemalt, fast in Lebensgröße auf dem Altare stand. Die Maria hatte eine Krone auf dem Haupte, hielt ein Scepter in der Hand, das Christkind trug im kleinen nackten Händchen die Weltkugel. So viel Herrlichkeit und Würde lag in diesem Bildniß, daß die Frieda sich dachte: und hier soll ich mein sündig Herz auspacken?

Mit dem Gebetbuche ging es heute gar nicht. Da sind allerhand Anliegen darin, aber das ihre nicht. Wie soll sie

es denn nur anfangen, daß sie nach ihrer Meinung jetzt beten kann? — „Der gute arme Mensch, der Schopper. Ist er denn wirklich so unbegehrt? Ist er denn häßlich, so dumm, so ungefüg und selbstisch? Das ist er nicht. Er ist ein herzensguter Mensch, und wenn er seinen Bart kämmen und pflegen möchte, wer weiß, was draus werden könnt'! Hernach, wenn man bedenkt, was er für ein tüchtiger Mann in der Arbeit ist und bringt's über kurz zum Holzmeister. Schlecht kann's bei dem ein Weib nicht haben, ernähren kann er auch etwas. Und wenn er Eine so recht lieb hat, als wie er sagt, daß er mich mag, da wird's kaum einen besseren Mann geben, als den. Ich habe schon Beweise genug, wie er zu mir hält. Der wird ja närrisch, wenn er mich nicht kann haben. Also warum will ich ihn denn nicht, das möchte ich wissen, du liebe barmherzige Mutter Gottes! Ich bin ja gewiß nicht zu gut für ihn, schon eher zu schlecht. Ich weiß mir ja nichts auf der Welt und soll als arme Magd alt werden und versterben. Auf wen wart' ich denn? Ja, Du himmlische Maria, warum will ich ihn denn nicht? Sei mir doch gnädig und gieb mir Deinen Segen. — Harte Anfechtungen habe ich oft, als müßte ich wohin gehen und was anstellen, daß es groß Unglück gäbe für Zeit und Ewigkeit. O heilige Mutter Gottes, führe uns nicht in Versuchung! Gieb mir die Gnade, daß ich den Holzknecht recht kann lieb haben und sein Weib werden. O liebes Christkindel mit dem krausen Haar! Und wenn es schon nicht möglich kann sein, daß ich ihn lieb hab' wie einen Herzensschatz, so gieb mir die Kraft, daß ich das Opfer mag bringen, so wie es für alle Drei am besten ist. Ich will Dir ja nicht zu sparsam sein mit Wachskerzen, wenn Du mir hilfst und den rechten Weg weisest. O gegrüßt seist Du, Königin, Mutter der Barmherzigkeit!"

Also dachte und murmelte die junge Magd vor sich hin, Manches sprach sie laut und traumhaft, dann schlug sie das Buch auf, machte sich Vorwürfe, daß sie nicht einmal mehr beten könne, sie war sich's kaum bewußt, welch heißes, kindliches Gebet sie eben verrichtet hatte.

Und während sie so kniete in der Kapelle und mit sich rang, ehrlich und tapfer, wie noch selten ein Weibesherz gerungen, stand am Eingang Einer und beobachtete sie. Sie entfaltete ein weißes Handtüchlein, fuhr sich damit über die heißen Wangen und erhob sich — da sah sie ihn.

„Schau," sagte er und schnalzte mit der Zunge — der Wolfram war es — „da sehe ich eine Seltsame. Die will sich auch einen Liebsten erbitten."

Sie verbarg ihre Ueberraschung hinter Trotz und antwortete: „Ja, das will ich auch. Aber nicht etwa so, wie es der Herr Adlerwirth meint."

„Das hilft alles nichts, Frieda," sagte der Wolfram. „Komm, Dirndel, setzen wir uns da auf die Bank. Wir haben schon lange nimmer miteinander geplaudert."

Unter dem Schatten der Lärchen, am Rande von jungem Fichtendickicht hin waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, weil alljährlich am Maria Heimsuchungstage ein Fest hier abgehalten und dabei Getränke ausgeschänkt wurden. Die Frieda wollte eigentlich fest stillstehen und den Adlerwirth keines Blickes würdigen, aber ihre Füße stiegen sachte die Stufen herab und an seiner Seite über den grünen Anger zu einer Bank hin.

Als sie völlig zu sich kam, saß sie neben dem Wolfram, der, seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in der Hand hielt.

„Ach ja, Dirndel!" seufzte er auf. „Seit wir Zwei uns das letztemal gesehen, habe ich viel durchgemacht, Du glaubst es nicht." Und nun begann er zu erzählen von seinem häuslichen Elende, daß er so viel als vertrieben sei aus seinem Vaterhause, ja selbst aus Kirchbrunn, und daß er jetzt auf dem Punkte stehe, wo der Mensch nimmer weiß, ob er noch warten soll auf den nächsten Tag oder nicht.

„Mein Gott, Wolfram," sagte sie voller Theilnahme. „Was willst denn, als warten, bis es wieder besser wird! Sollst Dich nicht so viel kränken, Wolf, was hast denn davon, wenn Du krank auch noch wirst!"

„Ich wollt', es hätt' alles sein Ende, alles, alles!" so rief er mit schriller Stimme und schlug sich die Faust auf die Stirn.

„Wolf! So mußt nicht. Mußt nicht auch noch selber Dein Feind sein." Sie legte ihre Hand auf seine Achsel. Er schlang mit Leidenschaft seinen Arm um ihren Nacken, sie warf dieses Joch heftig von sich, stand auf, um zu flüchten. Aber am Stamme eines Lärchenbaumes blieb sie stehen und strich wie traumhaft die losen Haarlocken aus dem Gesichte.

Der Wolfram war kauern geblieben auf der Bank, jetzt schaute er vorgeneigten Hauptes hin auf sie, in allen Enden seines Angesichtes zuckte es, dann lachte er auf.

„Das ginge noch ab," sprach er. „Das Gedenken an Dich ist meine einzige Labniß gewesen in dieser traurigen Zeit. Eine lebt doch auf der Welt, die zu mir steht. Wenn sie auch weit von mir ist und ich sie nicht mag finden, irgendwo ist sie doch und denkt an mich und wir sind beisammen. Und jetzt —", er sprang auf, „jetzt bist auch Du so?!"

Sie stand bewegungslos wie eine Bildsäule und schaute ihn an.

„Soll ich denn meines Irrthumes wegen ganz verloren sein?“ sprach er weiter. „Soll ich mein junges Leben selber zertreten, wie man einen Waldwurm zertritt, vor dem sich Alle entsetzen? Ja, Frieda, ich thue es. Sie, im Adlerwirthshaus, hätte mich nie so weit vermocht, sie ist mir eine Fremde. Aber wenn ich weiß, daß auch Du Dich von mir wendest, dann ist es aus!“

„Wann,“ entgegnete nun das Dirndel zagend, „wann habe ich Dir denn einen Beweis gegeben, Adlerwirth, daß ich — Dir so gut wäre?“

„Leugne es nicht, Frieda!“ sprach er mit Nachdruck, als wollte er einen Verbrecher überweisen. „Und wenn Du mir nie was Liebes gesagt hättest, kein gutes Wort, und wenn Du mir zehnmal weiter noch ausgewichen wärest, ich hätte es doch gewußt, daß Du mich gern hast, und so gewiß, als Du's von mir mußt wissen. Du hast es tapfer niedergedämpft, vielleicht tapferer als ich. Wir haben uns Beide redlich voreinander gewehrt. Es hilft alles nichts. Von jenem Tanzabende in Schwambach an hat's so gespielt, daß wir Zwei zusammenkommen sollen, wir haben's nicht verstanden, haben uns so lange gesträubt, bis es uns heute auf diesem Platze ganz zornig zusammenwirft. Ist es nicht so, Frieda? Ist es nicht so?“

Das Dirndel preßte die Hände ins Gesicht. „Ich hab' so gebetet da drinnen,“ wimmerte sie, „so inständig gebetet zu der Mutter Gottes. Es ist alles umsonst! — Ich kann ja auch nicht sein, ohne Deiner!“ — Mit diesem Schrei stürzte sie ihm an den Hals.

Neunter Abschnitt.

Vom Schopper-Schub wissen wir, daß er seit Jahren die Jungmagd Frieda nicht mehr aus den Augen ließ. Er verfolgte immer ihre Spuren und oft war er in ihrer Nähe, ohne daß sie es ahnte. Beim Möstl in der Abachleuten war es ihm gar bequem, da konnte er sich aus seinem Holzschlag an den Samstagabenden und manchmal auch an den Sonntag-nachmittagen einfinden, um mit ihr zu plaudern. Die ganze Woche hindurch freute er sich auf das Stündlein, an welchem er nahe bei ihr, wenngleich durch eine Wand getrennt, sitzen konnte. Es waren zumeist die allergewöhnlichsten Dinge, über die gesprochen wurde, aber dem Holzknecht war wohl, wenn er ihre Stimme hörte und wenn er sah, wie sie manchmal so kindlich lachte.

Also war er auch an diesem Sonntagnachmittage in die Abachleuten gekommen, beim Möstlhaus zugekehrt, hatte sich auf die Stubenbank hingesetzt und gesagt, er müsse doch ein wenig in den Schatten gehen.

„Ja," hatte das Möstlweib neckend geantwortet, „Schattens wegen wirst Du in die Abachleuten kommen! Den hast in Deinem Siebenbacherwald weit besser. Wirst den weiten Weg heut wohl umsonst gemacht haben. Sie ist zu den sieben Lärchen hinauf wallfahrten gegangen."

„So," antwortete der Schopper ganz gleichgiltig. „Da hat sie schon recht. Das Beten schadet Niemandem."

Und wenn das Beten Niemandem schadet, dachte er für sich weiter, so wird's ja auch mir nicht schaden. Und stieg an gegen die Schabelhöhe. Er ging nicht den guten Fahrweg, er wählte die steileren, aber kürzeren Steige; Bergesmühsal giebt's für den Holzknecht keine, und durch den Wald hinauf

mag er sich das Schlagholz ansehen. Als er auf die freien Weiden kam und auf die weiße Straße hinüberblicken konnte, sah er sie dort gehen, er erkannte sie ja schnell. Und einen Büchsenschuß hinter ihr eilte ein Mann drein. Der Schopper schärfte sein Auge und erkannte den jungen Adlerwirth von Kirchbrunn. — Vor Ueberraschung wie gelähmt blieb er einen Augenblick stehen. — Was ist das? — Was ist das? — Steht es so mit der Wallfahrt zu den sieben Lärchen? Ei, da wollen wir ihnen doch einen Baum über den Weg werfen. Ist denn schon Alles falsch auf der Welt? Gut, alsdann will ich's auch sein. — So seine Gedanken. Neuerdings zog er sich in den Wald zurück und lief durch denselben an der rückwärtigen Berglehne der Kapelle zu. Er kam früher hinauf als die Anderen. Hinter der Kapelle kroch er in das Fichtendickicht und kauerte sich an die Holzwand, um durch eine Spalte in das Innere der Kapelle lugen zu können, während durch das Gezweige hin der Anger mit den Tischen sichtbar war. So beherrschte er den Schauplatz nach beiden Seiten. Er langte mit der Hand in seinen Sack, ob er das Messer bei sich habe. — Ja, mein lieber Adlerwirth, ich habe Dir's gesagt und Du hast es nicht geglaubt. Des Herrgotts Mühlen mahlen langsam, aber sicher! —

Er hatte gesehen, wie die Frieda beklommen in die Kapelle getreten war, und als er merkte, daß ihr Gebet ihm galt, da löste sich von seinem Auge ein salziger Tropfen los und rann über die rauhe Wange, durch den struppigen Bart bis an die Lippen. Dann stand plötzlich an der Thür der junge Adlerwirth mit heißbegehrendem Blick. Der Holzknecht erfaßte die Hirschhornschale seines Messers. Als er hernach vernahm, was draußen gesprochen wurde an den Tischen, jedes Wort des armen Burschen voller Unglück und voller

Liebe, und wie das Dirndel dagegen ankämpfte, bis doch in Beiden die wilde Allgewalt Siegerin ward — da loderte in ihm Wuth und Rachgier auf, daß der fliegende Athem glühte an seinem Munde. Und er stürzte mit gezücktem Messer hin auf das Paar. Die Frieda that einen Schrei und wollte sich schützen unter dem Brette eines Tisches. Der Wolfram jedoch stand wie ein Baumstamm da und fragte: „Holzknecht! Was willst Du?"

Diese starre Ruhe lähmte den Schopper für den Augenblick, denn er war auf Gegenwehr gefaßt gewesen und in einem Zweikampfe wollte er siegen oder fallen.

„Bist Du da, um mich zu tödten?" fragte der Wolfram. „So stoße zu. Ich habe mein Leben verspielt und wehre mich nicht. Willst aber ihr etwas zu Leide thun —!" Er ballte die Fäuste.

Dem Schopper sank der Arm mit dem Messer. Plötzlich wendete er sich, stürzte in das Dickicht und hastete davon durch den Wald hin. — Halb betäubt war er und seine Gedanken wurden wirr. — Warum hast Du es denn nicht gethan? fragte er sich selbst. Und er selbst antwortete: Er hätte einen Bankbalken losreißen müssen. Nicht davonlaufen wollen und sich auch nicht wehren, wer kann denn da zustoßen? Einen Baum fällt man so, aber einen Menschen —. Und hernach, weiß ich denn, welches fort muß? Soll der Adlerwirth sterben? Ist er nicht der Ehebrecher und Verführer und der Räuber Derer, die mir Gott gegeben hat? — Oder soll sie sterben? Ist nicht sie die Ursache seiner Treulosigkeit, die den Sünder anlockt und einen treuen Menschen verschmäht, verachtet, in Verzweiflung treibt? — Oder soll ein Dritter sterben? Soll der Schopper sterben, weil alles aus ist, und freiwillig sterben, bevor er zum Mörder wird? Mir

kommt's nur auf den Schuldigen an. — Denn das sah er nun wohl, es war die unbändige, rasende Liebe, in welcher das junge wehrlose Menschenpaar hinschmolz, wie Wachs im brüllenden Feuer eines brennenden Hauses. Armer Holzknecht, so wie Du selber wehrlos bist gegen diese Macht, so sind auch sie es. Was können sie dafür! — Du hast Dir vorgenommen, Schopper-Schub, für die Frieda alles zu wagen und zu opfern, um sie glücklich zu machen. Siehst Du es denn nicht, jetzt ist sie glücklich! — Was willst Du denn noch? — Einmal hast Du Dein eigenes Haus angezündet, weil es böse Ursach' ist gewesen. — Kannst Du rechnen, Holzknecht? Wenn Du ein bißchen rechnen kannst, so sage, was mehr ist, eins oder zwei. Wenn zwei mehr sind, als eins, so ist Einer weniger als Zwei. Laß die Zwei sein, und den Einen streiche weg. —

Also dachte der arme Mensch und ging — ach wie traurig! — den Holzhütten seines Thales zu.

Zehnter Abschnitt.

Wer genug Zeit und Tiefblick hat, um die Ursachen und Wirkungen zu betrachten, der wird — sei es zu seinem Schreck, sei es zu seinem Trost — finden, daß alle Fehltritte und Verstöße des Menschen gegen Sitte und Gesetz, gegen das Gute und Rechte überhaupt, sich fast allemal strafen, und zwar an derselben schuldigen Person oder an demselben Geschlechte. Schade nur, daß die Strafe nicht unmittelbar genug folgt, um stets als Strafe für Sünde und Vergehen empfunden zu werden. So Mancher, der sein Elend selbst geschmiedet, hält sich für den Unschuldigsten von der Welt und ist geneigt, die Ursache dieses Elendes Anderen in die Schuhe zu schieben.

Solches Mißkennen führt ihn zu weiteren Fehlern und Ungerechtigkeiten, und im Gefühle des eigenen Sturzes sucht er auch Andere mit sich zu reißen. Leichter kehrt Der um, welcher ein schweres Verbrechen begangen, als Einer, der tausend Fehler hat und den Mitmenschen täglich im Kleinen tausendmal unrecht thut. Doch ist Letzterer ebenso Verbrecher, als Ersterer, nur schreit er Zeter und Mordio, wenn endlich auch an ihn die Nemesis herantritt mit dem Richtschwert.

Frau Kunigunde hatte kaum eine Ahnung davon, daß sie eine der Hauptursachen an dem Niedergang ihres Hauses und die einzige Ursache an ihrem und ihres Mannes Unglück war. Sie war immer nur geneigt, alles auf ihren Mann, auf seinen Vater, auf alles Andere zu schieben. Und je weher ihr ward, um so höher stieg ihre Verbitterung gegen die eingebildeten Feinde. Und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Bei dem Adlerwirthshause zu Kirchbrunn hatte sich reges Leben entfaltet wie schon lange nicht. Allerhand Wägen kamen angefahren von oben und von unten und spannten aus, Bauern, Bürger und Herren waren da, Schacher und Händler, und die Wirthsstube war viel zu enge, auch im Vorhause und im Hofe standen Tische, und die Kellnerinnen liefen über die Gasse hin und her. Das gab doch wieder einmal ein Geschäft.

Meint Ihr?

Da müßte man erst noch die Wirthsleute fragen. Der alte Adlerwirth lag bei einem Nachbar im Scheunenstroh und bat mit lallender Stimme fortwährend um Branntwein. Er wolle nie mehr nüchtern werden auf dieser verdammten Welt. Der junge Adlerwirth war seit Wochen verschollen. Im Siebenbachwald, so hieß es, wäre er einmal gesehen worden, aber ganz seltsam aufgeregt, er müsse etwas Besonderes

im Sinne haben, man werde noch merkwürdige Geschichten von ihm hören. So kam es, daß auch Frau Kunigunde nicht ruhig sitzen bleiben konnte in ihrem Zimmer. Sie ließ ihre Mutter, der ja alles gleichgiltig war, allein, und als sie auf einem Steirerwäglein und in ihrer tadellosen Trauerkleidung hübsch fein geputzt aus dem Hofe fuhr, klang in demselben das erstemal der Ganthammer. Alles wurde versteigert im Adlerwirthshause, nur nach den Insassen war keine Nachfrage.

Frau Kunigunde fuhr in das Gebirge hinein. Sie hieß auf das Pferd dreinhauen, sie bewarf den Pferdeknecht mit Schimpfnamen, denn sie wußte ihrer Galle kein Ende. Was sie dem Knecht und dem Pferde anthat, das war alles ihrem Manne vermeint. Dem Flüchtling! dem gewissenlosen Ausreißer! So lange er Geld erwartet von ihrem Vater, hat er den Hausherrn gespielt, jetzt weil nichts ist, weil alles in die Brüche geht, verläßt er sein armes Weib in Noth und Schande und stromert in allen Weiten um, man weiß nicht wo und mit wem. Aber warte, Schelm, wir werden Dich noch einfangen. Du sollst Gott erkennen lernen! Du sollst mir kirre werden! Hinwärts zieht mich noch das spottschlechte Roß, es ist aber viel tausendmal besser als Du; herwärts sollst Du den Bettelkarren ziehen, und daß Du zahm wirst wie ein Pfründnerschaf und mir Brennesseln aus der Hand frißt, das soll meine Sorge sein. —

Unter solchen Liebesgedanken fuhr Frau Kunigunde auf die Suche nach ihrem Manne. Sie sprach bei manchen Häusern zu, schämte sich aber, geradehin zu fragen: Habt Ihr meinen Mann, den Adlerwirth von Kirchbrunn, nicht irgendwo gesehen? — Ja, Frau Adlerwirthin, ist Euch Euer Mann durchgegangen? — Das wäre eine hübsche Unterhaltung gewesen.

Also faßte sie es so: „Hat nicht mein Mann hier zugefragt?" — „Wissen nichts, vor einer Woche oder wann haben wir ihn vorbeigehen gesehen." — „Sollte er nach mir fragen, so weiset ihn, ich bin vorausgefahren in den Siebenbacherwald, wegen des Holzkaufes."

Bei den Holzknechthütten im Siebenbachwald ließ sie ausspannen und begehrte etwas zu essen.

„Ja," meinte ein resches Holzerweib, „kein Wirthshaus ist halt bei uns nicht. Gaismilch mit Schoten, wenn's recht wäre?"

Vom Herzen gern hätte Frau Kunigunde geantwortet, daß sie Schweinefutter nicht gewohnt sei, wäre nur ihr Hunger nicht gar zu groß gewesen. Während sie die Milch trank, erzählte sie, daß mit ihrem Mann eine Zusammenkunft draußen bei den drei Brücken verabredet gewesen sei, daß sie sich aber verfehlt hätten. Und sie frage, ob er, der Adlerwirth von Kirchbrunn, nicht etwa hier herum gesehen worden wäre.

„Seid Ihr die Adlerwirthin?" fragte das Holzerweib. „Nachher glaub' ich's gern, daß er bei den drei Brücken nicht gekommen ist. Von Euch ist er ja eben davongelaufen, sagen die Leute."

Frau Kunigunde warf eine Münze hin und machte sich entrüstet auf die Wander zu den Köhlerstätten.

Bei der Kohlenbrennerei fragte sie wieder an.

„Der Adlerwirth?!" schrie der alte Köhler, denn er war schwerhörig, daher hielt er auch Andere dafür. „Weiß nichts davon. Aber der Vorknecht soll letzt' Zeit her alleweil vom Adlerwirth reden."

„Wo ist denn dieser Vorknecht?"

„Der ist jetzt nicht da, der ist oben im Zagelwald. Für ein Weibsbild nicht gut hinaufzusteigen."

„Ich will hinauf!" sagte Frau Kunigunde.

„Weiß nicht, ob es Euch viel nutzen wird," meinte der Kohlenbrenner, „letzt' Zeit her ist der Schopper — so heißt der Vorknecht — nicht recht im Kopf, ganz kleinsinnig oder was lauter. Ist nichts Rechtes von ihm herauszubringen. Vom Adlerwirth redet er nächtig im Traum."

Die Frau dingte sich einen herumlungernden Knaben und stieg mit diesem hinan gegen den Zagelwald. Mehrmals ging es in tiefen Schluchten über Sand, Gerölle und wuchtige Steinblöcke dahin an brausenden Wässern, mehrmals unter einem schwindelnd hohen Holzgerüste durch.

„Was das für ein hoher Steg wäre?" fragte die Adlerwirthin.

„Das ist kein Steg," antwortete der Knabe, „das ist die neue Holzriesen, wo die großen Blöcker herabrutschen und zum Feierabend die Holzknechte selber. Wie viele Kreuzer krieg' ich denn dafür, daß ich mitgeh'?"

Nach einer Stunde waren sie auf der Höhe bei dem Holzschlag. Die Leute, welche hier arbeiteten, blickten einander nur so an, als sie vernahmen, die junge Frau wolle mit dem Vorknecht sprechen. Der Vorknecht sei aber gar nicht auf dem Schlag, der liege auf dem Buchenanger im Grase; er sage, er arbeite nichts mehr und das liebe Christenvolk möge gesund bleiben und ihm an den Buckel gucken. „Wollt Ihr das, so könnt Ihr ihn ja aufsuchen," setzte der Berichterstatter bei.

Da ist etwas dahinter! dachte Frau Kunigunde und ließ sich zum Buchenanger führen.

Der Schopper, als er sah, wer daherkam, sprang rasch vom Rasen auf. Er sah wirklich wild und wirr aus. Ohne viele Einleitung fragte sie in strengem Tone nach ihrem Manne, dem Adlerwirth.

„Was weiß ich?" knurrte der Holzknecht. „Habt Ihr mir ihn zum Aufheben geschickt?"

„Du weißt, wo er ist!" sprach sie scharf.

„So? Na, wenn ich's weiß, dann muß ich's freilich sagen. Den Adlerwirth hat sein Weib verlassen, da ist er zu einer Anderen gegangen."

„Wo er ist, will ich wissen!"

„Vor etlichen Tagen," antwortete der Holzknecht gottlos ruhig, fast träge, „hat er sich auf der Schabelhöh' aufgehalten, oder im Wirthshaus dort herum. Jetzt kann's sein, daß er drüben in der Abachleuten ist."

„Ein Schandmensch! Ein Schandmensch!" keuchte sie, und fast verging ihr der Athem vor Wuth. „Der soll das höllische Feuer beizeiten kennen lernen, dafür stehe ich gut!"

„Dieweilen sitzt er im Himmel," sagte der Schopper. „Und ich wäre der Meinung, wer so fest drin sitzt, den laßt man sitzen."

Frau Kunigunde hatte sich niedergelassen auf einem Baumstock, ihr zitterten die Beine.

„Wie weit ist's bis in die Abachleuten?" fragte sie.

„Zwei Stunden, wer gut antaucht."

„Mein Gott, mich verlassen schon die Füße."

„Wenn die Frau ein Stündlein wartet, so kann sie mit mir auf dem Brettel hinabrutschen," sagte der Holzknecht.

Ja, sie wolle warten. Und der Schopper dachte: Herrgott im Himmel, was ist das für ein Schick! Ich rutsche mit seinem Weib auf der Riesen hinab. Und ganz plötzlich fuhr es ihm durch den Kopf: Wenn er mir die Meine nimmt, so nimm ich die Seine. Werth ist sie's, daß sie mit mir kommt. Es geht nichts über die Ordnung. Und nachher ist Fried. —

Dieweilen Frau Kunigunde erschöpft auf dem Baumstock saß und mißmuthig den Holzhauern zusah, die immer Blöcke an die Riesen schleppten und hinabgleiten ließen, strich der Schopper wie halb verloren auf dem Schlage um. Manchmal blieb er stehen und starrte auf den Erdboden, dann hob er das krause Haupt gegen Himmel und schnappte nach Luft. Dann lachte er hell auf, und einer der Männer hörte ihn sagen: „Besser kunnt sich's nicht mehr reimen. Wer ungeschickt ist, der muß hinab, daß er Anderen nicht im Wege steht."

„Du Franzel," redete er, als die Abendstunde kam, einen Arbeiter an. „Wenn Du einmal beim Möstl in der Abachleuten vorbeigehst, gelt, so bist so gut und giebst das Ding dort ab. Es ist für die Magd Frieda." Damit gab er ihm ein rothes zusammengeknulltes Tüchlein. „Und jetzt, Leute!" rief er laut hinaus über den Schlag, „jetzt ist Feierabend. — Fahrt Ihr nur voraus hinab, wir, ich und die Frau Adlerwirthin, rutschen hinten drein."

Die Werkzeuge brachte man in Sicherheit, die Lodenröcke hing man sich über die Achseln und da war's fertig.

Muldenförmige, vorn ein wenig aufgekurfte Bretter wurden in die Rinne der Riesen gelegt, und auf je einem solchen Fahrzeuge glitten ein oder auch zwei Mann hinab. In der Hand hatten sie lange Stöcke, mit welchen sie sich nöthigenfalls leiten, anstemmen oder weiterschnellen konnten. Auf etwa hundert Schritte Zwischenräume wurden sie abgelassen. Anfangs glitt es gemächlich dahin, allmählich kam's in rascheren Lauf, und auf steileren Strecken sauste es unheimlich schnell dahin, manchmal an Erdeinschnitten und zweimal über grauenhaft tiefe Schluchten, aus welchen Schutt und Gestein und schäumendes Wasser heraufleuchtete. Ueber den schwindelndsten Stellen jauchzten Einige. An den Rinnbäumen

der Riesen dröhnte noch lange das Rollen herauf, selbst als die Bretter schon den Augen entschwunden waren.

Als die Holzknechte dermaßen Alle angefahren waren, ging der Schopper zur Frau Kunigunde, die noch immer auf dem Stocke saß, machte eine kleine Verbeugung und sagte: „Also, Adlerwirthin, jetzt ist's an uns Zweien."

„Ist wohl doch keine Gefahr dabei?" fragte sie.

„Ihr seht ja, wie sie jauchzen unterwegs. In die ewige Seligkeit kann man nicht lustiger hineinfahren. Im Siebenbachwald giebt's halt keine so feinen Eisenbahnzüge wie in Geßnitz. Wir haben das lange Brettel mit zwei Sitzen. Ich setze mich voran, Ihr habt hinterwärts Platz. Nur frisch dran, Frau Adlerwirthin!"

„Es ist grauenhaft!" sagte die Frau.

„Nichts ist grauenhaft," lachte der Schopper. „In fünf Minuten sind wir unten. Kommt nur. Prächtig wird's."

„Ich will heut' ja noch weiterfahren."

„Freilich, Adlerwirthin. Nur hübsch anhalten. Sitzen wir fest?"

„Ich sitze."

„Also, im Gottesnamen!" Mit diesem Worte stieß der Schopper aus, und das Schifflein begann zu gleiten. Erst hielt der Mann mit beiden Händen den langen derben Stock in die Luft. Vorwärts ging's rasch und rascher. Steiler wurde die Bahn, und da sauste das Brett pfeifend dahin. Es schoß über den ersten Abgrund, es schoß durch den Erdeinschnitt, es schoß dem zweiten großen Abgrunde zu, und als es hoch über der Schlucht rasend schnell hinglitt, senkte ganz plötzlich der Schopper den Stock, stemmte ihn vor sich in die Riesen, da sprang das Fahrzeug hinten empor, schlug

über, und die beiden Menschen flogen in weitem Bogen durch die Luft — stürzten in die Tiefe.

Ein ganz kurzer Schrei gellte durch die abendlichen Lüfte, und dann war nichts mehr zu hören, als das rauschende Wasser in der Schlucht. — —

Elfter Abschnitt.

„Du Alte!" schrie der Möstl in der Abachleuten seinem Weibe zu, als er von der Heuarbeit heimkam, „das wird nicht gehen, mit der Frieda, 's ist schad', aber fortschicken mußt sie. Das Umziehen mit einem verheirateten Menschen können wir ja nicht leiden. Hab' sie just wieder auseinander-gejagt allzwei."

„Geh!" entgegnete das Weib, „bist doch nicht g'scheit! Schon wieder dagewesen ist er?"

„Soll ganz Kirchbrunn im Stich gelassen haben, sitzt jetzt da draußen im Zeilinger Hammer als Kohlenvermesser."

„Das ist sauber," sagte sie, „da hätten wir ihn alle Tag in der Hütten. Recht hart ist mir um die Magd, aber wenn sie's so macht, soll sie gehen, lieber heut' als morgen."

„Ein Plangen haben die Zwei zu einander, rein als ob's ihnen wär' angethan worden. Der Vorknecht Schopper soll ganz toll sein drüber, ich glaub's. Wenn nur da kein unlieb-samer Handel herauskommt. Alte, der Schopper, wer ihn kennt, das ist ein gefährlicher Mensch!"

Noch sprachen sie so, als ein Holzknecht aus dem Sieben-bachwald hereinstolperte. „Abrasten muß ich," sagte er als Gruß und setzte sich gleich auf die Bank. „Bist eh daheim, Möstl, ist mir recht. Habt es schon gehört? das groß' Unglück im Siebenbachwald? Gestern auf dem Abend. Beim

Abrutschen. Von der neuen Riesen in die Karwasserschlucht gestürzt!"

„Mutter Anna!" rief der Möstl aus. „Wer denn?"

„Er — der Schopper und ein fremdes Frauenzimmer!"

„Was sagst?"

„Die Adlerwirthin von Kirchbrunn soll's gewesen sein."

„Was sagst?" schrie der Möstl und lachte auf.

„Na ich danke, wer bei so was lachen kann!" sagte der Holzknecht.

„Ist nicht schlecht gemeint," redete das Möstlweib drein. „Der lacht alleweil, hat's Weinen und's Lachen in einem Sackel beisammen."

„Der Schopper und die Adlerwirthin!" murmelte der Möstl und faltete die Hände. „Aber Herr himmlischer Vater, ist das Dein Ernst?" Er lachte wieder.

„Wir können es uns auch gar nicht denken, wie es geschehen ist," berichtete der Bote. „Es kann was dahinterstecken. Wird schon aufkommen. Schauderlich, wer's gesehen hat! Von ihr ist kein Knocherl ganz verblieben. Bei ihm fehlt nur der Kopf."

„Aber mein Gott!" rief das Möstlweib, „wie soll sich denn ein Christenmensch so was zusammenreimen!"

„Ist nicht eine Magd Frieda bei Euch da?" fragte der Holzknecht. „An Die hab' ich ein Tüchel abzugeben. Ich weiß nicht, mir hat's der Schopper zugesteckt, gerade vor dem Unglück. Wir kennen uns nicht aus. Ein Knoten ist im Tüchel und ein Papierl ist drinnen, aber wir können Keiner lesen. Weil ich's versprochen hab', daß ich der Magd Frieda die Sach' übergeben will."

Alsbald wurde die Magd von der Wiese heraufgerufen.

„Du Frieda," redete der Möstl sie an, „der da, der hat was für Dich."

Mit Hast löste sie den Knoten, mit zitternden Fingern entwirrte sie das Papier, es war ein abgerissenes graues Streifchen, und darauf standen mit grobem Bleistift ungefüg geschrieben die folgenden Worte:

„Liebe Friederika!

Bin überflüssig, mach mich davon. Nehm auch eine Andere mit, die Euch im Weg möchte stehen. Mehr kann ich nicht thun für Dich. Sei glücklich mit ihm.

Schubhart Schopper."

— — — — — — — — — — — —

Also hat sich's zugetragen. Und was wird jetzt geschehen sein? Alles Menschengeschick steht in Gotteshand, alles vollzieht sich nach seinem Rathschlusse, und fast nichts nach dem Sinne der Menschen.

Als die Magd Frieda in dem Opfertode des armen Waldmenschen seine unermeßliche Liebe zu ihr besiegelt sah, als das letzte Hinderniß gefallen war zwischen ihr und dem Adlerwirth, daß sie sich nun vor Gott und der Welt hätten können die Hände reichen — fand sie, daß ihre heiße Leidenschaft für Wolfram anfing zu schwinden. Was war das für ein Unterschied! Was sind die gewöhnlichen Männer für zage, gemeinsinnliche, engherzige Schelme gegen diesen einen einsamen, heldenhaften! Von diesem allein war sie geliebt worden mit einer Liebe, wie wenigen Weibern auf Erden sie zu Theil wird, mit einer Liebe, die stärker ist als der Tod. — Aber gekannt hat er es nicht, das Weibesherz, sonst hätte er im Voraus wissen müssen, daß sein Opfer umsonst ist.

An demselben Tage, als die Reste der beiden Verunglückten auf einem kleinen Alpenkirchhofe still bestattet worden waren, schrieb die Frieda einen Brief an den Adlerwirth:

„Lieber Wolfram!

Weil das geschehen ist, muß es aus sein und ganz aus sein bei uns Zweien. Er thät' immer zwischen uns stehen mit seinen blutigen Wunden. Ich habe wohl einmal gemeint, ich kunnt Dich glücklich machen, jetzt nimmer. Und im Unglück bist schon genug gewesen. Du bist frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag ist der Hochzeitstag zwischen ihm und mir geworden. Ich bin sein, und Du wirst auch wieder eine Andere finden. Ich wünsche Dir alles Gute, und was vergangen ist, das soll vergessen sein."

* * *

Nachwort zu dieser Geschichte.

(Als Ohrenbeichte an den Kritiker.)

Weil unser Dasein ohnehin überreich an Drangsal und Leid ist, so wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirthes von Kirchbrunn — in dem süßen Herzensleben junger Menschen eine Idylle schreiben, mir und Anderen zur Ergötzung. Allein es ist anders gekommen. Wie es im Leben sich so häufig fügt, daß alles ganz anders wird, als der Mensch gehofft hat, kommt solches bisweilen sogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erstemal — ich gestehe es — ist es mir hier passirt, daß während der Entwickelung einer Geschichte ganz von dem ursprünglichen Plane abgewichen wurde, weil sich folgerichtig andere Dinge ereignen

mußten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem ist im Uebermuth und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen seine Luftschlösser zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt dichterisch zu schaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit sinnlich zu gestalten, nach göttlichen und dämonischen Gesetzen des Gemüthes zu handeln, da wird die Luftlinie verlassen und je nach der Bodenbeschaffenheit vorangegangen. Da ist es am besten, wenn der Dichter seiner Geschichte nicht vorangeht, sondern ihr folgt, wenn er sie nicht leitet, sondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt anthut, sondern dieselbe nach gegebenen Verhältnissen sich selbst frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zu einander, und nun war die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entfaltung und eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird Einem auch oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Thaten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm, noch kalt. Wenn aber unvermuthet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermuth, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und

läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirth mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknechte, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirth verlangte: Laß' ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn Du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! — Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwickelung meiner Geschichte mit doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, daß der Schopper-Schub den Adlerwirth ganz gewiß ermorden würde. Es kam anders, der weichmüthige Adlerwirth ward zu einem beklagenswerthen Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, daß der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem großen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glücklich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die Zwei sich in der That lieben, so sollen sie sich haben. — In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wußte ich freilich, daß da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht, daß der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daß er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirthshause auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich

sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, daß sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper that, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das gräßliche Unglück auf der Holzriesen geschehen war. — Jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich füreinander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! — Und da thut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da Solches sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt mißkannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht thut auch jeder Andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältniß anhebt. Ist die Dichtung schon so schlimm, um wie vielmehr erst die Wirklichkeit ....

Von den wenigen Bekannten, die noch leben, haben wir uns gar nicht verabschieden können. Es ging zu schnell. Wenn der Chronist dieser Ereignisse sich schließlich selbst als einen alten Bekannten vorstellen wollte, als den kleinen, in den Sand verlaufenden Professor Nix, so wäre uns damit nicht sehr gedient. Als Figur in der Erzählung thut der kleine Nix zu wenig, seine Hauptleistung besteht darin, uns

die Geschichte übermittelt zu haben. Der Frieda und dem Wolfram hätten wir noch gerne die Hand gedrückt. Wenn schon die Jungdirn schrieb, daß, was vergangen ist, auch vergessen sein soll, so möchten wir ihnen doch für das, was kommen wird, alles Gute wünschen, vor Allem ein starkes Herz, welches die unvergeßlichen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft sich zu Nutzen mache



Als ich den Himmlischen Altäre gebaut.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Wenn wir Kinder die Woche über brav gewesen waren, so durften wir am Sonntag mit den erwachsenen Leuten mitgehen in die Kirche. Wenn wir aber beim lieben Vieh daheim benöthigt wurden, oder wenn kein Sonntagsjöppel oder kein guter Schuh vorhanden, so durften wir nicht in die Kirche gehen, auch wenn wir brav gewesen waren. Denn die Schafe und die Rinder bedurften unser wesentlich nothwendiger als der liebe Gott, der nachgerade einmal Post schicken ließ: Leute, seid auf die Thiere gut, das ist mir so lieb wie ein Gottesdienst.

Wir blieben jedoch nur unter der Bedingung zu Hause: „wenn wir einen Altar aufrichten dürften". Gewöhnlich wurde uns das erlaubt, und zu hohen Festtagen stellte der Vater das Wachslicht dazu bei. Hatten wir unsere häuslichen Beschäftigungen vollbracht, etwa um neun Uhr Vormittags, während in der Kirche das Hochamt war, begann in unserem Waldhause Folgendes zu geschehen. Die Haushüterin, war es nun die Mutter oder eine Magd, hub an, am Herde mit

Mehl und Schmalz zu schaffen; der Haushüter, war es nun der Vater oder ein Knecht, holte von der Wand „die Beten" (den Rosenkranz) herab, vom Wandkastel den Wachsstock heraus, aus der Truhe das Gebetbuch hervor; und der kleine Halterbub, war es nun mein Bruder Jackerl oder ich, huben an, die Heiligthümer des Hauses zusammenzuschleppen auf den Tisch. Von der Kirche waren wir weit, keinen Glockenklang hörten wir jahraus und jahrein; also mußten wir uns selber ein Gotteshaus bauen und einen Altar. Das geschah zuhalb aus kindlichem Spielhange und zuhalb aus kindlicher Christgläubigkeit. Und wir — mein Bruder Jackerl oder ich, oder Beide zusammen — machten es so: Wir schleppten das alte Leben-Christi-Buch herbei, das Heiligen-Legenden-Buch, die vorfindlichen Gebetbücher, unsere Schulbücher, das Vieharzneibuch und jegliches Papier, das steif gebunden war. Solches gab das Baumaterial. Die Bücher stellten wir auf dem Tische so, daß sie mit dem Längenschnitt auf der Platte standen und ihre Rücken gegen Himmel reckten; wir bildeten daraus ein zusammenhängendes Halbrund, gleichwie der Raum des Presbyteriums. An die Wände dieses Halbrundes lehnten wir hierauf die papierenen buntbemalten Heiligenbildchen, welche in den Büchern zwischen den Blättern aufbewahrt gewesen, zumeist von Verwandten, Pathenleuten, Wallfahrten als Angedenken stammten und verschiedene Heilige darstellten. Die Heiligen Florian und Sebastian kamen in der Regel ganz vorne zu stehen, denn der Eine war gegen das Feuer, und der Andere gegen das Wasser, also gegen die zwei wilden Schrecken, die den Menschen alleweil auf kürzestem Wege den Himmlischen zujagen. An Namenstagen von uns, oder an sonstigen Heiligenfesten erweisen wir aber dem betreffenden Heiligen die Ehre, im Bildchen ganz vorne stehen zu dürfen.

Am Osterfeste, am Christtage fand sich wohl ein Osterlan
mit der Fahne, oder ein holdes Kindlein auf dem H
Letzteres wollte einmal am Christfeste mein Bruder ni
anerkennen, weil kein Ochs und kein Esel dabei sei, wor
der alte Knecht sich ganz ruhig zu uns wandte und spra
„Die müsset halt ihr Zwei sein!"

Waren nun die aus Büchern beschriebenerweise geform
Wände mit solchen Bildlein, auch kleine in Glas gefa
„Breverln" darunter, belehnt, so kam vom eigentlichen Hau
altare hoch oben in der Wandecke das Crucifix herab u
wurde mitten in das Halbrund gestellt. Das war der eige
liche Mittelpunkt unseres Heiligthums. Vor dem Cruci
kam hernach der Wachsstock zu stehen und wir zündeten i
an. Nicht zu sagen, welche Feierlichkeit, wenn nun das Kre
und die Heiligenbilder röthlich beleuchtet wurden, denn so e
geweihtes Wachslicht giebt einen ganz anderen Schein, a
die klebrige Talgkerze oder der harzige Brennspan, oder g
im Wasserglase das Oellichtlein, „welches bei der Nacht n
so viel scheint, daß man die Finsterniß sieht". Die Son
welche draußen leuchtete, wurde abgesperrt, indem wir
Fenster verhüllten mit blauen Sacktüchern, wir wollten d
himmlischen Schein ganz allein haben in unserem Tempelche
Wenn nun gar erst Allerseelen war und ein Bildchen n
den armen Seelen im Fegefeuer vor dem Kreuze lag,
gab's eine Stimmung, die zur Andacht nachgerade zwan
Knieten wir dann um den Tisch herum, so daß unsere Kn
auf den Sitzbänken, unsere Ellbögen auf der Platte sich stützte
und beteten laut jene lange Reihe von Vaterunsern und Av
mariens mit Ausrufung der „Geheimnisse" aus dem Leb
des Herrn, welche der Rosenkranz, oder auch der Psalt
genannt wird. Ich wendete während des ganzen Gebet

keinen Blick von den bildlichen Darstellungen. Natürlich sah ich nicht das Papier und nicht die Farben, ja selbst die Bilder als solche nicht, ich sah die Heiligen leibhaftig, sie waren mir in der That anwesend, sie hörten freundlich auf unser Gebet, sie ließen uns hoffen auf ihren Schutz und Beistand in Tagen der Noth und Gefahr, sie nahmen gütig die Liebe unserer Herzen an, und also schlossen wir mit ihnen vorweg schon Bekanntschaft für die ewige Gemeinsamkeit im Himmel, der wir ja entgegenstrebten. — O welch ein herrliches Gut ist der Glaube, unendlich mächtiger, schöpferischer, beseligender, erlösender, als alles Wissen und Wähnen der Irdischen.

War endlich die Andacht zu Ende, so losch der Knecht die Kerze aus und wir hüpften aufs Fletz hinab; bald krochen wir freilich wieder auf den Tisch, um gemächlich den Tempel zu zerstören und seine Theile wieder an Ort und Stelle zu bringen, woher wir sie genommen, denn der Tisch sollte nun Schauplatz anderer Ereignisse werden. In der Küche war aus Mehl und Schmalz eine Pfanne voll Sterz geworden, und diese kam herein, um unsere sonntägige Andacht zu krönen. So war's der Brauch am Sonntag Vormittage von der neunten bis zur zehnten Stunde, während die Anderen in der Kirche saßen oder vor derselben sich für das Wirthshaus vorbereiteten. — Solches waren freilich freundlichere Wandlungen des Tischaltares, als es jene gewesen im Hause des Waldpeter. Hatten die aufsichtslosen Kinder in der Christnacht auf dem Tische aus Büchern und Papierbildchen einen Tempel gebaut, denselben mit einem nach unten halboffenen Buche eingedeckt und eine brennende Kerze in das Heiligthum gestellt. Noch zu rechter Zeit kam der Waldpeter herbei, um die auf dem Tische entstandene Feuersbrunst

zu löschen. Darauf soll es keinen Sterz gegeben haben, sondern Fische.

Noch erinnere ich mich an einen besonderen Tag. Ein gewöhnlicher Wochentag war's im Winter; ich beschäftigte mich in der dunklen Futterscheune, um mit einem Eisenhaken, dem Heuraffel, Heu aus dem festgetretenen Stoße zu reißen und in die Ställe zu tragen. Da fiel es mir plötzlich ein, ich müsse diese Arbeit bleiben lassen, in die Stube gehen und auf dem Tische einen Altar bauen. Die Mutter war mit meinem jüngsten kranken Schwesterchen beschäftigt, kümmerte sich also nicht um mich und ich stellte aus Büchern und Bildchen den gewohnten Tempel auf, als sollten die Leute nun zusammenkommen wie am Sonntage und beten. Wie ich hernach das hölzerne Crucifix hineinstellen wollte, that ich es nicht, sondern ging durch die Stube zu einer Sitzbank hin, über welche ich das Kreuz vermittelst eines Schnürchens an die Wand hing. Und da war es, als ob auch die Anderen ähnliche Gedanken hätten mitten im Werktage; der Vater wurde ins Haus gerufen, er holte aus dem Schrank den Wachsstock hervor, zündete ihn an, doch anstatt ihn an meinen Altar zu stellen, ging er damit ans Bettlein, wo das zweijährige Trauterl lag; sie begannen halblaut zu beten und die Mutter netzte mit Essig die Stirn des Schwesterleins. — Plötzlich hielten sie im Gebete ein, da war es still, so grauenhaft still, wie es bisher nie gewesen auf der Welt. Dann hub die Mutter an zu schluchzen, erst leise, hernach heftiger, bis sie, in ein lautes Weinen ausbrechend, sich über das Köpfchen des Kindes niederbeugte und es mit wilder Gier herzte und küßte. Das Schwesterlein aber that nichts desgleichen, die hageren Händchen auf der Decke ausgestreckt, im Gesichte schneeweiß, mit halbgeöffneten Augen lag es da;

die flachszarten Locken gingen nach rückwärts und waren noch feucht von dem Essig.

Der Vater trat zu uns übrigen Kindern und sagte leise: „Jetzt hat uns die Trauderl halt schon verlassen."

„Sie ist ja da!" rief der Bruder Jackerl und streckte seinen Finger aus gegen das Bett.

„Ihre unschuldige Seel' hat der liebe Herrgott zu sich genommen, sie ist schon bei den Engelein."

Wer von uns es nicht wußte, der ahnte nun, unsere kleine Schwester war gestorben.

Wir huben an zu weinen, aber nicht so sehr, weil das Schwesterlein gestorben war, sondern weil die Mutter weinte. In meinem Leben hat mich nichts so sehr ans Herz gestoßen, als wenn ich meine Mutter weinen sah. Das geschah freilich selten, heute vermuthe ich, daß sie viel öfter geweint hat, als wir es sahen ....

Nun kamen die Knechte und Mägde herein, standen um das Bettlein herum und sagten mit flüsternden Stimmen Liebes und Gutes von dem Kinde. Der Vater kniete zum Tische, wo — siehe da! — der Altar aufgerichtet stand, und begann laut zu beten; er rief das Kreuz und Leiden des Heilandes an, seine heiligen Wunden, seine Todespein und seine Auferstehung. Er sagte den Spruch vom jüngsten Tage, wie auf des Engels Posaunenschall die Todten aus den Gräbern steigen werden. Ich sah alles vor mir. — Dunkel war's und dämmernd wie im Morgenrothe; der Himmel war verhüllt mit Wolken, die einen rothen Schein hatten, wie Rauch über dem Feuer. Aus allen Gründen — soweit das Auge reichte — stiegen Menschen aus der Scholle empor. Ich selbst sah mich hervorgehen aus dem Sarge, neben mir die Mutter, der Vater in langen weißen Gewändern, und

aus einem Hügel, der mit Rosen bedeckt war, kroch — schier schalkhaft lugend mit hellen Aeuglein — das Trauderl und hüpfte zu uns heran ....

Während wir beteten, senkte die Nachbarin Katharina das Leichlein in ein Bad, bekleidete es dann mit weißem Hemde und legte es auf ein hartes Bett, auf die Bank zur Bahre. Mit Leinwand ward es zugedeckt; an sein Haupt stellten sie den Wachsstock mit dem Lichte und ein Weihwassergefäß mit dem Tannenzweig. Vom Altare nahmen sie die Heiligenbildchen, um solche als letzte Gabe der kleinen Trauderl an die Brust zu legen. Der Vater hub an das Crucifix zu suchen, um es zu Häupten der Bahre hinzustellen, er fand es nicht, bis die Nachbarin Katharina sah, daß es schon an der Wand hing, gerade über dem Leichlein.

Also ist es gewesen, daß eine Stunde vor dem Sterben des Schwesterleins mir Ahnungslosem eine unsichtbare Macht die Weisung gab: gehe in die Stube, denn sie werden bald Alle hineingehen; baue den Altar, denn sie werden beten; hänge das Kreuz an die Wand, denn es wird dort ein todtes Menschenkind hingelegt werden.

Wir gingen hin und schauten die Trauderl an. Es ist nicht zu beschreiben, wie lieblich sie anzuschauen war, und wie süß sie schlief. Und da dachte ich daran, wie sie noch wenige Tage früher voll schallender Freude, glühend am Wänglein und glühend im Aeuglein, mit uns Versteckens gespielt. Sie versteckte sich immer hinter dem Ofen, verrieth sich aber allemal selbst, noch bevor wir an sie herankamen, durch ein helles Lachen.

Bald kamen die Nachbarsleute, sie knieten nieder vor der Bahre und beteten still. Im ganzen Hause war eine große Feierlichkeit und ich — der ich so umherstand und

zusah — empfand etwas wie Stolz darüber, daß ich eine Schwester hatte, die gestorben war und solches Aufsehen und solche Weihe brachte.

Nach zwei Tagen am frühen Morgen, da es noch dunkel war, haben sie in einem weißen Trühlein die Trauderl davongetragen. Wir Geschwister konnten sie nicht begleiten, denn wir hatten keine Winterschuhe für den weiten Weg nach dem Pfarrdorfe. Wir blieben daheim. Und als Alle laut betend davongezogen waren und das von dem Hause hinwegschwankende Laternlicht noch seinen zuckenden Schein warf durch die Fenster in die Stube herein, stand ich (meine Geschwister schliefen noch ruhsam in ihrer Kammer) eine Weile vor der Bank und schaute auf die Stelle hin, wo das weiße Gestaltlein geruht hatte. Das Weihwassergefäß war noch da, und beim Morgenroth, das matt auf die Wand fiel, sah ich dort das Kreuz hängen mit dem sterbenden Christus, der nun mein einziger Genosse war in der stillen Stube.

Ich nahm ihn von der Wand und begann ihn auszufragen, was die Seele der Trauderl denn wohl mache im himmlischen Reich. — Es ist keine Antwort auf Erden. Ich stellte das Crucifix wieder auf den Hausaltar, der hoch im Wandwinkel war, und dort stand es in heiliger Ruh, es mochte Kummer sein in der Stube oder Freude, beides war oft und manchmal im raschen Wechsel, wie es schon geht auf dieser Welt.

Nach Jahren, als eines Tages meine ältere Schwester mit niedergeschlagenen Augen in der Stube umging, angethan mit rosenfarbigem Kleide und dem grünen Rosmarinstamm im braunen Haar, und ein schöner junger Mensch unfern von ihr stand, sie heimlich anblickend in Glückseligkeit, hob ich meinen

lieben Christus wieder einmal auf den Tisch herab, ob er vielleicht zusehen wolle, was da war und werden sollte.

Da traten die zwei jungen Leute vor den Tisch hin, nahmen sich an der rechten Hand und sagten ganz leise — aber wir hörten es doch Alle — „Wir wollen treu zusammen leben, bis der Tod uns scheidet."

Auf meinem Lebenswege bin ich schon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Hasses, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem einen Altar niedergelegt, der einst in der armen Stube des Waldhauses gestanden. Und wenn ich weltmüde dereinstmalen die Himmelsthür suche, wo kann sie zu finden sein, als in dem dämmernden Wandwinkel über dem Tische, wo das kleine hölzerne Crucifix gestanden. Kreuze habe ich gesehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geschmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchen Weihe und Ablaß hing — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhause wird mich erlösen.





Dem Anderl sein Tabakgeld.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Der Einleger Anderl hatte auf dieser Welt schon mit Allem abgewirthschaftet. Er hatte einmal einen großen Bauernhof gehabt, der war verprocessirt worden. Dann hatte er ein kleines Häusel besessen, das war vertrunken worden. Dann hatte er noch eine silberne Uhr gehabt, die war verspielt worden. Hernach hatte er sich auf das Bauerndienen verlegt, dabei war er alt geworden. Alt, mühselig und arm. All das Bedürfniß und Glück des einst so herrischen, anspruchsvollen Mannes hatte jetzt in einer Tabakspfeife Platz — so gut hatte ihn das Leben erzogen. Schwerhörig und halbblind, den Krampf in den Händen und die Gicht in den Füßen! Wenn's nur in der Pfeife gloste und er am Rohre sog, so machte er keinen Einwand und war schier in säuerlich-süßer Laune.

In die Kirche gehen wollte er manchmal, denn der Anderl stellte sich vor, er habe sein Lebtag hübsch christlich gelebt, und so mochte er den guten Brauch in den alten Tagen nicht gerne abkommen lassen. Aber die Gicht, das

war ein höllisch gottloser Kamerad, die hinderte ihn an d
Besuche des Amtes und der Predigt, und so wimmerte
Alte manchmal in einer frommen Sehnsucht: Wenn ich n
wenigstens ins Dorf zum Tabakkrämer kunnt kommen! A
das war ihm versagt, und so wendete er sich eines Tages
mir, der ich ein zehnjähriger Knabe war in demselben Hau

„Heut' ist der heilige Christtag schon wieder," sagte
„Gehst Du in die Kirchen, Peter, so sei halt so barmher
und trag mir mein Vermögen mit. Kauf' damit beim Kra
drei Packeln Tabak — ordinären — kriegst acht ganze Kreu
heraus und bring mir alles fein und fleißig heim. Nach
bist dafür brav eine ganze Wochen lang." Damit gab
mir einen Silberzwanziger, den er am heiligen Abend v
Armenvater als seinen Theil des eingegangenen Armengel
erhalten hatte.

Ich war natürlich gerne bereit, mein Bravsein auf e
ganze Woche lang zu versichern, übernahm den Auftrag u
ging in die Kirche, wo ich hübsch noch zum Rosenkr
zurecht kam. Ich war schon zur selben Zeit manchmal s
andächtig, und schon zur selben Zeit manchmal gegen
unrechte Seite hin. Also erinnere ich mich, daß an jen
Christtage in der Kirche während des Rosenkranzgebetes m
allerhand Scrupel kamen, was man sich nur unter d
Rosenkranzgeheimnissen: „Den Du, o Jungfrau, vom heilig
Geist empfangen hast!" „Den Du, o Jungfrau, im heilig
Leib getragen hast!" vorzustellen habe. Denn andächt
beten, das war mir vom Pfarrer oft und oft ans H
gelegt worden. Heute kam ich aber zu nichts Rechtem u
da dachte ich: Ist das wieder einmal ein lässiges Dasit
in der Kirche, an einem so heiligen Tage! Ich bin eigentl
doch ein spottschlechter Kirchengeher!

Als hernach das Hochamt kam, auf dem Chore die Pauken und Trompeten schallten, am kerzenumstrahlten Altare der Pfarrer stand und die Messe las, huben die Leute plötzlich an in ihren Stühlen aufzustehen, und begannen (nicht bloß die Weiber, auch die Männer) im Gänsemarsch durch die Kirche zu wandeln, um den Hochaltar herum, und dann wieder zurück in die Stühle. Der Opfergang. An hohen Festtagen pflegten nämlich die Leute während des Amtes einen solchen Rundgang zu machen, um an dem Altare im Angesichte des Pfarrers auf einen dafür bereitstehenden Zinnteller kleine Geldgaben für die Kirche hinzulegen. Ich hatte mich an solchem Opfergange jedesmal betheiligt, um entweder im Auftrage meines Vaters, oder aus eigenem Antriebe einen oder ein paar Kreuzer auf den Teller zu legen. Machte dabei auch allemal eine gute Meinung, sei das Opfer nun zur Erlangung eines fruchtbaren Jahres, oder zur Genesung eines Kranken, oder um Segen für ein anderes, irgend etwas wollte ich für meinen Kreuzer haben; hatte doch der Pfarrer einmal gepredigt: „Es wird alles vergolten. Geschenkt braucht der Herr des Himmels und der Erde nichts von Euch."

Natürlich erhob an diesem Christtage auch ich mich und schloß mich der Reihe an, in welcher Jeder und Jede unterwegs zum Altar in den Sack griff und aus dem Geldtäschlein die Münze hervorneſtelte. Auch ich suchte nach meiner Gabe, und nun stellte es sich schreckbar klar heraus, daß nicht ein einziger Kreuzer in der Tasche war. Der Silberzwanziger des Einlegers Anderl war das ganze Um und Auf, sonst nicht ein Pfennig und nicht ein Knopf! — Was war zu thun? Wieder umkehren zu meinem Stuhl? Sie hätten mich heidenmäßig ausgelacht. Ruhig in der Reihe bleiben und ruhig am Zinnteller vorbeitrotten, als ob er mich nichts

anginge? Der Pfarrer stand aber daneben und konnte I
auf die Finger sehen. Meine Finger unter dem Rock w
sich bereits an einem Hosenknopfe vergreifen, aber diese K
waren nicht mehr von Messing, wie einst in der guten,
Zeit, sondern von schwarzem Hornbein, also für den T
vollkommen unmöglich. Vor Gott hätte ich mich nicht gefür
Einer, der den Willen fürs Werk nimmt, hätte auch e
Hosenknopf für den Groschen genommen — aber der Pfarrer
In solcher Bedrängniß flüsterte ich dem Nachbar Veitelbru
zu, der just vor mir ging, ob er mir nicht um Gottesw
einen Kreuzer borgen wollte? — „Ah, Du wärest schl
flüsterte der Veitelbrunner zurück, „ausgeliehenes Geld opf
Damit wäre es freilich keine Kunst, sich den Himmel
kaufen.“ Und schaute seitab. — Also kein anderes M
mehr, als sich vergreifen an fremdem Gut! Ehe ich mich
Gefahr aussetze, daß der Pfarrer auf mich deutend
rufen könnte: „Was läufst denn Du mit, wenn Du ni
giebst!“ und die Leute Alle ihre Hälse reckten, um den
sehen, der mitläuft und nichts giebt — ehevor opfere
das Tabaksgeld des alten Anderl. Länger zu überlegen
überhaupt nicht mehr Zeit; so himmlisch langsam die R
sich auch voranbewegt hatte, endlich war ich doch am Zi
teller. Den Silberzwanziger erkrabbelte ich rasch im S
und legte ihn drauf. Nachher ging's wieder zurück zu mei
Bank. — Jetzt wartete ich auf ein Wunder. Der Herr h
gesehen, wohin der Zwanziger gelegt worden ist, er w
auch, daß der alte Anderl keine Freud hat auf der Welt,
das bisserl Rauchen, und endlich kann sich's Jeder denk
was mir bevorsteht, wenn ich ohne Tabak und ohne G
heimkomme. Das Wunder braucht ja nicht so groß zu se
wie etwa die Speisung von fünftausend Mann in der Wüste

nur ein ganz kleines Wunderlein, in der Größe eines Silberzwanzigers! — Nein, nichts. Der Sack war leer und blieb's.

Gut, denke ich, wie das Amt aus ist und wir vor der Kirche so ein Weilchen umherstehen, ohne zu wissen warum: wenn Gott kein Wunder wirken will, so muß der Mensch eins versuchen. Zum Krämer ging ich hinein, hauchte mehrmals recht stark auf die Fingerspitzen, weil sie froren, und als man fragte, was ich wünsche, antwortete ich: „Drei Packeln Tabak — ordinären!" und als ich sie hatte: „Dank schön, bezahlen werde ich sie am nächsten Sonntag" — und zur Thüre hinaus. Der Krämer mochte mir wohl ein wenig verblüfft nachgeschaut haben, weiter war aber nichts, und das Wunder war geschehen: Einem zehnjährigen Lecker hatte der Mann drei Packeln Tabak geborgt.

Gut. Als ich nach Hause kam, ward ich schon mit Spannung erwartet vom alten Anderl. „Zu Weihnachten sind ja die Rauchnächte," keifelte er, „wenn der Mensch nichts zu rauchen hätt', das wär' so was!"

Mit einer ganz niederträchtigen Ruhe gab ich den Tabak ab — das erste Packel — das zweite — und das dritte. Der Alte hielt aber immer noch eine hohle Hand her.

„Drei hast gesagt soll ich bringen, da sind sie."

„Drei, wohl wohl, drei," sagte er, „geht schon aus, drei Packeln. Und was Du herauskriegt hast?"

— Jesses, die acht Kreuzer! — Wie nach einem Donnerschlag, so war mir die Zunge gelähmt. Natürlich, wenn man nicht weiß, was zu sagen ist! Eingefallen wär's mir im Augenblick: Theuerer ist er worden, der Tabak! Oder: Einen ordinären haben sie nicht gehabt, da hab' ich einen besseren genommen! Aber — fiel mir noch rechtzeitig ein — mit einer Lüge machst Du Dein Christopfer nicht wett; die

Wahrheit kannst zwar auch nicht sagen, wenn Du nicht als ein unerhört dummer Junge dastehen willst. Da laß es lieber auf ein zweites Wunder ankommen.

„Anderl!" sagte ich sehr laut, „die acht Kreuzer möchtest mir wohl schenken zum Botenlohn."

„Ich werde Dir schon einmal was schenken," antwortete der Alte, „meine Gicht, wenn Du magst. Aber die acht Kreuzer brauch' ich selber. Gieb sie nur her."

„Anderl, ich hab' sie nicht, mein Sack hat ein Loch."

„Ah so, verzettelt hast sie," sagte der Alte, „na, nachher kannst mir sie freilich nicht geben." Er klopfte sich die Pfeife aus, und abgethan war's.

Ein Loch hatte mein Sack freilich, sonst könnte man nichts aus- und einthun, aber redlich war's nicht von mir und mein festes Vornehmen war, dem Einleger seine Sach zu vergüten, sobald als möglich.

Sobald als möglich! Woher denn nehmen? Wie ein Stabsofficier, so stak ich jetzt mitten in Schulden und der Silberzwanziger lag im Kirchenschatz und rührte sich nicht.

Nach Neujahr hub wieder die Schule an, allein ich ging nicht auf geradem Wege zu ihr, sondern auf weiten Umschlichen durch die Obstgärten. Der gerade Weg führte nämlich am Krämer vorbei. Dieser stand wohl einmal vor dem Schulhause, als ich eintrat, schaute mich auch so ein wenig krumm an, sagte aber nichts, und ich trachtete, daß ich ihm aus den Augen kam.

Da war es eines Tages nach der Schule, daß mir der Lehrer auftrug, ich sollte in den Pfarrhof gehen, der Hochwürdige hätte etwas mit mir zu sprechen.

— Jetzt! dachte ich, jetzt geschieht das Wunder! — Er giebt das Geld zurück.

Doch der Pfarrer, als ich vor ihm stand, machte nicht jenes Gesicht, wie man es hat, wenn man Geld zurückgeben will. Sehr strenge blickte er mich an, daß ich gleich wie ein armer Sünder meine Augen zu Boden schlug.

„Peter," sagte er endlich mit einem Gemisch von Ernst und Güte, denn er war mir sonst nicht schlecht gewogen. „Peter, mache jetzt keine Geschichten. Gieb die Pfeife her!"

„Die Pfeife?" fragte ich ganz treuherzig.

„Gieb sie nur her und leugne nicht! Du rauchst!"

„Nein, Herr Pfarrer!"

„Ich habe einstweilen Deinem Vater nichts gesagt. Wenn Du das Zeug willig hergiebst und mir versprichst, das Laster sein zu lassen, so braucht's das Schlagen nicht."

„Ich thu' aber nicht rauchen!" rief ich laut.

Da hob er den Finger und sagte: „Aufs erste ein zweites Laster! Mich, Deinen alten Katecheten, belügen? — Du bist verrathen."

„Wer hat's gesagt?" begehrte ich auf.

„Der Krämer selber, bei dem Du den Tabak holst und schuldig bleibst."

Hell aufgelacht habe ich jetzt, und nachher sachte angefangen zu weinen.

„Also, siehst Du? Siehst Du's jetzt ein?" fragte er fast freundlich.

Nun mußte freilich alles heraus. „Den Tabak beim Krämer habe ich nicht für mich gekauft, sondern für den Einleger Anderl, der hat mir wohl einen Silberzwanziger mitgegeben."

„Und was hast Du damit gemacht?"

Ich wollte etwas erwidern, stotterte aber nur.

„Heraus mit der Farbe!“ rief der Pfarrer. „Was hast Du mit dem Silberzwanziger gemacht?“

„Am Christtag — auf — auf den Zinnteller geworfen.“

„Auf den Opferteller? Du? Du wärst es gewesen, der den Silberzwanziger hingelegt hat? Und Geld, das nicht Dein Eigen war! Was fiel Dir denn ein?“

„Weil ich keinen Kreuzer hab' im Sack gehabt. Und so viel geschämt ...“

„Flenne nicht, Peter,“ sagte nun ruhig der Pfarrer. „Wenn es so ist, ändert sich die Geschichte.“

„Hab' den Tabak müssen schuldig bleiben und bin auch dem Anderl noch schuldig davon,“ schluchzte ich, wahrscheinlich mit dem Aermling über die Augen fahrend, weil so ein zehnjähriger Junge selten ein anderes Taschentuch hat.

„Narrl, Narrl!“ lachte der Pfarrer. „Dem lieben Herrgott hast Du das Geld gegeben. Und er hat Dich sitzen lassen.“

„Ja!“ deutete ich mit dem Kopf.

„Das scheint nur so, mein Junge,“ sagte er und strich mit der Hand mir das Haar aus der Stirn, „der liebe Herrgott läßt Keinen sitzen. Besser verzinst Keiner als der! Peter, mich hat's nach der Durchsicht der Opfergaben ohnehin gewundert, daß in meiner Gemeinde Einer ist, der um einen ganzen Silberzwanziger Vertrauen zum lieben Gott hat. Konnte mir's aber nicht denken, wer. — Jetzt haben wir ihn. — Und da haben wir noch Einen!“

Der Pfarrer machte seine Geldtasche auf, nahm mit zwei Fingern zierlich einen Silberzwanziger hervor: „Es ist zwar nicht der nämliche. Dem Herrn wollen wir das Seine lassen, es wächst sich bei ihm auf höhere Zinsen aus, wenn Du brav bleibst. Den da, den nimmst von mir und bezahlst

Deine Schulden. Und wir Zwei, die wir heute nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben, wollen gute Freunde bleiben. So, jetzt kannst zum Krämer gehen."

Der Krämer fand es ganz selbstverständlich, daß ich meine Schuld beglich, nicht so aber der alte Anderl.

„Du willst mir da die acht Kreuzer erstatten!" rief er barsch aus, als ich ihm die Münzen vorhielt. „Lump, kleiner, Du wirst es weit bringen, wenn Du allemal Deine Schulden bezahlen willst! Ja, ja, ich nehm's schon. So was kann ich brauchen. Aber für ein andermal sei gescheiter!"

Schulden habe ich später noch oft gehabt, aber „gescheiter", wie es der alte Anderl gemeint, bin ich nicht gewesen. Er selber war mir ein zu schlimmes Beispiel von dem Erfolg seiner Grundsätze. Daß ihm nichts war geblieben, als ein bißchen Tabak — und ordinärer!



Die Stadt im Walde.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Zu keiner Zeit bin ich so früh und so unsanft geweckt worden, als in jenen Jahren, da der Mensch am süßesten schläft. Ein acht- bis zehnjähriger Bauernjunge soll zweien Herren dienen: dem Bauern, und dazu muß er wachen, der Frau Natur, nach deren Anordnung er zu wachsen und zu gedeihen hat, und dazu soll er recht viel schlafen.

Wenn man im Strohbett auf dem Dachboden liegt und so recht mitten drin ist im Schlafen und Wachsen, und plötzlich pocht unterhalb ein Holzscheit, daß der Staub aufwirbelt, den der Holzwurm losgebissen hat in den Dielen, da geht's wie ein heißer Riß durch alle Nerven. Schlaftrunken taumelt man empor und stößt sein Haupt an die Dachbretter, denn es ist rabenfinster; fiebernd und huschend fährt man ins Beinkleid, denn es ist kalte Winterszeit. Unten in der Stube brennt der Leuchtspan, auf dem Tische steht eine warme Milchbrühe und ein wohlgeschmorter Brennsterz, allein der taumelnde Junge ist zum Essen noch nicht aufgelegt. Er nimmt aber doch den Beinlöffel und schaufelt, denn er weiß,

es wird Tag werden und es wird wieder Abend werden, oevor er das Mittagsmahl bekommt.

Dann mit dem Knecht hinaus in den Stall, zwei Paar Ochsen einweben (einjochen), sie auf holperigem Schneepfad hinabführen in den Graben, sie dort an Kohlenfuhren spannen, die Abends vorher durch ein anderes Fuhrwerk aus der „Stadt" gekommen sind, und diese Kohlenfuhren den drei Stunden langen Weg, der unter den schwerfälligen Ochsenfüßen ein vierstündiger wird, hinausschleppen in das Mürzthal zum Eisenhammer: das hat zu geschehen und es geschieht. Voran der Knecht mit seiner Krippenfuhr, hinten drein der Knabe mit seiner Krippenfuhr. Das Gesicht ist mit einem Tuchlappen verbunden, daß nur die rothe Nasenspitze ein bißchen hervorguckt, die Hände stecken in einem Paar Wollenfäustlingen, das Lodenjäckel ist mit einem Strick enge um den Leib gebunden — das geht, allein die Füße sind nicht so glücklich; die müssen in ihrem verwaschenen Schuhwerk auf Schnee und Eis dahertrotten, langsam wie die Ochsen an ihren schweren Schlittenfuhren, und um sich doch durch Bewegung möglichst vor Kälte und Frost zu schützen, schlägt der Knabe fortwährend mit den Schuhen aneinander, daß es ordentlich klingt im gefrorenen Leder. Und dazwischen das langweilige „Hi, Hott!" und das Fächeln mit der Peitsche und das Aechzen der Fuhre — und in der Krippe knistern manchmal die Kohlen, als ob noch Feuer in ihnen wäre — so kriecht's mühsam voran.

Endlich wird es Tag, endlich geht die Sonne auf, da kommen unsichtbare Messer, die an Wangen und Nase noch schärfer schneiden als die Nachtluft, und der Schnee winselt unter den Schlittenkufen. Da die Straße sich mählich gegen das Mürzthal senkt, so kommt man aus der kalten Sonne,

die nur auf den Höhen scheint, in den Nebel; die Wälder sind silberweiß von Eisnadeln und das Wasser in den Gründen quillt hie und da sulzig aus seiner Eisdecke hervor, und der Athemhauch aus dem Munde der Fuhrleute, aus den Mäulern der Rinder wird eine Dampfwolke, deren Bläschen als Schneestaub zu Boden fallen. In solchen Tagen kann man sich's gar nicht vorstellen, daß es noch einmal Sommer werden soll auf Erden.

Schon lange hat man das Pochen des Eisenhammers gehört, denn der kalte Winter ist ein guter Schallleiter; endlich treten aus dem Nebel die dunklen Massen der Schlackenhaufen und der rostbraunen Essen hervor. Der „Fachter" kommt, ein Beamter, welcher sich von dem richtigen Maße der Kohlenfuhr überzeugt. Der Knecht hat ein schmales Holzbrettchen mit kleinen Einschnitten bei sich, den „Rosch", in welchen der Fachter den Empfang der zwei Kohlenfuhren mit zwei neuen Einschnitten bestätigt. Dann werden die Kohlenkrippen vom Schlitten gestürzt und die Fuhrwerke heben ihre Rückfahrt an. Aufwärts mit leeren Krippen geht's nicht besser, wie abwärts mit vollen. Im Graben, wo sie des Morgens die schweren Fuhren vorgefunden, lassen sie jetzt die leeren Krippenschlitten stehen und kehren am dunklen Abend ausgefröstelt und hungerig heim, um am nächsten Tage mit neuen Fuhren, die mittlerweile Andere aus der „Stadt" bringen, denselben Weg wieder zu machen. Der Bauer verdiente sich damals mit vier Ochsen, zwei Krippen, einem Knecht und einem nichtigen Jungen täglich zwei bis drei Gulden. Um das kann man sich schon ein paar verfrorene Finger und Zehen und Nasen gefallen lassen, besonders wenn sie nicht am eigenen Leib hängen, sondern dem Knecht und dem Stalljungen gehören.

Auch ich hab's einmal einen Winter lang mitgemacht als Kohlenführerjunge. Wir schleiften die Fuhren vom Alpel den Alpsteig herab ins Mürzthal zum Eisenhammer, der neben dem Schlosse Feistritz steht. Damals in der kümmerlichen Kleidung und in der Noth des Frostes habe ich nicht ahnen können, daß einmal Frühling kommen, und daß ich in demselben Schlosse Feistritz einmal ein Schloßfräulein zur Braut holen würde, wie es thatsächlich zwanzig Jahre später geschehen ist.

Damals als Knabe hatte mich an der ganzen Kohlenwirthschaft vor Allem die „Stadt" interessirt, von welcher die Fuhren kamen, die wir dann von unserem Graben aus weiterzuschleppen hatten. Und da sagte mir mein Vater einmal: „Wenn Du jetzt fleißig Kohlen führst, Peterl, so will ich Dich im Sommer, wenn's grün ist, einmal in die Stadt führen."

Es ging langwierig, der März trieb's krauser als der December, vergrub den Kohlenweg mit Schnee, so daß unterwegs etliche Fuhren stecken blieben, die schwarze Krippe ragte als weißes Hügelchen auf weitem Schneeplane. Aber endlich wurde es grün. Ganz sachte zuerst, denn der Rasen, auf dem der Schnee geschmolzen, war fahl wie eine Bettlerjoppe. Aber diese Joppe begann sich nun zu schmücken wie ein Bräutigamsrock: zuerst mit ganz kleinen Maßliebchen, dann mit gelbleuchtenden Löwenzähnen, mit Schlüsselblumen, mit Vergißmeinnicht, mit Kleeblüthen, mit Rosen — und Pfingsten war da! O Wunder Gottes, daß alljährlich die Welt so von den Todten auferstehtl Daß wenige Monate nach kalter Starrniß ein Lodern und Leuchten kann sein allerwärts, und ein Singen und Klingen in allen Wipfeln. Wir ahnen es nach unserem eigenen lebensfreudigen Wesen, daß jeglicher Creatur wohl

sein muß um diese Zeit; was aber das Glänzen und Klingen und andere Schönheit betrifft, die haben wir unseren Augen und Ohren, unseren Sinnen zu verdanken, welche die Schönheit nicht etwa vermitteln (denn außerhalb des Menschen ist sie gar nicht), sondern sie in ihm als solche erst wecken. Unser Organismus ist eine so herrliche Anstalt zum Genusse der Welt, daß wir — meine ich — dem Schöpfer dafür nicht genug danken können. Er hätte uns ja in ewigen Winter begraben können, wie den Eisbären, oder in ewige Nacht, wie den Maulwurf, oder in ewige Stumpfheit, wie die Auster. Er wäre uns keine Verantwortung schuldig gewesen. Aber er gab uns ein Auge mit einem Meer von Licht und Farbe, ein Ohr mit einer Welt von Klängen, ein Herz mit einem Himmel voll Freude, die durch äußere Erscheinungen nur angeregt werden dürfen.

Ich glaube, da schwärmt Jemand! Verzeiht, es ist ja Frühling. Und Frühling war's an jenem sonnigen Pfingstsonntag, als ich an der Seite meines Vaters eine Waldschlucht entlang ging — gegen die Stadt. Es war jene tiefe Engschlucht, welche zwischen den Bergzügen des Hochbirstling und des Teufelsstein sich in langen Windungen hinanzieht.

Ein luftklares Wasser rauschte uns entgegen; an den dunkelgrün bemoosten Steinblöcken gischtete es weiß wie Schneeflaum, in den stillen Tümpeln glitten, jetzt langsam sich wiegend, plötzlich blitzschnell hinschießend, die Forellen. Wir schritten dahin unter dem Schatten langästiger Fichtenbäume, an deren Zweigen die jungen, zarten, lichtgrünen Triebe prangten. Die Schlucht wurde immer enger, das Wasser immer wilder, der Wald immer finsterer; „und der Stadt," sagte mein Vater, „kommen wir immer näher."

Kein Mensch begegnete uns auf dem schmalen, hohl ausgefahrenen Wege, der schwarz vor Kohlenstaub war. Ein scharfer Rauchgeruch prickelte in die Nase. Plötzlich weitete sich die Schlucht und das Auge konnte frei hinfliegen auf die Berghänge, an welchen weithin gefälltes und entschältes Holz lag. Zwischen herab zogen die langen Riesen, die aus glatten Baumstämmen gezogenen Rinnen, an welchen die Holzblöcke herabgerutscht kommen in das Thal. Das Engthal selbst hat sich zu einem Kessel geweitet, in welchen von den Waldhöhen herab mehrere Gräben und Wässer ausmünden. Und hier auf ebenem Wiesengrunde stehen zwanzig bis dreißig Hütten, in welchen die Holzer und Kohlenbrenner wohnen, dazwischen rauchende Meiler und mit schwarzglänzenden Kohlen gefüllte Bretterbarren.

Das war die „Stadt". So wurde in der ganzen Gegend die Kohlstätte genannt.

Des Festtages wegen ruhte alle Arbeit und waren nur einige Kohlenbrenner anwesend, um die glosenden Meiler zu bewachen. Am Kopfe eines Brunnentroges, aus dessen Ständer der mächtige Quell sprudelte, saß ein Weib. Es hatte ein kleines Kind auf dem Schoß, und drei andere gausterten herum und plätscherten mit Händen und Füßen im Wasser. Das Weib hatte ein Gebetbuch in der Hand und las darin, soweit die Kinder daran nicht hinderten und so gut sie es eben gelernt hatte, ihre Pfingstandacht. Sie kannte meinen Vater sogleich, war er doch ein weitläufiger Vetter zu ihr, und sie fragte, wieso das käme, daß wir heute daherstiegen?

„Wir wollen zu den Feiertagen doch in die Stadt gehen!" sagte mein Vater schalkhaft.

„Ihr geht herein und Unsereins möcht' hinaus," versetzte die Kohlenbrennerin, die ein rundes Gesichtel und

braunes, glatt gekämmtes Haar hatte. „Ueber ein Jahr ist's gewiß schon, daß ich in keiner Kirche mehr gewesen bin."

„Bist 'leicht eine Heidin worden?" neckte mein Vater.

„Vor lauter kleinen Kindern alleweil!" seufzte sie. „Er ist die längst' Zeit nicht daheim und ich bin angehängt wie ein Kettenhund. Ist das Eine aus den Windeln, so kraucht das Andere hinein. Es ist ein helles Kreuz; in diesen Stucken ist halt der Herrgott allzufreigebig."

„Du wirst es sein," sagte mein Vater, und wir trotteten langsam weiter zwischen den geschwärzten Hütten, kümmerlichen Salatgärtlein und träge rauchenden Meilern hin.

Dort und da stand ein rußiger Geselle, riß mit einem Eisenkrampen dem Meiler die glühende Brust auf und kraute Kohlen hervor. Auf diese Kohlen goß er Wasser, bis alle Gluth gedämpft war, aber sie knisterten noch lange. Mein Vater hob ein Stück Kohle auf und schaute es prüfend an. Er verstand etwas davon. Wir hatten auch in unserem Walde eine Kohlenstatt gehabt, auf der er zur Winterszeit selbst der Köhler gewesen; ich half ihm dabei, und zwar so, daß er die Kohlen brannte, das Feuer störte und dämpfte, ich aber die Milchsuppe aß, die uns die Mutter in den Wald geschickt hatte. — Unter einem Hollunderstrauch setzten wir uns nun nieder und aßen Brot und Salz, das der Vater mitgenommen hatte. Nachdem ich mehrmals scharf in mein Stück gebissen hatte, that ich die Frage: „Vater, woher kommen denn die kleinen Kinder?"

Er schaute ernsthaft auf mich her und sagte: „Was geht denn das Dich an? Du hast heut schon wieder Dein Haar nicht gekämmt!"

Ich strählte es mit den Fingern glatt, und da fiel es mir ein, daß ich zum Brunnen laufen und mich auch waschen könnte

Ich lief zum Brunnen, wusch mit den Händen mein Gesicht, die Kohlenbrennerin legte ihr Gebetbuch weg, nahm ihre blaue Schürze und trocknete mich damit ab. Als das geschehen war, schaute ich das kleine Ding an, welches sie auf dem Schoß hielt und welches sie jetzt, da es zu piepsen begann, an die Brust nahm, und ich fragte: „Woher kommen denn die kleinen Kinder?"

„Sie kommen von Vater und Mutter," antwortete das Köhlerweib ganz ruhig.

„Wie ist denn das?" fragte ich wieder.

„Ja," sagte sie, „wenn sich Vater und Mutter halt rechtschaffen gern haben, da legt der liebe Gott zum Lohn zwischen sie ein kleines Kindlein hinein. Das gehört ihnen."

„So!" sagte ich, kümmerte mich nicht weiter drum, lief dem Bache zu, um mit der Hand Forellen zu fangen.

Mittlerweile hatte, wie ich später erfahren, mein Vater mit dem Weibe geplaudert.

Er war hinter dem Brunnen gestanden, trat dann hervor und sagte:

„Nau, ihr Zwei, Du und mein Bub, führt schöne Gespräche miteinander!"

„'s ist aus der Weis, wie man die Kinder anlügt!" rief sie.

„So?" sagte mein Vater. „Wenn die Wahrheit kitzlich wäre, so hätt' sie geschrien, so nahe bist ihr kommen."

„Wenn sich Vater und Mutter recht lieb haben!" sprach das Weib und verdeckte mit der Schürze ihr Gesicht. „Von Liebe weiß ich nichts, und Junge wie die Kaninchen. Er geht aus und geht heim, trinkt, spielt, rauft, schaut mich nicht an, sagt nie ein gutes Wort zu mir, auch geschlagen hat er mich — und doch!"

„Das ist ja ein Rabenband!“ rief mein Vater.

„Ich müßt' ins Wasser gehen,“ sagte das Weib, „wenn ich nicht doch wüßt', daß er besser ist, als er sich stellt. Freilich schaut er auch die Kinder nicht an, aber er schämt sich nur und will sein Herz nicht zeigen.“

„Laßt Euch aber nothleiden daheim, während er die Sach verpraßt!“

„Das kann man nicht sagen,“ sprach sie lebhaft. „Er verdient's hart und muß auch seine Zerstreuung haben.“

„Den Kindern fehlt das nahrhafte Essen, das Gewand ...“

„Mein Gott, es ist ja gut, wenn sie abgehärtet werden. Mein Mann hat's als Kind auch nicht besser gehabt.“

„Und Dich noch mißhandeln!“

„Geh' weg, ein alter Holzknecht ist das Zuschlagen gewohnt. 's kommt ihm manchmal halt nur die Hand aus. Ist nicht schlecht gemeint.“

Jetzt sagte mein Vater nichts mehr, dachte sich aber sein Theil, daß ihr der Schmerzensschrei nur plötzlich so über die Lippen gesprungen sei, daß sie doch in Lieb an ihrem Manne hing. — Daß sie erst in einsamem Weinen und Beten ihren Trost wieder gefunden, davon wußte man nichts.

So viel der Erinnerung an jenen Pfingstgang in die „Stadt“. Ich könnte weiter plaudern und einen netten Schluß dichten, wie sich's für eine Maienunterhaltung wohl gehört, allein wir wollen diesmal bei der nackten Wahrheit bleiben, sie ist im Ganzen ja so unerfreulich nicht, da mitten in aller Noth treue Herzen stehen.

Zehn Jahre später bin ich wieder einmal in die „Stadt“ gekommen. Jenes Weib war noch immer da, ihr Haar war

noch immer braun, aber ihr Gesicht war nicht mehr rund, und sie hatte fünfzehn Kinder, wovon das älteste siebzehn Jahre und das jüngste sechs Monate alt war. Ich wunderte mich schier darüber, daß die kleinen Kinder eines alten Ehepaares geradeso jung sein können, als die zwanzigjähriger Leute. Das älteste Mädel — Anna Liese ward es gerufen — kniete gerade im Gärtlein und band Nelken an den Stab. Mit mir war ein frischer Kamerad gekommen, der ging das frische Mädel um ein Blümel an. Sie steckte es ihm an den Hut. Er ging sie um ein Küssel an. Sie sagte, das müsse nicht sein. Er sprach, es müsse sein! Darauf preßte sie die Lippen fest zusammen und hielt sie ihm hin. Als er sie rasch geküßt hatte, that sie den Mund wieder auf und sprach: „Hast jetzt mehr?“ „Noch nicht,“ sprach er. Und sie drauf: „Geh' mir weiter, ich hab' für so Dummheiten keine Zeit.“

„Mit Der ist nichts zu machen,“ sagte mein Kamerad mißmuthig. „Das wird Eine zum Heiraten, aber nicht zum Gernhaben.“

... Der Schelm machte einen Unterschied.

Heute schlafen die Menschen jener „Stadt“ zum Theil auf dem Friedhofe zu Krieglach, zum anderen Theil sind sie zerstreut in der weiten Welt. Von der „Stadt“ selbst liegt kein Balken mehr auf dem anderen; wo die Meiler gestanden, wächst grünes Gras, wo die Hütten gestanden, wachsen junge Lärchen und Fichten, und Wildniß, Wildniß wuchert auf dem Grunde, der mit dem Schweiße und mit den Zähren der Menschen so reichlich gedüngt worden ist. Selten schwankt aus den Gebirgsgräben noch eine Kohlenfuhr hervor, denn auch im weiten Thale sind die vielen kleinen Eisenhämmer, welche sonst der pochende Puls der Gegend gewesen, stille geworden.

Jetzt kommt Einer nachgetorkelt und fragt der Anna Liese nach. Die ist nicht mehr zu haben. Jener frische Kamerad hat sich endlich doch noch besonnen, daß Gernhaben und Heiraten sich nicht ausschließen, sondern ganz hübsch zusammenpassen. Und gut geht's.



Aus der Eisenhämmerzeit.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Die Vierziger-Jahre hatten strenge Winter. Im März aber kam stets plötzlich der Föhn und schmolz den Schnee in wenigen Tagen. Wir freuten uns des wieder enthüllten Rasens, der alsbald zu grünen begann; aber damit war die leichtlebige, heitere Winterrast dahin, und die wachsenden Tage brachten arbeitsschwere Zeit des Pfluges und der Egge, der Sichel und der Sense. Diese Zeit der blinkenden Werkzeuge hatte einst ein kleines Vorspiel.

Noch tief in der Nacht weckte mich an einem Frühlingsmorgen mein Vater und sagte, er gehe heute in das Mürzthal. Wenn ich mitgehen wolle, so möge ich mich eilig zusammenthun, aber die scharfbenagelten Winterschuhe anziehen, es sei der Weg noch eisig.

Sonst, wenn ich in früherer Stunde zur Alltäglichkeit geweckt wurde, bedurfte es allerlei Anstrengungen außer und in mir, bis ich die Augen zur Noth aufbrachte, um sie doch wieder auf etliche Minuten zufallen zu lassen, denn meine

alte Ahne war der Meinung, ein allzurasches Aus-dem-Schlaf-springen mache Kopfweh. Heute war ich mit einem Ruck munter, denn ins Mürzthal mitgehen, das war in meiner Kindheit das Herrlichste, was mir passiren konnte. Wir waren bald reisefertig, der Vater nahm seinen großen Stock, ich meinen kleinen; die Laterne nahmen wir nicht, weil es sternhell war — und so gingen wir davon. Die erste halbe Stunde war es wie allemal, wenn ich früh Morgens mit dem Vater ging, wir schwiegen still und beteten während des Gehens Jeder für sich das Morgengebet. Wir hatten wohl so ziemlich das gleiche, aber ich wurde immer ein gut Theil früher fertig als er und mußte mich dann still gedulden, bis er den Hut aufsetzte und sich räusperte. Das war das Zeichen, daß ich ein Gespräch beginnen durfte, denn ich war fortwährend voll von Fragen und Phantastereien, auf die der Vater bisweilen derart einging, daß alles noch räthselhafter und phantastischer wurde. Gewöhnlich aber unterrichtete er mich in seiner gütigen und klaren Weise, daß ich alles wohl verstand.

Nachdem wir an diesem Frühmorgen etwa zwei Stunden gegangen und hinausgekommen waren über die entwaldete Berghöhe, lag vor uns das weite Thal der Mürz. Von Mürzzuschlag bis Kapfenberg dehnte es sich stundenlang, und wenn ich es sonst im Morgengrauen sah, lag im Thale der Nebel wie ein grauer See, aus welchem einzelne Höhen und die jenseitigen Berge blauduftig emporragten. Heute war es anders, und heiß erschrak ich vor dem, was ich sah. War denn der Franzose wieder im Land? Oder gar der Türk'? In Kindberg, das tief unter uns lag, lohte an vielen Stellen glührothes Feuer auf. Auch im oberen Thal, über Mitterdorf, Krieglach und Feistritz, und gen Mürz-

zuschlag hin waren rothe Feuersäulen; im nahen Kindthal sprühten mächtige Garben von Funken empor.

„Närrlein, Du kleines!" sagte mein Vater, als ich mich mit beiden Fäusten krampfhaft an seinen Rock hielt, „das ist ja nichts. Das sind ja nur die Eisenhämmer. Lauter Schmiederauchfänge, aus denen Funken springen. Hörst Du denn nicht das Pochen und das Klappern der Hämmer?"

„Ich höre es wohl, aber ich habe gedacht, das wären die Kanonen und Kugelstutzen," versetzte ich aufathmend.

„Kind, wo käme denn jetzt der Feind her? Der liebe Herrgott hüte unser Steirerland!"

„Aber wie ist es denn," fragte ich, „daß die Dächer nicht brennend werden, wenn so viel Feuer herumfliegt?"

„Die Dächer sind voller Staub und Asche, das brennt nicht. Und dieses Feuer, das so schreckbar wild aussieht, es ist nicht so arg, es ist auch nur glühende Asche, Ruß und Geschlack, wie es aus der Esse aufsprüht, wenn der Blasebalg dreinbläst."

„Und warum sprüht es denn just in der Nacht so?" fragte ich.

„Es sprüht auch beim Tag so," antwortete der Vater lächelnd, „aber gegen das Sonnenlicht kommt dieser Schein nicht auf, und was jetzt so bluthroth leuchtet, das ist bei Tag nur der rußige Rauch, der aus dem Schornsteine aufsteigt."

„Thun sie denn in den Schmieden nicht schlafen?"

„Das wohl, aber sie stehen sehr früh auf, oder lassen in den größeren Essen gar das Feuer nicht ausgehen, weil es sonst schwer ist und viel Kohlen braucht, bis die Hitze wieder erzeugt wird. Da wachen und arbeiten die einen Schmiede, während die anderen schlafen."

„Giebt's denn so viel Ochsen zu behufen im Mürzthal?“ war meine Frage, denn ich hatte einmal dem Hufschmied zu Haustein zugeschaut, wie er einem Zugochsen Hufeisen an die Klauen nagelte.

„O Knäblein, Knäblein!“ rief mein Vater, „die Schmiede haben noch ein wenig mehr zu thun, als wie zu hufen. Du bist ein Steirer; wenn wir auf unserem Gebirge auch nichts haben, als Feld und Alm und Wald, solltest Du doch schon wissen, wozu die vielen hundert Krippen von Holzkohlen verwendet werden, die unsere Nachbarn Jahr für Jahr ins Thal hinaus führen. Solltest auch wissen, daß Dein Heimatland Steiermark das Land der Hammerschmiede ist. Wenn Du jetzt, bevor der Tag aufgeht, vom hohen Himmel mit sehr guten Augen herabschauen könntest auf unsere Steiermark, so würdest Du, besonders im Oberland, auch die anderen Thäler so sprühen und leuchten sehen, wie hier das Mürzthal. Es sprüht in Neuberg und bei Mariazell und in der Veitsch, es sprüht im Ennsthal und im Murthal, an der Feistritz, an der Kainach, an der Sulm und an der Sann, wo die Leut' schon gar nicht mehr deutsch sprechen, aber sprühen thut's doch. In Vordernberg, in Eisenerz, in Hiflau sollst es erst sehen, und überall, wo Hochöfen sind. In den Hochöfen wird das Erz, das sie aus dem Gebirg graben, geschmolzen, daß das Eisen herausrinnt wie ein hellglühender Mühlbach. Da sprüht's auch, mein Bübel! Da sind — wenn ihrer zwei, drei Hochöfen nebeneinander stehen — in der Nacht schier die Felsberge roth vor lauter Schein. Und schaust in den Ofen, so siehst ein schneeweißes Licht, blendend wie die Sonne. Das ist ein anderes Feuer, als daheim bei unserem Hufschmied. Das Erz graben sie aus dem Erzberg, der weit drinnen im Gebirg steht und mehr

werth ist, als alles Gold und Silber von Oesterreich. Das Eisen, das im Hochofen aus dem Erz rinnt, erstarrt in der freien Luft sogleich, wird nachher mit Hämmern zerschlagen und in schweren Schollen durch das ganze Land verführt, zu jedem Eisenhammer hin, wo sie aus diesem Roheisen immer feineres Eisen, das Schmiedeeisen, den Stahl und daraus allerhand Geräthe und Werkzeuge machen."

„Auch Schuhnägel vielleicht?" fragte ich, weil mich einer davon durch die Schuhsohle in die Ferse stach.

„Schuhnägel, Messer, Stifte und Eisendrähte, das machen sie draußen bei Stadt Steier herum. Bei uns im Land machen sie in den Eisenhämmern Pflugscharen, Eggenzähne, Strohschneidemesser, Hacken, Aexte, Drähte, Nägel, Schlösser, Ketten, Pfannen und Allerlei, was Du aus Eisen an den Häusern und Werkstätten nur sehen und denken magst. Die kleineren Schmiede, die fahren damit auf die Jahrmärkte. Größere Hämmer giebt's, die machen auch Zeug zum Leutumbringen — mußt Du wissen. Das Wichtigste aber, was in den steirischen Hammerwerken gemacht und auch weit in fremde Länder verführt wird, sind Sensen und Sicheln. Millionen Stück werden Dir verschickt alle Jahr, und darum können die Hammerherren mit ihren Frauen so vornehm herumfahren mit flinken Rößlein. Und mit dem Geld prahlen sie, daß es nur so prasselt im Land, und wo ein übermüthig Stückel aufgeführt wird, da ist gewiß ein Hammerherr dabei. Ist alleweil so gewesen im Land: wo der Hammerschmied, dort gilt der Bauer nit. — Wird auch einmal besser werden, verhoff' ich. Jetzt müssen wir noch froh sein, daß wir unsere Kohlen zu Geld machen können. Gar zu Gescheite sind gewesen, haben es mit Steinkohlen probirt, die thun's

aber nicht; das rechte Eisen muß mit Holzkohlenfeuer gearbeitet werden, sonst ist's nichts nutz. Die Holzkohlen, die wir Bauern liefern, die machen es ja, daß steirisch Eisen in der Welt so gut estimirt wird. Kommen halt die polnischen und russischen Juden und türkischen Händler, auch aus Ungarn und Böhmen, werden von den Hammerherren brav bewirthet und kaufen ihnen die Eisenwaaren ab, oft zu tausend Gulden auf einmal. Sollen da draußen in einer großen Stadt die Schmiede von der ganzen Welt einmal zusammengekommen sein um einen eisernen Tisch, und Jeder wollt' die schärfsten Sensen haben, den feinsten Stahl drinn. Der steirische Schmied hat nicht mitgestritten, sondern soll zuletzt mit seiner Sense den eisernen Tisch mitten auseinander gehauen haben."

„Wird sie wohl schartig worden sein, die Sense. Nicht?"

Ohne auf diese müßige Frage Antwort zu geben, fuhr der Vater — indem wir im Morgengrauen sachte thalab stiegen — fort zu sprechen:

„Wie die Anzeichen sind, wird's nicht immer so dauern mit den Eisenhämmern. Man hört allerlei Sachen. Merkwürdige Sachen, mein Bübel, wie sie unsere Vorfahren nicht gehört haben. Da draußen auf dem flachen Land irgendwo — sie sagen im Mährischen oder wo — da bauen sie eine Eisenbahn."

„Eine Eisenbahn? Was ist das?"

„Da legen sie auf der Straße hin und hin zwei eiserne Leisten, daß darauf die Wagenräder recht glatt und eben gehen können. Auf diese Weise sollen ein Paar Rösser schwere Wagen fünf und sechs auf einmal ziehen können. Es wird auch gelogen über die Sach', daß sie eine Maschine erfunden hätten, die das Feuer treibt, anstatt der Fuhrmann, und die vor die Wagen gespannt wird und wie ein Roß ziehen kann.

Sind dumme Sachen, ich sag' Dir's nur, daß Du's nicht glauben sollst, wenn Du davon hörst."

Dreiundvierzig Jahre ist es her, seit von einem zwar einfachen, aber vernünftigen Mann diese Worte gesprochen worden sind, in Steiermark, wenige Stunden vom Semmering.

„Nein, Vater," antwortete ich, „das werde ich gewiß nicht glauben."

„Aber das ist wahr," fuhr er fort, „daß sie jetzt viel mehr Eisen brauchen in der Welt, als vor Zeiten. Es werden da und dort auch schon große Eisenhämmer gebaut, wo mehr als hundert Schmiede beschäftigt sind, und wo sie extra noch mit Wasserdampf arbeiten sollen, was weiß ich, wie! In diesen großen Werken machen sie alles, und weit wohlfeiler als in den kleinen, und desweg wird's ein rechter Schade sein für unsere Eisenhämmer, und hört man, etliche sollen schon keine Arbeit mehr haben, zugesperrt oder an die großen Werke verkauft werden. Nachher ist's traurig um uns. Weiß Gott, wie's noch wird mit der Welt!"*)

*) Die Aenderung ist vor sich gegangen. Die größten Eisenwerke des Landes sind heute Zeltweg, Donawitz, Neuberg, Graz, Köflach, Gußwerk. Mittlere Werke, wovon eines doch immerhin mehrere Hundert Arbeiter beschäftigt oder beschäftigen kann, sind Kindberg, Krieglach, Wartberg, Kapfenberg, St. Michael, Rottenmann, Aumühl, Eibiswald, Storee, denen sich anschließen die Werke in Turrach, Judenburg, Murau, Zeiring, Knittelfeld, Thörl, Mürzzuschlag, Breitenau, Stanz, Eppenstein 2c. Außerdem floriren auch noch unzählige kleine Eisenhämmer, wie sie hier beschrieben sind. Der Kammerbezirk in Obersteiermark vermag unter den heutigen Zuständen jährlich an 2 Millionen Metercentner Roheisen zu erzeugen, nahezu 50 Procent des in den gesammten österreichischen Kronländern jährlich erzeugten Roheisens. Die Sichelfabrication hat in Obersteiermark aufgehört, hingegen ist die Sensenerzeugung gestiegen. Gegenwärtig

Mittlerweile war es licht geworden, und wo früher die feurigen Springbrunnen aus den Schornsteinen gestiegen waren, da flog jetzt dünner, brauner Rauch auf. Wir waren in das Thal gekommen, gingen an einem überquellenden Hammerbachfloß entlang und auf glattem, kohlschwarzem Wege einer der Hämmerhütten zu, aus deren offenem Thor uns greller Gluthschein entgegenleuchtete.

Ueber dem Thore war das Bergmannszeichen, die gekreuzten Hämmer und Schlegel, über dem schwarzen Dache ragten die weißgetünchten Schornsteine auf, die an ihrer Mündung mit lenkbaren Klappen versehen waren, womit man, wie der Vater belehrte, den Luftzug regeln könne.

So waren wir der Schmiede ganz nahe gekommen. Ich sagte nichts, denn ich wollte in die Schmiede gehen und hatte doch Angst vor dem Lärm, der drinnen war, und vor den Funken, die durch die finsteren Räume flogen. Mein Vater sagte auch nichts, sondern führte mich hinein. Vor dem Thore hatte eine Tafel gestanden: „Fremden ist der Eintritt nicht gestattet!“ Aber ein Mann, den mein Vater fragend angeblickt, sagte: „Nur zu!“

Was ich zuerst sah, das war ein sprühendes Stück Sonne, das von der brüllenden Esse mit Schwung herbeigebracht wurde und auf den Amboß geworfen, tonlos, als wäre es von Teig. Jetzt hob sich auf massigem Hebelbaume der Hammer und fiel nieder in die weiche Masse, daß ein Meer von Funken durch die Hütte schoß. Ich barg mich vor Schreck und Angst hinter den Rücken meines Vaters, aber

giebt es in Steiermark an 800 Sensenschmiede, welche jährlich gegen 2½ Millionen Sensen verfertigen. Die Production von anderen Stahlwaaren, Gußwaaren, Blechen, Drähten und Maschinen steht auf hoher Stufe.

die Funken waren bereits angeflogen an mein Leiblein, und ich war nur höchlich überrascht, daß ich nicht lichterloh brannte, ja nicht einmal einen Schmerz wahrnahm an den Händen, an welche die feurigen Mücken gesaust waren. Auch der zweite und dritte Hammerschlag jagte ein Heer von Schlacken und Funken hinaus, aber je platter das Eisenstück geschlagen wurde, je rascher der Hammer darauf niederfiel, desto weniger sprühte es. Ein Schmied stand da, der wandte mit langer Zange das Eisenstück hin und her, bis das Geschlacke von allen Seiten herausgehämmert war. Das weiße Glühen war immer röther und matter geworden, und endlich hatte das Stück nur mehr die graue Farbe des Eisens. Es wurde hingeschleudert, der Hammer stand still.

Ich war ein wenig dreister geworden und besah mir jetzt die Dinge, obwohl es ganz dunkel war, wenn das Feuer nicht leuchtete. Vor Allem fiel mir ein großer Lederkasten auf, der Athem schöpfte. Der Blasebalg war's, welcher, von Wasserkraft aufgezogen, durch Röhren in die Esse blies. Auf der Erde lag allerlei altes Eisen umher. An den Wänden lehnten und hingen in ganzen Reihen Zangen, Hämmer, Schlegel, Feilen, Hacken, Beile und anderlei, was ich gar nicht kannte. Jetzt erst fielen mir auch die Schmiede auf, über deren rußige Gesichter und entblößte Brust die Schweißtropfen rannen. Wir gingen weiter und kamen zu anderen Essen, wo die Schmiede mit Eisenschaufeln Kohlen in die Gluth warfen, die sofort mit glanzloser, blauer Flamme grollend zu brennen begannen. In einer Esse glühte man Eisenstücke, die hernach unter kleinere, rascher pochende Hämmer kamen. Hier wurden sie — wie sie der Schmied wendete und drehte — in längliche Formen gehämmert, an denen ich nach und nach die Gestalt der Sense erkannte. Weil das Eisen bald kühlte und

noch unrein war, so mußte es immer wieder in die Esse, aus der es glühend und sprühend hervorkam. So wiederholte sich's, bis der Hammer und das kleine Handgehämmer der Schmiede endlich eine vollkommene Sense zuwege gebracht hatte, die dann schrillend auf einen Haufen von Sensen hinfiel.

War der Lärm in der Schmiede auf einen Augenblick verstummt, so hörte man draußen das Rauschen des Wassers, das von hohem Floß auf die Räder niederstürzte. Aber der Lärm ging immer von neuem los, und es geschah an den Essen und Hämmern immer dasselbe. Auch meine Sense, die ich werden sah, war lange noch nicht fertig. Sie wurde neuerdings geglüht und kam unter die Handhämmer der Schmiede, die sie feiner formend in gleichem Takte bearbeiteten, bis der Henkel und der Rückenrand und die Schneide und die Spitze fertig waren. Sie hatte nun eine Reihe von kleinen Narben bis zur Spitze hinaus und war überlaufen mit einem schönen violetten Blau.

Mir fielen aber die Schmiede auf. „Warum sie allemal noch einen leeren Schlag auf den Amboß machen, wenn die Sense schon weggezogen ist?" so fragte ich. Mein Vater antwortete: „Das thun die Schmiede überall; mit dem Schlage auf den Amboß schmieden sie die Kette fester, mit welcher der höllische Drach' gefesselt ist; sonst thät' sie endlich brechen und der böse Feind wär' los und ledig."

Nun kam die Sense noch auf einen Schleifstein; der ging so scharf, daß die Stahlschneide, die fest auf ihn gedrückt lag, unter ohrenzerreißendem Geschrille beständig einen hellen Blitzschein von sich gab, was noch das Allerschönste war in der ganzen Schmiede.

Wollte ich's genau nehmen, so müßte ich auch das Personal aufzählen, durch dessen Hände ein Stück Eisen geht,

bis es Sense ist, ich müßte den Kohlenbuben, Strecker, Breitenheizer, Abschinner und Kramrichter nennen und vor Allem den Obersten, den Essemeister. Ich müßte auch den Streckhammer, den Breithammer und den Kleinhammer genauer beschreiben, endlich das Abschinnern (Abschaben) der fertigen Sensen, und das Stempeln mit dem Firmazeichen und das Kramrichten (das in den Kram-, ins Magazin-Bringen der Waare).

Ich bin aber kein gelernter Schmiedegeselle und werde wohl manche Handgriffe und Vorgänge übersehen haben, bis das Werkzeug des Mähders fertig war. — Aehnlich, sagte mein Vater, würden auch die Sicheln gemacht, aber ganz anders die Messer und alle Schneidewerkzeuge, die einen federigen Stahl haben.

„Glückauf!" rief mein Vater den Schmieden zu. Diese hörten nichts. Wir gingen — stets angefochten von sprühenden Funken — ins Freie. Dort war es freilich noch schöner; wir gingen unter Pappeln hin und hörten noch lange das dumpfe Hammerpochen und das Wasserrauschen hinter uns.

Ich hatte ein blauschimmerndes Stück Schlacke mit mir genommen und betrachtete es jetzt wie einen errungenen Schatz.

„Das ist nichts," sagte mein Vater und zog ein Schöllchen Roheisen aus dem Sacke. Das war rostfarbig und durchlöchert wie ein Schweizerkäse. „Wenn's auch nicht so glänzt wie das Deinige, es ist doch mehr. Aus diesem Ding — heb' einmal, wie schwer es ist! — kann man feine Werkzeuge machen, die wie Spiegel funkeln. Du sollst mir auch noch das Tüchtige vom Schimmernden unterscheiden lernen."

Nun gingen wir in den Marktflecken Kindberg hinein.

Wir hörten an allen Ecken die Hämmer pochen, und auf der Straße fuhren schwarze Kohlen- und Roheisenwagen,

aber auch fertige Eisenwaaren in Kisten, Fässern und Stroh-gewinden sahen wir schleppen die weiße Reichsstraße entlang gegen Graz und gegen Wien.

Im Brauhause bekränzten sie das bogenförmige Einfahrts-thor mit Tannenreisig und schmückten es mit Fahnen, mit Hämmern, Hacken und Zangen. Mein Vater fragte, was das bedeute? Ja, morgen hätten die Schmiede hier einen Ball, sagte der Brauknecht.

„Den eigentlichen Ehrentag des Schmiedehandwerks, den feierten sie doch erst zu Jakobi!" meinte mein Vater.

Das sei schon richtig — doch zur selben Zeit sei etwas Anderes, da hätten die Schmiede einen zwei Wochen langen Feiertag, da thäten sie nichts, als gut essen und trinken, tanzen und Scheibenschießen, und da kämen die Hammer-herren von weit und breit, um Schmiede zu werben für das nächste Jahr. Die Geworbenen kriegen den Leihkauf auf die Hand und werden zu nächsten Sylvester durch aufgeputzte Wagen oder Boten an ihren neuen Werksort gebracht. Vom Werksherrn kriegen sie nebst dem vereinbarten Jahrlohne auch die Kost; der Essemeister speist gar mit der Herrschaft.

„Ich weiß das alles," versetzte mein Vater dem gesprächigen Brauknecht, „aber meines Buben wegen ist's mir lieb, daß Du's erzählst, der ist schon alt genug, und wenn er gleich Bauer bleiben wird, so schadet es ihm nicht, daß er auch anderer Stände Arbeit und Brauch kennen lernt. Ich hab' ihn darum vom Berge herabgeführt."

„Und bei solchem Schmiedefeste," erzählte der Mann weiter, „da kommen sie halt zusammen, Jeder, der's hat, im Steirergewand, Jeder eine kecke Feder oder einen Gamsbart am Hute, Jeder eine schwersilberne Uhrkette mit Thaler-behängseln an der Brust, Jeder eine volle Geldtasche im

Sacke, Jeder sein Mädel am Arme. Schmetternde und trommelnde Spielleute voran, so ziehen sie ins Wirthshaus zum Trunk, zum Tanz und zu anderer Lustbarkeit. Da darf sich kein Bürgerssohn, kein Bauernbursch, kein Holzknecht blicken lassen; denn diese Eindringlinge spotten die Schmiede ob ihrer Schwerhörigkeit, ob ihrer Kröpfe und dergleichen, und ihr Trachten geht dahin, den Hammerschmieden die Dirndlein wegzunehmen. Den Schmieden gehört der Tag, und der Marktflecken und die Leute lassen sich's gefallen — es springt Geld um. So kohlrabenschwarz sie am Werktag sind, die Schmiede," schloß der Brauknecht, „am Sonntag giebt's keine hochmüthigeren Menschen, als diese Rußteufel. Und sind doch so viel Gaggen (Halbcretins) dabei!" War aber nicht so arg.

Schon jetzt, als wir dastanden und das geschmückte Hausthor bewunderten, kamen sie herbei von den unteren und oberen Hämmern, um nachzusehen, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien, und ein Glas Bier durch die Gurgel zu sprengen.

Da kam plötzlich ein Bote gelaufen, rußig im Gesicht, aber weiß vor Straßenstaub an den Beinen. Einen Sturmhut hatte er auf, wie Landwehrmänner zu Kriegszeiten. Ein langes Messer hatte er an der Seite baumeln, und schier athemlos war er, als er rief: „Kameraden! Kameraden!"

„Was giebt's?" fragten sie ihm entgegen.

„Keinen Schmiedball giebt's! Kein Flaniren und Caressiren giebt's! Jetzt heißt's Messer, Spieß und Säbel schmieden, Kanonen, Kugeln gießen!"

„Ja," sagten sie, „wer giebt uns dazu das Privileg?"

„Ich!" rief der Bote. „Denn der Kaiser Ferdinand ist fort. In Wien ist Revolution!"



Der Bauern-Spöttler.

Eine Erinnerung aus dem Waldlande.

Wenn Jemand eine nicht ganz makellose Vergangenheit hinter sich hat, so pflegt er von derselben bescheiden zu schweigen, und das ist klug. Wenn aber Einer immer wieder selbst auf eine solche zurückkommt, und gleichsam mit ihr Staat macht, so ist das thöricht.

Also thöricht bin ich. Der Makel meiner Vergangenheit ist nicht zu leugnen, er besteht darin, daß ich jener „Hefe des Volkes" entstamme, welche — körperlich arbeiten muß. Ein Bauer gewesen zu sein! Und gar einmal ein Schneider! Ich werde schamroth. Schamroth über jene Herren Gegner, die mich damit zu beschimpfen glauben, wenn sie nasenrümpfend andeuten, daß ich einmal ein Handwerk getrieben.

„Triebest es lieber heute noch!" schrie mir eines Tages ein giftiger Kumpan ins Gesicht.

„Nein, Kinderchen," antwortete ich, „den Gefallen könnte ich Euch schon darum nicht thun, weil ich dann nicht Gelegenheit hätte, Euch manchmal ein bißchen die Wahrheit zu sagen.

Es können nicht alle Schneider Hosen machen, es muß auch solche geben, die sie ausklopfen.

Wie dem auch sei, ich bin frech genug, heute wieder von der Zeit meiner tiefsten Erniedrigung zu sprechen, und zwar so harmlos, wie ein Anderer von Epochen plaudert, in der seine Vorfahren ihm Stellung und Geld erworben oder ergaunert haben, so daß er gleich als ein gemachter Mann in diese Welt treten konnte.

Nun also. Beim Glowoggenbauer in der Stuben waren wir auf der Ster, unser Drei. Der Meister pfiff das Kaiserlied, der Geselle raunte mir zu, daß er mich bei den Ohren nehmen werde, wenn ich das Bügeleisen so scharf auf den Tisch fallen ließe, und ich dachte: Wollte Gott, ich wäre auch schon Geselle, daß ich einen Lehrjungen beim Schopf nehmen könnte!

Der Meister merkte den Conflict und sagte zum Gesellen: „Was hast denn mit ihm schon wieder? Scharf auf den Tisch fallen lassen muß er ja das Bügeleisen, sonst wird die Hosen nicht glatt."

„'s ist ja nicht der Hosen wegen," antwortete der Geselle, „aber der Lehrjung muß halt bisweilen daran erinnert werden, daß er Lehrjung ist. Hat mich auch mein Lehrmeister alle Tag bei den Ohren gezupft."

— Darum sind sie so lang geworden! Ich darauf. Gesagt hab' ich's nicht, aus Furcht, sofort ebensolange zu bekommen. Nur gedacht hab' ich's.

Zur selbigen Stunde trat die Glowoggenbäuerin in die Stube. Sie kam vom Krautgarten, wo sie eben junge Kohlpflanzen in die Erde gesetzt hatte, denn es war im Frühsommer.

„Jetzt bin ich aber schon fuchtig!" sagte sie. „Dieser verdächtige Mensch ist wieder draußen."

— Was für ein verdächtiger Mensch? dachte ich, denn ein Lehrjunge darf nur denken.

„Was für ein verdächtiger Mensch?“ fragte der Meister, denn ein Meister darf auch sprechen.

„Der alleweil so herumsteigt,“ berichtete die Bäuerin, „und man weiß nicht, was er will. Aus Graz, sagen sie, ist er, oder aus Wien. Eine Hirschlederhosen hat er an und ist kein Bauer, Glasaugen hat er auf und ist kein Herr. Man kennt sich nicht aus. Die Bäuerei wollt' er studiren, heißt's, und ein Büchel darüber schreiben.“

„Aha, der Salonsteirer,“ sagte der Meister. „Der am vorigen Sonntag beim Raberlwirth zu Mürzzuschlag gesungen hat. So Spaßliedeln gesungen und sich über die Bauern lustig gemacht und die Wiener, die da sind gewesen, haben ihm Wein gezahlt dafür und brav gelacht.“

„Das Singen wollt' mir noch nichts machen,“ sagte die Bäuerin, „wenn's ihn freut, warum denn nicht! Aber der schlecht' Lotter, der er ist! Beim helllichten Tag geht man nicht sicher vor ihm. Ich hab' ihm's aber gesagt! Der kann sich sein Theil denken.“

Mittlerweile trat auch der Bauer in die Stube. Ein prächtiges Paar, wenn sie so nebeneinander standen allzwei! Er schlug Tabaksfeuer, Funken gab's, und im Augenblick gloste der Schwamm. Während er diesen unter den Pfeifendeckel legte, blickte er schmunzelnd auf sein Weib und fragte, was sie denn so in die Hitze gebracht habe?

„Der kurzhosete Stadtherr ist auf dem Krautgarten gewesen,“ antwortete die Bäuerin.

„Nau — und was hat er denn wollen?“ fragte der Glowoggenbauer.

„Wie man den kennt, wird's nicht schwer zu errathen sein.“

„So! — Und hast ihn nicht gefoppt?“

Hierauf erzählte die Bäuerin: „Steht auf einmal da und sagt: guten Morgen, Dirndl! — Sag' ich: Erstens ist nicht guter Morgen, weil's bei uns schon Nachmittag ist, und zweitens bin ich kein Dirndl, weil ich ein Eheweib bin. — Was ich da für Pflanzen thät in die Erde setzen? — Frag' Er den Hasen oder den Hirschen, wenn Er's wissen will, sage ich. Kraut ist's. — He, wer wollt' denn so viel Kraut essen? sagt er. — Wir Bauersleut, sag' ich, denn das Fleisch, das dazu gehört, essen freilich wohl die Herren. Nachher er darauf: er wär' auch ein Freund von Bauernkost und ob ich ihn nicht ein wenig wollt' mitessen lassen? Und so fangt er an. Ist aber nicht vorwärts gekommen, ich weise ihm den kürzesten Weg in die weite Welt. Steigt er nachher zum Stadl hinab, schaut dem Buben zu, wie der ein Paar Ochsen einspannt und sagt: Was wollt Ihr denn alle Drei? Auf den Vierten warten, wenn Ihr Zeit habt! giebt der Bub zur Antwort. Darauf geht er in den Wagenschoppen, spöttelt eine Weil über die Düngerkarren, trottet hinten hinaus zum Krautaler und schnüffelt überall herum.“

„Ja,“ sagte nun der Meister, „er thut halt das Bauernwesen studiren, daß er nachher darüber Sachen schreiben, Reden halten und Liedeln dichten kann.“

Der Glowoggenbauer lachte auf: „Ein sauberes Bauernstudiren das, wie es der treibt! Im Wirthshaus, wenn die Leute ihre Schwänk' machen, aufpassen, dann ums Haus herumschwänzeln, den Arbeitsmenschen frozzeln, mit den Weibsleuten umthun, bis sie ihn rechtschaffen foppen, das nennt so Einer Bauern studiren.“

„Was auf das herauskommt, schaut auch darnach aus!“ sagte der Meister. „Man versteht's wohl, daß Einer den

Bauersmenschen nicht immer loben kann, hat auch seine Fehler und manchmal hübsch große noch dazu. Ist Jedem gesund, wenn er die Wahrheit hört. Aber so, wie es dieser hergelaufene Mensch treibt, das ist mir schon zu dumm. Hab' letztens schon gemeint, ich müßt' ihm den Kopf waschen, wie er zu Mürzzuschlag vor den Stadtherrischen seine Wissenschaft losläßt. Die dummsten und die schlechtesten und die unsaubersten Gesellen müßten wir Bauersleut sein, nach dem seiner Auslegung. Der Beste nichts nutz! Er müßt' nur das Maß von sich selber nehmen, sonst wüßt' ich nicht, wie er dazu käme, lauter Spitzbuben, Esel und Teppen (Cretins) aus uns zu machen. Seinen Ochsen, sagt er, hätte der Bauer lieber als seinen Bruder, und mit den Schweinen lebe er in besserem Verhältnisse, als mit —"

„Wir wissen es schon," unterbrach ihn der Bauer, „es sind die alten Geschichten, die im Spaß weiter erzählt werden, und so ein Halbpelzer für Ernst nimmt. Der müßte erst einen Stock Salz essen mit uns Bauern, der uns hinter den Brustfleck schauen wollt', und Einer, der uns kennen lernen wollt', wie wir sind aus- und inwendig, der müßt schon einmal ein zwanzig Jahrl mit uns leben, arbeiten und Gutes und Ungutes tragen; nachher, denke ich, möchte ihm sein leichtsinnig Schwatzen schier vergehen. — Wenn dieser Mensch noch lange umschleicht um mein Haus und Hof, und daß er die Fehler und Schäden aufschmecken will, so soll er schon noch etwas recht Bauernmäßiges erfahren, daß er sich's merkt . . ."

Den Sinn dieser Worte deutete der Glowoggenbauer mit der Faust an. Weiter wurde die Sache nicht besprochen, Jedes wendete sich wieder seiner Arbeit zu, der Bauer spaltete Holz, die Bäuerin spann, der Meister schnitt, der Geselle nähte, und ich bügelte.

So ward es Abend. Wir Schneider räumten den Tisch, denn es wurde das Nachtmahl aufgetragen. Milchsuppe, Bohnen mit Kraut, sie würzten es mit frohem Gespräche über dies und das, ich war der Einzige, welcher nicht sprach, sondern fleißig zuhörte und mir meinen Theil dachte. Ich sage Dir, Leser, in keinem Lehrsaal später habe ich so viele Lebensklugheit, bei keiner Stadt-Kurzweil so viel heitere Laune vernommen, als an solchen Bauerntischen. Wenn Handwerker im Hause sind oder auch sonst ein gerngesehener Gast, da zieht des Bauers Seele ihr Sonntagsjöpplein an, und die Unterhaltung ist eine gehobenere als sonst. Auch schneidigen Witz giebt es dabei und warme Herzhaftigkeit — jede Richtung findet ihren Vertreter; kann man sie gleichwohl auswendig voneinander kaum unterscheiden, ist ihr Gehaben für den oberflächlichen Beobachter auch bei Einem wie beim Anderen, im Grund und Kern sind es doch lauter voneinander verschiedene Menschen, darunter nicht wenige Schelme und Spottvögel und dabei gemüthliche Kameraden.

Der Stallbub kam an jenem Abende etwas verspätet in die Stube, er wollte erst die Rinder sattfüttern, bevor er an die eigene Sättigung dachte, denn so ein Stallbub ist nicht minder stolz auf seine Pflicht, als der Soldat und der Beamte. Der Stallbub brachte die Nachricht herein, es stiege ihm heute schon das Haar zu Berge, er habe draußen in der finsteren Nacht ein Gespenst schreien gehört. — Einige am Tische erschraken über diesen Bericht, Andere lachten; der Bauer blieb ruhig ernsthaft und sagte: „Du sollst nicht so einfältig daherreden, Bub. Auf dem Glowoggenhof schreien keine Gespenster."

„Nachher muß es was Anderes gewesen sein," meinte der Stallbub. „Schreien thut halt was. Hinter dem Schoppen draußen schreit's, vom Krautaler her."

Was denn das sein kunnt? riethen sie herum. Der Krautaler ist ein tiefer Schacht senkrecht in die Erde hinab, etwa eine Klafter weit und vier Klafter tief; er ist mit glatten Holzlatten ringsum verschlagen und dient zur Aufbewahrung des „Grubenkrautes“ über den Winter. Die Kohlköpfe werden im Herbste in einem großen Kessel weich gebrüht, in diesen Schacht gelegt, dann mit Brettern zugedeckt und mit großen Steinen beschwert. Auf diese Weise hält sich das Kraut lange Zeit frisch und fault nicht; im Laufe des Jahres wird es allmählich heraufgenommen und gekocht. Zur Sommerszeit ist der Aler fast allemal schon leer, und auf seinem Grunde liegt nur die Strohschicht, auf welcher das Kraut gebettet gewesen.

Und von diesem Krautaler her schrie jetzt nach Ansicht des Stallbuben ein Gespenst.

Ein paar Knechte legten die Löffel weg und gingen hinaus, um nach der Ursache des Geschreies zu forschen. Nach einiger Zeit kamen sie zurück und sagten, es wäre nichts weiter. Der Salonsteirer, oder wer er wäre, sei im Krautaler und könne nicht herauf.

„So soll er unten bleiben!“ rief die Bäuerin.

„Da hat er Zeit zum Bauern studiren,“ sagte unser Geselle.

„Er wird bei seinem fürwitzigen Umhersteigen hinabgefallen sein,“ vermuthete der Bauer. „Schreit er kläglich?“

„Hübsch kläglich,“ antwortete ein Knecht.

„Bittet und betet er?“

„Nein, er schimpft,“ berichtete der Knecht.

„Nachher ist ihm nichts geschehen,“ sagte der Bauer. „Stroh hat er eh unten. Und wir wollen jetzt auch schlafen gehen.“

Lieber Himmel, was war das allemal für eine selige Wendung für mich, als es Nacht ward und Zeit zum Schlafengehen! Ins Bett sank ich und vergaß vor dem Einschlafen sogar die Augen zuzumachen — sie fielen von selber zu. — Peter, steh auf! mit diesem Rufe erweckte der Meister mich allemal wieder zum Leben, und es war Morgen. — In dieser Nacht jedoch wurden wir früher geweckt.

Der Glowoggenbauer war nicht so schnell eingeschlafen, als wir Schneider. Vielleicht war er in Sorgen; so ein Hauswirth muß des Tages arbeiten und des Nachts denken. Wie ich den Glowoggenbauer kannte, sprang sein Sinnen von eigener Kümmerniß auf fremde. — Es giebt Leute, denen es schlechter geht als mir, die Frost leiden müssen, während mir die große Schafschur Sorge macht, die Hunger leiden müssen, derweil ich an die Erweiterung der Vorrathskammer denken muß. Ja, Narr, ist so Einer nicht etwan in der nächsten Nähe von meinem Haus? Hat's nicht geheißen, der Stadtherr wär' in den Krautaler gefallen? Und kann nicht herauf. Kann sich was brochen haben, und keinen Beistand. Kein Abendbrot, die Nächte sind kalt jetzt, und keine Decke! Schreit um Hilf und kein Mensch geht ihm zu. Noch auslachen statt helfen. Was giebt's denn für Hundsfötter in diesem Glowoggenhof? — So dachte der Bauer in der stillen Nacht. Dann stand er auf, zog sich an und weckte mehrere Leute.

„Was hat's denn?" rief mein Meister zur Kammerthür hinaus, als er den Lärm hörte.

„Den Stadtherrn müssen wir aus dem Krautaler thun," antwortete der Bauer.

„Wärst aber schon nicht gescheit," redete jetzt rasch aufgemuntert unser Geselle drein. „Weißt ja, wie er sich lustig

macht über Euch Bauern, im Wirthshaus, und was er vom Stößel-Hautz umeinanderplauscht: daß der von seinem sterbenden Weib weg zur kalbenden Kuh thät laufen und so! Und ein solches Lugenmaul willst Du aus dem Krautaler ziehen? Geh, laß ihn bei seiner Meinung."

„Dummer Schneider!" verwies der Glowoggenbauer. „Das thun wir Bauersleut uns schon nicht an, daß wir so einem Stadtschnackel recht geben, wenn er uns beschimpft. Heraus aus dem Loch muß die Creatur!"

Also sein Wort, und dann ging er mit einer langen Leiter über den Hof und hinaus hinter die Gebäude. Wir hasteten in die Kleider und eilten ihm nach. Kamen just zurecht, wie der Bauer hinabrief in den Schacht: „Ist Er noch unten?"

In der Tiefe wimmerte etwas, also war er noch unten. Unser Geselle huschte zum Bauer und zischelte ihm ins Ohr: „Seine Sündenlitanei halt' ihm vor, ehe Du ihn heraufziehst. Reim ihm's! Höllisch reim ihm's, daß er sich's merkt!"

„Er wird sich's schon merken," antwortete der Bauer ganz ruhig und rief hinab: „Acht geben! Es kommt die Leiter!"

Nicht lange hernach, und der Stadtherr kletterte zähneklappernd vor Frost herauf.

„Nur gleich in die Stuben und eine warme Suppen!" also der Bauer, nahm den Geretteten an der Hand und führte ihn ins Haus. Und nicht ein scharfes Wort!

Eine halbe Stunde später kauerte der Salonsteirer im Bette unter drei schweren Wolldecken und schämte sich. Die ganze Nacht schämte er sich, und am nächsten Morgen schlich er höchst geräuschlos davon.

Ob er nach dieser schönen Nacht noch im Lande umherzog, um in den Wirthshäusern die Bauern schlecht und lächerlich zu machen, das weiß ich nicht. Wenn er klug gewesen wäre, so hätte er die Geschichte vom Krautaler in zierliche Reimlein gebracht und dieselben sich und Anderen zu Nutz und Frommen manchmal zum Besten gegeben.



Ein Liebling der Steiermark.

Erinnerung an den Grafen von Meran.

Das erste Studienjahr war vorüber. Ich hatte während desselben weder Hunger gelitten, noch mir je einmal den Magen durch Ueberladung verdorben. Nun waren die Ferien im Anzuge, die Zeit, welche den Studenten gemeiniglich als zur Erholung und Belustigung besonders geeignet erscheint. Mein Vater hatte mir bereits schreiben lassen, daß man mich in den paar Herbstmonaten zu Hause recht gut brauchen könne, es sei das Korn zu schneiden, der Hafer zu heimsen, das Grummet zu mähen, das Vieh zu hüten, das Brennholz für den Winter zu bereiten. Meine Herren Professoren hingegen legten mir nahe, über die Ferienmonate jene Unterrichtsgegenstände nachzuholen, die von meinem sechsten bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre versäumt worden waren. Damit war die Art meiner Erholung gegeben. Aber die Grundlage! In der Stadt konnte ich nicht bleiben, denn ich hatte mir im Laufe des Schuljahres zu oft das Wort gegeben: Wenn du brav lernst, dir die Spaziergänge und andere Lustbarkeiten versagst, auch hübsch die Nacht zu

Hilfe nimmst, um den Geheimnissen der Arithmetik, der Sprachlehre u. s. w. dahinterzukommen, so darfst du über die Ferien in die obersteirischen Berge! — Jetzt war die Zeit da. Wohin aber, um auch Muße zu haben fürs Lernen?

Die Hütten sind alle überfüllt, aber schöne Jagdhäuser und große Schlösser stehen leer im Oberlande. Sollte nicht eines davon Dach und Fach bieten für einen fleißigen Studenten? Ach, wenn der Prinz Johann noch lebte! so war mein Denken. Und da fiel mir ein: Er lebt ja, und zwar in seinem Sohne, dem Grafen von Meran, noch dazu in meiner nächsten Nähe zu Graz im Palais Meran — Was that ich?

Ich that etwas sehr Dreistes. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an den Grafen von Meran mit der Bitte, er möge über die Monate August und September in seinem Jagdschlosse Brandhof am Fuße des Hochschwab mir eine Wohnung anweisen. Ich hätte viel zu lernen, daher bedürfte ich der Ruhe, auch beabsichtigte ich Natur- und Volksstudien zu machen, wozu der Brandhof ein besonders günstiger Punkt sei. Meine Bitte gründete ich auf den Umstand, daß, wie ich gehört, das Jagdschloß ohnehin die längste Zeit leer stehe, ich zudem nur ein kleines Zimmer benöthige mit der Aussicht auf Berg und Wald, die ich in der Stadt so lange entbehren gemußt.

Diesen Brief schickte ich ab an seine Adresse. Dann ging ich zu meinem Freunde Robert Wagner, einem jungen Schriftsetzer, und gestand ihm meine gute Hoffnung, die bevorstehenden Ferien an einem sehr angenehmen Orte verleben zu können — auf dem Schlosse Brandhof in Obersteiermark.

„Bist Du dort eingeladen?“ fragte Robert.

„Einstweilen habe ich mich nur selbst eingeladen und in diesem Sinne an den Eigenthümer, Herrn Franz Grafen von Meran, geschrieben."

„Bist Du mit dem Grafen bekannt?"

„Das nicht, ich habe ihn noch nie gesehen."

„Kennt er Dich?"

„Ich glaube nicht."

„Ja, mit welchem Rechte kannst Du dem Herrn ein solches Begehren vortragen?"

Etwas befremdet mag ich dreingesehen haben. „Mit welchem Rechte? Nun, ich brauch's eben, und er hat es überflüssig."

Wagner starrte mich an und fragte: „Bist Du heute schon geküßt worden? Nicht? dann muß ich Dich küssen, Du heilige Einfalt!"

„Warum Einfalt? Du wirst ja sehen. Morgen habe ich die Antwort."

„Und Du erwartest wirklich eine Antwort? Junge, Du dauerst mich. Ich sage Dir, es wird keine Antwort kommen auf Deinen kecken Brief, und wenn eine kommt, so ist es eine, die Du wahrscheinlich nicht viel umherzeigen wirst. — Ein Schloß wünscht er sich zum Ferienaufenthalt, der Herr Bettelstudent, das Lieblingsschloß des Erzherzogs Johann — weiter nichts. Ich kenne Dich schon seit einem Jahre, Du machst wirklich keine großen Ansprüche an das Leben, aber für so bescheiden hätte ich Dich nicht gehalten."

„Dein Spotten kannst sein lassen, Robert."

„Und wie die hohen Herrschaften lachen werden," fuhr er unbarmherzig fort, „wenn Dein Brief die Runde macht um die Tafel, und wie der Graf ausrufen wird: Nein, eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Meinst Du im Ernste, daß es unschicklich war?“ fragte ich völlig verzagt. „Dann möchte ich meinen Brief doch lieber zurücknehmen, vielleicht liegt er noch auf der Post.“

„Wann hast Du ihn in den Briefkasten geworfen?“

„Heute morgens.“

„Dann ist er bereits an Ort und Stelle. Du, vielleicht steht morgen die Grafenkalesch vor Deiner Thür, mit Lakaien, einer hinten und einer vorn, und der Graf läßt Dich vierspännig auf den Brandhof fahren. Hast Du das nicht mit dazu befohlen?“

„Ich bitte Dich, mach' mich nicht rasend!“

„Es ist Dir gesund. Du sollst nur einmal die reichen Leute, die hohen Herren kennen lernen!“

Mein Freund war nämlich Socialdemokrat, und wir hatten manche schöne Jugendstunde darüber verstritten, daß ich dem Aristokratismus der Grafen und Bauern das Wort redete, er aber tapfer die Rechte des Plebs vertheidigte, nur die Arbeiter als Edelleute bezeichnete, dabei aber fast allemal zum Angriff überging und den Besitzern Hof und Burg niederbrannte. Zum Glücke nur mit glühenden Worten, wobei keine Feuerwehr auszurücken brauchte.

Recht verstimmt gingen wir an demselben Abende auseinander, verstimmt legte ich mich auf den Strohsack, und mit dem Bewußtsein, tagsüber eine große Dummheit begangen zu haben, schläft sich's nicht gut.

Am nächsten Tage war Schulschluß. Meine Kameraden reisten einer nach dem anderen mit den Eisenbahnzügen in das Land hinaus, nach allen Richtungen hin, ich schaute ihnen betrübt nach und wartete erst noch auf das Antwortschreiben des Grafen Meran. Ganz muthig sah ich ihm

entgegen, war auf alles Beste und auf alles Schlimmste gefaßt — aber es kam nicht.

Am übernächsten Tage packte ich denn mein Ränzel, um nach Alpel zu wandern und dort meinem Vater hausen und bauen zu helfen. Die Grundsätze der Mathematik und der Grammatik werden in Gottesnamen auch ohne mich nicht in Vergessenheit gerathen — also heimwärts.

Kam die Magd meiner Quartierfrau ins Zimmer: Ein Herr wäre draußen, der habe gefragt, ob der Studiosus R. zu Hause sei.

Stand er auch schon in der Thür. Ein schlanker, stattlicher, noch jugendlicher Mann mit hoher Stirne, länglichem, wohlgefärbtem Gesichte, darin ein dunkelblonder Schnurrbart und frischblickende blaue Augen. Um den Arm hängend einen braunen Ueberrock, in der Hand einen schwarzen runden Hut, so stand er da und sagte: „Ich finde Sie doch, lieber R. Sie wohnen aber ganz hübsch, mit der Aussicht auf den Schloßberg. — Ja, ich kam, um Ihren Brief an mich persönlich zu beantworten."

Begann ich schon zu zittern; ihm einen Platz anbieten! fiel mir ein. Vielleicht schickt es sich aber nicht. Wenn er's wirklich ist! Ich deutete stumm auf den Stuhl, er blieb stehen und sich mit der Hand ein wenig den Schnurrbart über die Oberlippe streichend fuhr er fort: „Ja, recht gerne würde ich Ihnen auf dem Brandhofe eine Wohnung für Ihre Ferienzeit einräumen; wie ich höre, sind Sie fleißig, allein Sie würden dort verhungern und erfrieren. Das Schloß ist jetzt ganz unbewohnt und die Bedienung vom Meierhofe aus ließe Manches zu wünschen übrig, selbst für einen anspruchslosen Studenten. Das Wetter ist im Spätsommer oft schon recht kalt im Gebirge, Sie würden sich

nicht behaglich fühlen, und die Einsiedelei thut einem jungen Manne für die Länge auch nicht wohl. Wo keine Menschen sind, kann man auch keine Volksstudien machen. Ich habe es wohl überlegt und muß Ihnen von Ihrem Plane entschieden abrathen. Aber mißverstehen dürfen Sie mich nicht, mich freut es ja, daß sie sich so offenherzig an mich gewendet haben, ich möchte gerne etwas für Sie thun und hoffe, daß sich auch noch Gelegenheit dazu finden wird. — Was haben Sie denn da auf dem Schreibtische für ein hübsches Bild?"

„Es ist mein Vaterhaus."

Hierauf fragte er, ob ich das Bild selber gezeichnet hätte, ob meine Eltern noch lebten, welchem Berufe ich zustrebte, ob ich glaubte, daß die Naturdichtung einmal ihren Mann ernähre? Denn man hieß mich zu jener Zeit etlicher Dialektgedichtchen wegen, die von mir veröffentlicht worden den steirischen Naturdichter, ein Titel, den ich immer sehr hoch gehalten habe, obgleich ich weiß, daß Mancher darunter etwas recht Geringes verstand. Nicht ein Unnaturdichter, sondern ein Naturdichter, der von Natur aus als Dichter geboren und dazu bestimmt ist! Shakespeare, Goethe, Schiller haben diesen Titel verdient; ich wollte, ich hätte immer die Zuversicht, ein Naturdichter, wenn auch nur ein kleiner, zu sein. Wohl auch der Kunstdichter muß es endlich so weit bringen, bis er dem Naturdichter aufs Haar ähnlich sieht. — Nicht etwa, als ob ich meinem Gaste das so vordocirt hätte! Im Gegentheil, ich brachte nicht einmal die nothwendigsten Worte heraus.

„Fahren Sie nur fort," sprach dann mein seltener Besuch, „unser Steirerland zu besingen und die Steirer so zu beschreiben, wie sie es verdienen. Sammeln Sie auf den Ferien für Ihre späteren Studien und Arbeiten recht viele

Kraft und rücken Sie zu Anfang des nächsten Schuljahres wieder gesund ein. Leben Sie wohl!"

Lebhaft schüttelte er mir die Hand, und dann verließ er mich. Ich starrte noch lange auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte. — Das war der Sohn des Prinzen Johann gewesen.

Hochbeglückt über die Herablassung und Güte des Grafen und besorgt dabei, ob mein ungeschicktes Benehmen, meine fast absolute Sprachlosigkeit ihm etwa mißfallen habe, packte ich nun den Rest meiner sieben Sachen zusammen. Und als es in Ordnung war, setzte ich mich in der Küche zu dem Teller mit aufgewärmten Rüben, den mir die alte Haushälterin als Wanderjause aufgetischt hatte. Aufgewärmte Rüben sind nämlich außerordentlich gut, und noch am allerbesten ohne Zuspeise, das heißt, wenn man sonst nichts hat. Während ich schwelgte, räumte die Alte drinnen mein Zimmer in Ordnung. Plötzlich kam sie aber zu mir in die Küche gefahren und gab ihr offenes Mißfallen kund über „diese Schlamperei". Sie sei die Studentenwirthschaft seit Jahren einigermaßen gewohnt worden. In allen Ecken herumliegende Papierfetzen, alte Stiefel, schmutzige Hemdkrägen, stinkende Tabakspfeifen, das kenne und verstehe sie, aber eine solche „Prasserei" mit Geld sei ihr noch nicht vorgekommen. Auf dem Schreibtisch liege ein Haufen Ducaten herum!

Ich stürzte in das Zimmer, um die wunderbare Erscheinung zu sehen. Und richtig! Dort auf dem Schreibtische, wo der Graf sich zu schaffen gemacht hatte, um das Bild meines Geburtshauses zu betrachten, lag in Papier locker eingeschlagen ein Häuflein Goldfüchse! Gerade so viel, daß ich mir jede Woche in den Ferien mit einem Ducaten vergolden konnte.

„Aber,“ kam mir das Bedenken, „sie werden halt nicht mein sein. Ein Graf war da, der wird sie nur vergessen haben.“

Die alte Haushälterin rang die Hände. „O Gott!“ rief sie, „dieser Mensch will was lernen! Und so vernagelt!“

Ich lief mit dem Gelde zu meinem Freunde, dem Socialdemokraten, und er ließ sich sehr gerne zwingen, mit mir eins auf das Wohl des Grafen zu trinken. Ja, wenn sie Alle so wären!“ sagte er. „Ich muß es nun wohl zugeben, daß es auch unter den Aristokraten Edelleute giebt.“

Am nächsten Morgen reiste ich ab in meine Heimat, wo ich jeden Morgen den Studien oblag und jeden Nachmittag meinen Eltern bei ihrer Arbeit half. Die Goldfüchse aber gab ich in das Gestüt der Steiermärkischen Sparcasse, wo sie sich seither vermehrt haben.

Also ist es zugegangen, daß ich den Grafen von Meran, den Sohn des Prinzen Johann, kennen gelernt hatte. Seit jenen Zeiten ist er mir oft genaht, um mir Beweise seines Wohlwollens zu geben. Manchmal war es, daß wir gemeinsam arbeiteten, er war überall dabei, wo es das Wohl und die Ehre unseres Heimatlandes galt. Voran drängte er sich nirgends; seine rührende persönliche Bescheidenheit liebte es, ungenannt zu sein. Als Steirer fühlte er sich, daraus machte er kein Hehl, und am wohlsten war ihm in steirischer Tracht. Er, dessen Vater dem Kaiserhause, dessen Mutter dem Volke entstammte, hatte für seine Heimatsgenossen ein wahrhaft brüderliches Herz. Bei wichtigen volkswirthschaftlichen Angelegenheiten und Hilfsvereinen stand Graf Meran obenan, seine Persönlichkeit war nach allen Seiten hin eine Bürgschaft; sein klarer Verstand, stets das Richtige erkennend, sein gutes Herz,

alle Menschen, auch den ärmsten, achtend, ist wohl bekannt. Die Verehrung und Liebe, welche Franz Graf Meran im Bürger- und Bauernthum der Steiermark genoß, ist noch nicht genug betont worden. In den Gegenden, wo der Graf Besitzungen hatte, weiß Jedermann zu erzählen von seiner Leutseligkeit, Theilnahme und Mitsorge, die er für alle Anliegen der Leute bezeugt hat. Der Charfreitag, an welchem aus Abbazia so unerwartet die Nachricht kam: Graf Meran ist gestorben! wurde zu einem wahren Trauertage für das ganze Land. — Nur zweiundfünfzig Jahre war er alt geworden. Seine segensreiche Wirksamkeit, mit der er manches große Werk seines erlauchten Vaters krönte und manches Neue schuf, wird unvergessen bleiben.

Ich kam wiederholt in die Lage, ihm verschiedene Anliegen Dritter vorzutragen. Mit welcher Zuvorkommenheit trat er Allen entgegen! Mehrmals stieg er in den dritten Stock hinauf zur Poetenstube, berathschlagte und fand stets ein Mittel, den Wünschen Anderer gerecht zu werden oder ihnen wenigstens seine Bereitwilligkeit zu bezeugen. Die äußere Liebenswürdigkeit der Aristokraten ist ja nichts Neues, doch hat ihre Höflichkeit manchmal etwas Ostentatives, als wollten sie damit sagen: Sehet, Bourgeois, wie gentlemanlike unser Betragen ist, wir sind eben Aristokraten! — Bei Graf Meran hatte ich das Gefühl, als wäre er mein Bruder, der von Jugend auf mit mir gemeinsame Sache gehalten. Diese gemeinsame Sache war unsere Steiermark, unser heimisches Volksthum, mit dem er innig vertraut war. Manchen Charakterzug aus der oberländischen Bewohnerschaft hat er mir mitgetheilt, manchen Stoff für volksthümliche Erzählungen geliefert. Graf Meran war mir in seiner ganzen Wesenheit ein wahrer Typus des Steirerthums, in ihm war es ver-

körpert. Die Vertrauensseligkeit, mit der ich dazumal als Bauernstudent ganz gegen meine Art, instinctiv möchte ich sagen, ihm den Brief geschrieben, mag von Anderen vielleicht anders genannt werden, diesem Manne gegenüber war sie gerechtfertigt, denn er rechtfertigte sie selbst. —

Am Osterdienstag des Jahres 1891 haben sie seinen Leib beigesetzt im Mausoleum zu Schönna bei Meran in Tirol, wo auch die Reste seiner Eltern ruhen. Der Abordnung der Steiermark, die an seiner Ruhestätte den Kranz der Dankbarkeit niederlegte, habe ich mich nicht anschließen können.

Als alles vorüber war und die Trauergäste sich zerstreut hatten, fiel es mir ein, nun wäre der Besuch zu erwidern, den der Graf Meran einst dem armen Studenten gemacht. Ich that mich auf zur Reise nach Tirol. Die herrlichen Berggipfel Steiermarks, Kärntens, des Pusterthales, des Eisackthales und der Etsch, sie hatten zwei Tage früher niedergeblickt auf den Trauerwagen, der fern vom Quarnero her den Liebling der Steiermark gebracht bis zu dem Gestade an der rauschenden Passer. Das schöne stolze Meran stand noch unter dem Eindrucke des Ereignisses. Ich stieg hinan das Rebengelände gegen Schönna mit dem ragenden Schlosse und dem feierlich-ernsten Mausoleum. Vor der stillen Pforte des Todes, über deren Zinnen die Etschthaler Ferner leuchten, zu Füßen die heilige Heimatserde Andreas Hofer's, getränkt von dem Heldenblute der Tiroler Landesvertheidiger — so stand ich da, und die Betrübniß meines Herzens ging in eine Hochstimmung über, wie ich sie selten noch so rein und trostreich empfunden. — Habet Dank für alles! Welcher Steirer schiede nicht mit diesem Gruße von dem Mausoleum zu Schönna! —

Dieses Thal gehört zu den schönsten Gegenden auf Gottes Erde; die wackeren Tiroler haben auch ein Recht auf das dreifache Grab, und doch thut es mir wehe, daß Ihr, unser Erzherzog Johann, unsere Anna von Aussee und unser Franz Graf von Meran, nicht bei uns ruhet in der grünen Steiermark.

Frühling.

Ueber den Fluren lag schwerer Winter. Wo einst die blühenden Matten gewesen mit den grasenden Herden und barfuß hüpfenden Hirten; die rieselnden Bächlein, bestanden von Dotterblumen und Vergißmeinnicht, bewohnt von flink nach vorwärts schießenden Forellen und behutsam nach rückwärts schleichenden Krebsen; die wogenden Felder, belebt von lachenden Schnittern mit klingenden Sicheln; die schalkhaft hin und her sich schlängelnden Wege mit kollernden Karren und trillernden Handwerksburschen; die lauschigen Gärten mit Nelken und Reseda hegenden Dirnlein — wo das alles und noch vieles Andere in Prangen und Prachten einst gewesen, da starrte jetzt eine unabsehbare Schneeheide. Wo einst buschige Fichten gestanden, da ragten jetzt reglose Schneeschober auf; wo einst Strupp und Sträucher gewuchert, da lagen jetzt glatte Schneehügel. Wo einst schimmernde Teiche gelegen, da war jetzt das glasige Auge des Eises. Etliche Raben flogen hin und her, ließen sich nieder auf dem Schnee, suchten vergeblich nach Nahrung und krächzten erbärmlich. — Und wie man keine Erde sah, so sah man auch keinen Himmel.

Unten weiß und oben grau und nach allen Seiten hin in graue Nebeldämmerung verschwimmend das ganze Bild. — Was war das für ein grauses Gestöber gewesen, viele Tage lang, bis es so geworden! „Graus!" hatten die Leute gesagt, und ich jauchzte im Innern. Hätte ich laut hinausgejauchzt in das Unwetter, so würden sie mich für närrisch gehalten haben, denn wie kann ein vernünftiger Mensch sich freuen an Sturm, Schneien und wüstem Schneetreiben? Also strich ich draußen umher, bis auf die Knie im Schnee, an den Wangen die eisigen Nadeln — und jauchzte still für mich. Und als die Stürme sich endlich gelegt hatten, als die starre Ruhe eingetreten war, und aus frostigem Nebel sich nur bisweilen ein Schneefünklein hervorspann, nahm ich mein längstes Paar Füße und ging hinaus aufs Land. Stellenweise waren die Füße noch zu kurz und ich versank in die Schneewehen bis an die Lenden, später festete sich unter mir der Boden, der Schnee war hart wie Stadtpflaster und ich ging darüber hin.

Ueber ein eisernes Kreuzlein stolperte ich plötzlich — ein schmiedeeisernes, rostiges Ding mit zwei Querbalken. Wer das nur in den Schnee gesteckt haben mag! Der Schnee ist ja doch kein Grabhügel, vielmehr eine Wiegendecke, unter welcher der junge Frühling schläft. Mit scharfem Ruck riß ich das Kreuz heraus und trug es mit mir bis zu einem großen Gehöft, das halb in den Schnee versunken und halb aus dem Schnee herausgewachsen war. Der Greuthof.

Dort waren sie in der warmen Stube beisammen; eine ältliche Frau stand hinter dem großen Ofen und hielt die blaue Schürze ins Gesicht gepreßt; ein paar Männer am Tische spielten Karten, wobei der Eine schmunzelte und der Andere fluchte.

Ich war in diesem Hause nicht fremd, daher fragte mich der Fluchende, was ich ihnen denn für ein Kreuz ins Haus brächte, sie hätten ohnehin Kreuz genug. Auf meinen Bescheid, wie ich dazu gekommen, schrie der Mann auf: „Herr Jesses! So hoch ist der Schnee? Von der gemauerten Pestsäule, die am Rain steht, hat der Mensch das Giebelkreuz gerissen! Und im Sommer kunnt's der größeste Mann mit der Hand nit derlangen!" — Als Heiligthumschänder hätten sie mich jetzt packen können; der Pestsäule das Kreuz vom Schopfe zu reißen! Sofort zog ich mir einen Gulden Sühngeld aus der Tasche für den Maurer oder Schmied; was weiß ich, wer's wieder festmachen kann!

Nun wollte ich einmal sehen, warum das Weib die Schürze vors Gesicht hielt. Sie stand am Fenster, that als schaue sie hinaus, sah aber nichts, als Urwald. Tropischen Urwald, den das Eis an die Scheibe gemalt, gleichsam wie einen schwermüthigen Traum aus längst vergangenen Zeiten, da thurmhohe Schachtelhalme und Farrenkräuter gestanden in diesem Himmelsstriche, wo heute der starre Winter liegt.

So wird es kalt und kälter auf Erden. Nur das Mutterherz bleibt warm.

Die Grenthoferin hatte ein liebes Kind gehabt, eine Jungfrau von neunzehn Jahren. Ein weißes Gewand am Leibe, einen grünen Zweig um die Stirn — so war sie vom Elternhause fortgeführt worden der Kirche zu, wo die Glocken klangen. — Darum weinte die Mutter still vor sich hin. Da hegt und erzieht man ein Kind mit Noth und Sorgen, hängt sein Herz und Hoffen daran, und wenn man alt wird, ist man wieder allein.

„Sie zog in ein Land, wo nicht Winter ist, sondern ewiger Frühling!" also tröstete der Pfarrer, denn das Brautpaar

hatte seine Hochzeitsreise angeblich nach Italien gemacht. Es ist ja so der Brauch, und obzwar die Braut gesagt hatte: „Gustav, was sollen denn wir jetzt in dem stockfremden Italien anfangen?“ drang doch der Vater des Bräutigams, ein Kaufmann im Flecken, die Vornehmheit mitzumachen, denn er gehörte zu den ersten Häusern, und die ersten Häuser fahren, wenn sie neu verheiratet sind, nach Italien.

Wenn der Pfarrer mit dem italienischen Paradiesesgarten getröstet hatte, so tröstete ich das trauernde Weib mit kleinen Kindern, Buben und Mädeln, Blauäuglein und Braunäuglein, Blondköpflein und Schwarzköpflein — lauter Enkelkinder, die ihr allmählich die Stube beleben würden und das Herz erfüllen mit neuen Sorgen, Lieben und Hoffen. — Jetzt, wie ich so schön tröstete, weinte das Weib noch mehr, und wir wären Beide in eine großartige Rührseligkeit gerathen, wenn der Mann, der Greuthofer, nicht so wacker geflucht hätte.

„Du Hauptschelm!“ rief er seinem Gegner zu, „meine Tochter hast mir schon abgespielt, jetzt willst Du mir auch noch das Haus abspielen!“

Denn sein Gegner war der Eidam, der Bräutigamsvater, Herr Wernhut, der gekommen, um die vereinsamten Brauteltern ein wenig zu zerstreuen. — Lasse ich ihn gewinnen, so dachte der schlaue Handelsmann, dann sagt er: Gott, es wäre alles schön, wenn ich nur auch das Töchterlein hätte! — Lasse ich ihn verspielen, so ärgert er sich, flucht und schilt, und vergißt das Herzleid. Deswegen laß ich ihn verspielen. — Also der Kaufmann, und gewann dem neuen Schwieger Groschen um Groschen aus dem Sack. Sieht man, wie resolut manche Leute trösten können.

Ich blieb im Greuthofe über Nacht, um am nächsten Morgen meine Winterreise fortsetzen zu können. Ich wollte

ins Gebirge, so recht in den nordischen, finsteren, in den allertiefsten Winter hinein. Der Mensch, dem innerlich wohl und warm ist, verlangt manchmal nach großer Rauheit, Herbheit, Wildheit der äußeren Welt. Und wenn der Schnee so hoch ist, daß man über die Wipfel der Fichtenwälder hin spazieren gehen kann, fühlt man sich im Bereiche der Vöglein der Erde fern und den Gräbern ganz entrückt.

Beim Nachtmahle ging es leidlich zu und wir plauderten natürlich von dem neuvermählten Paare. — Heute wird's in Mailand sein, oder schon in Florenz?

„Reisen sie auch nach Rom?" war meine Frage.

„Jetzt nicht; die Frau erst später," gab der Kaufmann Wernhut zur sinnigen Antwort.

„Den Kopf kunnt ich mir herabreißen," schmetterte die Bäuerin auf einmal und riß einen nagelneuen rothseidenen Sonnenschirm aus dem Kasten, „hat sie vom Oheim das Dachel bekommen für Italien, und dieweilen sie jetzt dort in der Sonnenhitz' umhersteigt, steht das bluthroth' Unding da im Kasten! Wie ein Weibsbild so verliebt sein kann! Den Schirm vergessen!"

„Das ist noch nichts," gab ich drauf, „Manche sind so verliebt, daß sie sich selber vergessen. Desweg ist's allemal gut, wenn man ordnungsmäßig zusammenthut, was beisammen sein will."

„Den Sonnenstich kann sie kriegen!" jammerte die Mutter.

„Des Weibes bester Schirm ist der Mann," sagte ich. Das junge Paar war mir schon lange bekannt. Gustav war ein Jugendkamerad von mir gewesen, ein hübscher, kluger Bursche, der auch ein bißchen frische Eigenart in sich hatte und also zum aufgeweckten, gelehrigen Großhof-Töchterlein

wohl paßte. Ein Jahr oder zwei hatten sie sich heimlich gern gehabt, der Kaufmannssohn und das kreuzsaubere Dirndel. Wenn ich sie an Sonntagsabenden so miteinander im Garten umherschleichen sah, nicht viel miteinander plaudernd, umsomehr einander aber in die Augen lugend und ein wenig schäkernd — da ward mir oft angst und bang. Neidisch war ich nicht, ich hatte die Meine schon im Trockenen, aber bei zwei Liebenden, die gerne scherzen, ist immer die Gefahr, daß sie auf einmal ihr Glück verscherzen können.

Nun, jetzt hatten sie sich fest und sicher, und ich konnte mich am selbigen Abend ruhig schlafen legen.

Am nächsten Morgen wanderte ich weiter. Ein kalter Sonnenschein vermochte den dichten blauen Aether, welcher über der Gegend lag, kaum zu durchdringen. Der Schneepfad winselte unter meinen Füßen, die Schuhe klangen wie Holz, der Bart war weiß bereift, die Ohren brannten im eisigen Feuer. Vor mir stand das Gebirge, dessen Waldung der unteren Region in weißem, flimmerndem Gezacke prangte. Aus dem Engthale kam Wasser heraus, das in seinem Bette zu Eis gestockt war. Eine Weile war es noch unterhalb der Eisdecke mühsam fortgekrochen, endlich ward es ihm in solchem Gewölbe zu eng, es ergoß sich über das Eis, rann auf die Flächen hinaus und bildete dort sulzige Tümpel. Im Engthale war Schatten. An den Wasserfällen, wo es zur Sommerszeit rauschte und toste, hatten sich in Orgelpfeifenform Eiszapfen und glasige Schäfte gebildet, stellenweise ganze Burgen aufgebaut, und das Wasser gurgelte darunter kaum vernehmbar.

Der Weg war gut ausgefahren durch die Schlitten, welche Holz zu Thale beförderten. Er ging die frostige Schlucht entlang, ging die Hänge hinan und kam ins Bereich von

Sonnenschein, der hier heller und wärmer war, als unten. In den Zweigen der Bäume hüpften Eichhörnchen und Vögel umher und schüttelten Schneeschollen von den Aesten. Weiter am Berge hatten die Fichten und Tannen ihre Schneemäntel schon früher abgeworfen und sie standen wie dunkle Kegel auf weißem Grunde. Ich kam zu einer verlassenen Köhlerei, da lagen statt Kohlenmeiler große Schneewuchten zusammengetrieben, aber daneben rieselte aus der Berglehne ein munteres Brünnlein und das Wasser im Troge war klar wie Krystall und ich sah daran nicht ein Krustlein Eis.

Noch weiter oben auf der Holzschlagblöße luden Männer Baumstrunke auf einen Schlitten, ihre Röcke hatten sie an Lärchenäste gehangen, sie selbst waren in Hemdärmeln. Auch ich hatte schon längst meine Pelzhandschuhe von den Fingern gestreift und den Mantel aufgeknöpft. Und das war eine saubere Enttäuschung auf meiner wonnigen Winterfahrt!

Endlich waren die Wälder hinter mir, freie Almmatten dehnten sich weithin und die weißen Flächen hatten stellenweise dunkle Flecken. Der Blick war frei ins weite Land hinaus, über welchem das eingefrorene Meer des Nebels starrte. Hoch über Allem die Himmelsglocke in unendlicher Bläue und der Sonnenstern so prächtig lodernd, wie in Sommertagen. Um eine Bergkante bog der Weg in die Hochmulde der Karalm, da waren die sonnigen Hänge ganz schneefrei, moorige Wieslein lachten in hellem Grün der Kresse, und an den Rändern blühten zarte Schneeglöckchen. Auf einer Gruppe von Schirmtannen sangen Finken, nichts ahnend vom Jänner, der im Kalender stand. Der graue Kiesweg lag trocken vor mir und ging einem stattlichen Hause zu, das hinter den Schirmtannen stand und von welchem helles Hundegebell herüberhallte.

Neben dem Wege stand ein wandiger Felshügel. Den bestieg ich von hinterwärts und setzte mich auf einen von der Sonne hübsch bewärmten Stein. Also blickte ich hinaus in die Welt. Anstatt stöbernden Winter, den ich gesucht, hatte ich im Gebirge den Frühling gefunden. Warm, sonnig und feierlich umgab mich die milde, reine Luft. Auf dem sandigen Grunde blühten Eriken; zu meinen Füßen rieselte ein Eidechschen hin, und unterhalb meines Felsens hörte ich eine heitere Mädchenstimme.

„Daß doch," kicherte sie, „die Männer gar so ungeschickt sind!"

„Ich habe schon mancherlei versucht," sagte auf das Gekicher unten zart und schmiegsam eine männliche Stimme, „ganz mißlungen ist mir eigentlich noch nichts. Und just mit dem Weiberhaar sollte ich nicht fertig werden können?"

Ich war ganz nahe den Sprechenden, sah sie aber nicht, weil sie unten enge an der Felswand sitzen mußten, über welcher ich lehnte. Ich hätte nur an den Rand hinaussteigen und hinabgucken müssen.

„Ja ja," sagte nun das Mädchen, „im Weiberhaar, da hat sich schon Mancher verwickelt. Das ist unser Netz, mit welchem wir fischen. Aber, Tschapperl, Du wirst doch Zöpfe flechten können! Nur nicht so fest."

„Einmal ist es zu fest, dann wieder zu locker," antwortete der junge Mann — es war gewiß ein junger, weil er so täppisch ins Garn gegangen. „Die Zöpfe sind ja fertig, nur muß ich sie an den Enden immer festhalten, sonst gehen sie wieder auf."

„Närrlein, mußt sie halt mit dem blauen Bändchen binden und nachher hinabhängen lassen, wie es der Brauch ist bei einer deutschen Jungfrau."

„Bei wem?"

„Ei geh, Du zupfst schon wieder zu arg!“

„Ricker,“ sagte nun die männliche Stimme — aber da mußte ich die Ohren schon heidnisch spitzen, daß ich's verstand — „Ricker, das möcht' sich nicht recht schicken. Ich denk' um das Köpferl winden, die Zöpfe, wie es bei einer deutschen Hausfrau der Brauch ist.“

„Mach' mich halt, wie ich Dir am besten gefall',“ sagte sie, „wenn Du mich garstig herrichtest, hast Du selber den Schaden.“

Nach einem Weilchen versetzte die männliche Stimme: „So, jetzt hast Du wieder Dein Kranzel auf dem Haupt, eines aus Menschenhaar, das steht Dir am besten.“

Länger war es nicht mehr auszuhalten. Ich kroch an den Rand des Felsens hinaus und lugte hinab. — Wie? Was? — Ei, das ist hübsch! So steht's? Darum hat sie den rothseidenen Sonnenschirm zu Hause vergessen!

Ich zog mich zurück und rief laut: „Italien ist dies Jahr hoch gelegen!“

War es mäuschenstill. Ich aber stieg an der rückwärtigen Seite hinab, und bald hatte ich sie Beide zwischen mir und der Felswand.

„Ein Entkommen ist unmöglich,“ sagte ich, „ergebt Euch!“

Nach dem ersten Schreck ein lautes Auflachen: „Der Peter ist's!“

„Ja, der Peter ist's. Aber nicht der zu Rom in Italien!“

„Nein,“ rief Gustav, „der auf der steirischen Alm. Bist aber doch eine schlechte Haut, Peter, daß Du uns nachsteigst . . . .“

„Ich steig' Euch nicht nach, aber Ihr stieget mir voraus! — Nein, Kinder, das ist kein Land für Hochzeits-

reisende. Ja, für Liebende, das laß ich mir gefallen, für die giebt's nur auf der Alm kein' Sünd; für Verheiratete giebt's auf der ganzen Welt keine, nicht einmal im heiligen Italien."

Gustav reichte mir die Hand und sagte: „Nicht wahr, zum Mittagsmahl giebst uns die Ehre und dann mach', daß Du wieder fortkommst. Gegen Abend wird es arg frostig da heroben, ich versichere Dich. Und kein Mensch da, mußt bedenken! Wir sind heute und morgen in Florenz, dann reisen wir nach Pisa zum schiefen Thurm, hernach wollen wir uns in Padua noch aufhalten beim heiligen Antonius, und in Venedig bei Sanct Marco. Es kann noch der Tage zehn oder zwölf währen, bis wir heimkommen."

In diesem Augenblick gellte vom Jagdhause her ein Pfiff.

„Mittag ist's, Kinder, lassen wir die Suppe nicht kalt werden."

Also gingen wir zu Dreien gegen das Haus hin, Gustav links, ich rechts, Nickerl in der Mitte. Was die für eine Gesichtsfarbe bekommen hatte auf der Alm! So glühend roth hatte ich ihre Wangen noch nie gesehen.

Im Forsthause, in einer traulichen Stube, dessen großer Kachelofen eine behagliche Wärme ausströmte, dessen Fenster in die weite Alpenwelt hinausschauten, war ein Tisch gedeckt, freilich nur für zwei Personen, doch dem munteren, rothbärtigen Forstjäger und seiner emsigen, gelbhaarigen Frau machte das dritte Gedeck keine Sorgen.

„Im Bunde der Dritte!" Also declamirend setzte ich mich hin.

„Das ist Dein Theil," sagte Gustav und stellte mir die Weinflasche hart vor die Nase hin.

Welch ein Tropfen!

„Vom Rhein, vom deutschen Rhein! Peter, bade in ihm Dein Herz."

Gott, und wie es nun Frühling wurde in jedem Winkel der Seele!

„Jetzt begreife ich, Kinder!"

„Was begreifst Du?" fragte Gustav. „Daß wir nicht nach Italien gepilgert sind? Ha, das ist wahrlich leicht zu begreifen. In der wonnigsten Zeit, heiteren Frieden, süßeste Seligkeit im Herzen, werde ich mein Weibchen in den Eisenbahnwaggon zerren, von Hotel zu Hotel schleppen, es den Glotzaugen frecher Portiers und dummer Kellner aussetzen, ihm unter fremdem Klima jeden Tag eine neue Unbequemlichkeit machen, hier eine schlechte Fahrt, da einen schlechten Tisch, dort ein schlechtes Bett, ruhelos hetzen von Stadt zu Stadt, von Galerie zu Galerie, ohne Interesse dafür, beständig in den Bädeker schauen, statt einander in die Augen — natürlich, ich werde eine Hochzeitsreise machen!"

„Und wozu habt Ihr es uns denn glauben machen, Ihr falschen Leut?"

„Ja, Alter, das wird freilich schwer zu errathen sein, weshalb wir den Leuten aus dem Wege gehen. He? Weil wir für uns sein wollen. Was ist die Hochzeitsreise anders, als eine Flucht? Eine Flucht vor Bekannten und Verwandten. Ob das Asyl Italien heißt, oder Jagdhaus auf der Karalm, das ist eins. Mit meinem alten Freunde, dem Karjäger, ist die Geschichte schon lange abgemacht gewesen, er hat uns, wie Du siehst, gut eingenestet. — Gelt, Nickerl, es thut's!" — So wandte der Schelm sich zu seiner jungen Frau.

Der ganzen Anlage nach merkte ich, daß die Beiden sich kein Leid anthun würden, wenn sie mich ehestens wieder verlören. Doch gab ich ihnen vor meinem Aufbruche noch

zu bedenken, daß sie dem Jänner-Frühling auf dem Berge nicht zu sehr trauen sollten. Schon die nächste Nacht könnte einen so schweren Schneepelz über sie werfen, daß sie wochenlang nicht mehr hervorzukriechen vermöchten.

„Schweig!" unterbrach mich Gustav, „ich mag gar nicht daran denken, es wäre zu himmlisch!"

— Er mochte wohl recht haben. Auch unter dem Winterpelz ist Frühling, wenn zwei junge Leute sich gern haben. Alles Alpengestöber und nordische Eis ist nimmer im Stande, das göttliche Flämmlein zu ersticken, das im Herzen des Liebenden ist und an Glanz und Wärme den Maien-Sonnenschein weit übertrifft.

In dem Augenblicke, als ich fortgehen wollte, stellte Gustav sich mit seiner stattlichen Gestalt in die Thür und sagte: „Oho, Freund, so leichten Kaufes kommst Du mir nicht davon. Den schauderhaftesten Schwur, der je geschworen wurde, mußt Du mir jetzt schwören, daß Du uns nicht verrathen wirst!"

„Bedenke, daß ich Poet bin," war mein zagender Einwand, „wie soll ich so etwas für mich behalten?"

„Bis wir von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt sind, magst Du plaudern. Und nun siehe, daß Du vor Abend zu Thale kommst."

Bin ich also von den sonnigen Höhen wieder hinabgestiegen in die frostige Fläche, um im Greuthofe die Mär zu erzählen: Auf der Karalm wäre die Luft so rein, daß man von dort aus mit freiem Auge bis nach Italien hinein sehe. Mit einem guten Fernrohr könne man sogar die Hochzeitsreisenden erblicken, und wie der junge Mann seiner jungen Frau die Haarzöpfe flechte.

Sommertage im Waldland.

Das größte Raffinement eines Weltgenießenden ist die Rückkehr zur Einfachheit. Wer sich an Austern und Champagner übersättigt hat, dem schmeckt Schwarzbrot und frisches Wasser wieder.

Ich hatte an den prunkvollen Stadthäusern und geistreichen Stadtleuten gerade wieder einmal genug. Die Akademien, Theater, Kunstgalerien und wissenschaftlichen Cirkel langweilten mich. Meine Bücherkästen und Büchertische und Bücherladen und Bücherstellen und Büchersendungen der Post waren mir lästig. Die Journale, Zeitschriften, Festprogramme, Parteimanifeste, die mir durch alle Fugen meiner Wohnung zugeflattert kamen, ekelten mich an. Ich hing die Reisetasche um, that die Gedichte von Schiller hinein und einen Band von Goethe, den ich mit geschlossenen Augen wählte, nahm den Wanderstab und ging ins Gebirge.

In den Mauern beunruhigt uns täglich drei- bis viermal die Post, sie greift wie eine fremde Macht in unsere Tage. Je größer die Spannung und Erregung, mit der Mancher dem Postboten entgegensieht, um so heilsamer, wenn

dieser ganz ausbleibt und man am Morgen von den Göttern den Tag als Eigenthum in Empfang nehmen kann, ohne befürchten zu müssen, daß er durch fremde Wünsche und Willkür gestört werden könnte. Es ist nichts, das man so schwer zu vermissen vermeint und so leicht vermißt, als den Briefträger — heißt das, so lange uns die Zauber des Waldlebens umstricken. Vergißt man in ihnen ja sogar seiner eigensten Gewohnheiten, körperlichen Gebrechen und Leiden.

Wo weitum kein Wirthshaus und keine Poststation war, kehrte ich in einem Bauernhofe zu, in der Absicht, dort alt zu werden und zu sterben, falls mich nicht etwas wieder zurücktriebe in das Weltleben. Eine besondere Stube konnte ich nicht haben, wohl aber stand mir die gemeinsame offen, in welcher Hausvater, Hausmutter, Kinder, Großeltern und das übrige Gesinde, einschließlich der Hunde, Katzen und Hühner, zu den Mahlzeiten oder auch zur Schlafenszeit sich einfanden. Mir wurde in der Heuscheune ein Bett aufgeschlagen und die Erlaubniß ertheilt, ein Dachbrett zu verschieben, falls es mir im Raum zu finster wäre.

Nun ist aber in einem Bauernhofe eine absolute Finsterniß gar nicht denkbar; zu allen Fugen lodert das Sonnenlicht herein, ja selbst die Sterne in der Nacht gucken noch in den Frieden und in die Geheimnisse der Kammern.

Manchmal aber vernehmen im Waldhofe die Ohren des Menschen mehr, als die Augen des Himmels. Bisweilen sind es zwar nur Nachklänge. Es mußte im Hause gestern der Ausdruck: „Alte Margerl“ gefallen sein. In dieser Nacht hörte ich aus der benachbarten Knechtekammer ganz deutlich folgenden Erguß: „Von Dir hätt' ich's am wenigsten gedacht, Kaspar, daß Du mir den Spitznamen Alt aufbringst, von Dir thut mir's am allerwehesten. Einmal bin ich Dir jung

genug gewesen. Weißt Du noch, wie Du mir das erstemal nachgeschlichen bist auf den Heuboden? Hergenommen hast mich, und so ein jung frisch Bröckel Gottesgab, hast Du gesagt, kann der Christenmensch nicht verachten. So ein jung Bröckel, hast Du gesagt!" — „Aber Margerl!" höre ich eine männliche Stimme, „das ist ja vor dreißig Jahren gewesen!" — „Dreißig Jahr hin, dreißig Jahr her!" ruft sie, „eine Dirn, die dem braven Burschen einmal jung gewesen, wird er sein Lebtag nicht alt schimpfen. Und bin ich's? Schau her, ob ich's bin!" — „Blutjung bist," sagt er, „weil's bei der Nacht finster ist; aber gestern beim Tag ist's licht gewesen. Schau mich an bei Tag, ob ich nicht auch meine grauen Haar und meine Runzeln hab'." — „Desweg ist's am besten, wir schauen uns bei Tag gar nicht an." — „Ist mir ganz recht, und bei der Nacht schlafen wir. Gute Nacht."

Was weiß ich? Unangenehm genug, daß ich aus meiner guten Ruh gestört worden. Ich nutzte mein Obdach nur zur nächtlichen Rast, tagsüber schwamm ich draußen in der warmen Juliluft durch die Wälder, Bergschluchten und über Hochmatten.

Manche besitzen ihr Taschenmesser in scharfem Zustande nur kurze Zeit, im schartigen tragen sie es viele Jahre lang mit sich herum. So geht's auch mit der körperlichen Gesundheit. Ich schneide meinen Wanderstab in Wald und Berg längst schon mit der schartigen Klinge und wundere mich nur, daß der geschnittene Stock manchmal, wie beim heiligen Josef, noch grüne Zweige treibt.

Wie erquicklich waren mir also die Tage im Waldland!

Der Himmel war stets wolkenlos und die Luft so trocken, daß der Rauch eines in weiter Ferne brennenden Waldes in milchstraßenartigen Bändern tagelang am Firmament zu sehen war.

Gerne saß ich auf einem hochgelegenen Waldanger, der mit jungen, üppigen Fichten umstanden war; über den scharfzackigen gekreuzten Wipfeln blaute ein fernes Felsgebirge herein, in welchem man zur Nachmittagszeit die leuchtenden Kalksteintafeln und die schattigen Schründe und die Schneereste in denselben genau sehen konnte. Mitten auf dem Anger standen zerstreut etliche Lärchenstämme in ihren regelmäßigen, lichtgrünen, weichen Kegeln auf. Ein einziger solcher Baum schon ist werth, daß man ihn tagelang betrachte. Hoch hinauf der ästelose Schaft mit seiner rauhen, in wunderbarer Unregelmäßigkeit zersprungenen Rinde. Diese Unregelmäßigkeit innerhalb des höchsten Ebenmaßes kann kein Mensch machen; das menschliche Auge ist in diesen Dingen doch so plump, die menschliche Hand so unbeholfen! Wer nur an einem Buche einen marmorirten Schnitt machen will, der muß die Naturselbstzeichnung einer mit Farbe marmorirten Wasserfläche dazu benutzen. Wer einen Sternenhimmel zeichnen will, der muß, um die scheinbare Unregelmäßigkeit zu finden, Körner auf die Fläche streuen. Ja selbst der Maler einer barocken Arabeske findet seine ersten Anhaltspunkte nur, wenn er kleine Hölzchen oder Sand wie zufällig auf das Blatt schleudert. In dieser äußerlichen Unordnung liegt das Geheimniß der höchsten Ordnung. Wer die rauhe Rindengestaltung eines Lärchbaumschaftes aus eigenem Augenmaße nachbilden wollte, der brächte ein lächerliches Ding zuwege, das mit der Natur nicht die geringste lebendige Aehnlichkeit hätte.

Von einem ursprünglich angelegten, mit wunderbarer Begabung ausgezeichneten Menschen sagt man: er ist genial. Kann man das auch von der Natur sagen? Gewiß nicht. Die Natur steht unendlich erhaben über dieser Bezeichnung. Betrachten wir den Lärchbaum noch in seiner Ast- und Zweig-

bildung. Es giebt an dem ganzen Baum keinen Ast, keinen Zweig, der einem anderen Ast oder Zweig ganz gleich wäre. Es giebt am Baum keine Nadel, die einer anderen genau ebenmäßig wäre, sowie behauptet werden kann, daß auf der ganzen Welt nicht zwei Laubblätter wachsen, die in allen ihren Theilen vollkommen gleich wären. Welch eine scheinbar willkürliche Unregelmäßigkeit in dem Geäste, Gezweige, und welch eine unbeschreibliche Harmonie und Einheitlichkeit im ganzen Baum! Wer befiehlt es jedem einzelnen Ast, daß er so lange hinauswachse und strebe und seine Zweige strecke, bis diese die anderen erreicht haben? Wer ruft ihm Halt zu, sobald er in Einklang mit allen anderen steht, so daß der Lärchbaum im Großen genau die länglich-kegelförmige Gestalt hat, wie das rothe Blüthenkätzchen, das dieser Baum im Frühjahr auf seinen Zweigen wiegt? Daß es nicht Engel sind, die da stutzen und glätten, und den Baum sozusagen frisiren, das haben die Männer der Wissenschaft mit einer fast leidenschaftlichen Bestimmtheit festgestellt. Gleichwohl sind sie uns den Aufschluß, wie das eigentlich zugeht, schuldig geblieben oder haben denselben in eine Art gekleidet, mit der uns gewöhnlichen Leuten nicht gedient ist. Ich denke mir meinen Theil, oder vielmehr, ich empfinde ihn, und ich bin tiefinnerlich froh, wenn ich in Waldeinsamkeit die Thaten der Natur ahnen und schauen kann. Daß selbst im Walde, im Baume aus der unendlichen Verschiedenheit der Individuen die Einheitlichkeit des Ganzen hervorgeht, beruhigt mich; auch unter uns Menschen giebt es viele absonderliche und widerhaarige Gesellen, Parteien, Völker, sie gehören eben auch dazu und werden dem Ganzen nicht schaden.

Immer darf man aber auf die Verwandtschaft und Verständnißinnigkeit zwischen dem Menschen und seinem

Gegenüber, der äußeren Natur, nicht bauen. Vor mir stand ein junger, strammer Fichtenbaum, der hatte so dichte, geschmeidige Aeste, so saftige Zweige und sein Wipfel war üppig vollbeladen mit dunkelrothen, harzigen Zapfen. Wie manches zweibeinige Geschöpf, so dachte ich ihm zu, kann dich wohl niederhauen mit der Axt, aber deine strotzende Jugendkraft kann er sich nicht aneignen. — Da kam ein Windstoß, die Baumhäupter rauschten und bogen sich, der junge Wipfel mit dem Samenzapfen aber brach unter seiner eigenen Last und stürzte zur Erde. Hier hat es doch an dem richtigen Verhältniß gefehlt zwischen Kraft und Kraft; die Kraft des Individuums war zu schwach, um die Kraft des Geschlechtes ertragen zu können. Oder soll derlei nicht manchmal auch an Menschen vorkommen?

Zum Walde gehört der Jäger, aber er zerstört mitunter die Stimmung. So ein stattlicher Bursche mit Doppelgewehr und Hirschfänger sieht recht tapfer aus; ich vermuthe aber, daß lange nicht so viele schmucke Jäger in den Wald gehen würden, wenn die Rehböcke und Auerhähne ebenfalls Doppelgewehre und Hirschfänger bei sich hätten.

Der Jäger Florian in hiesiger Gegend hat vor kurzem einen „Rehrufer" gekauft. Das ist ein Messingpfeifchen, durch welches man den Lockton junger Rehe und Rehweibchen nachahmen kann. Damit wird der Rehbock herbeigelockt, um niedergeschossen zu werden. Beim Familiensinn also wird das Thier durch den Herrn der Schöpfung gefaßt, um es zu überlisten. — Ich freue mich über die Maßen, daß ich nicht so bin wie die Thiere, sondern das „edelste Geschöpf" — ein Mensch. —

Am traulichsten ist mir in der Waldschlucht, wo das kalte Wasser gischtet. Wo nicht ein Gebirgsbach rauscht,

dort ist keine echte Sommerfrische. Nichts Erquickenderes, als die kühlende, thauende Luft, die über solchen Wassern uns anhaucht. Wir stehen am Bache still und blicken in das vorüberziehende Wasser und meinen, wir seien die Festständigen. Das ist aber wieder einmal umgekehrt; die Menschen, die Geschlechter ziehen vorüber, der Bach hat unseren Voreltern das Taufbecken gefüllt und wird unseren Nachkommen die Gräber bethauen. Die Menschheit ist wohl mit Wasser vergleichbar, aber nicht mit über Kieselsteinen fließendem, sondern mit gen Himmel steigendem und vom Himmel in Tropfen zur kühlen Erde fallendem.

Die Freundschaft mit dem Waldbach ist übrigens nur bei einiger Entfernung gut. Wer sich aus Liebe zu ihm in sein Bett legen wollte, dem erginge es übel. Und so trifft es sich ja häufig, daß die Wesenheiten der äußeren Welt, die der Naturfreund so begeistert verehrt, bei näherer Berührung unsere Feinde werden. Platonisch wollen sie von uns geliebt sein, sonst hätte der schönste Bach Lust, uns zu ertränken, der freundlichste Baum, uns todtzuschlagen, das herrlichste Felsgebirge, uns in den Abgrund zu schleudern. Wenn ich durch Wald und Flur wandere, begehre ich keinen Nutzen. Ich bescheide mich und bin doch im Vollbesitze höchster Güter. Ich konnte einmal nicht verstehen, was die Religion sagt, nämlich, daß die Auserwählten in der ewigen Anschauung Gottes selig seien; und nun bin ich schon selig, wenn ich fortwährend die Matten und Wälder, die Wasser und Wolken anschaue!

Dazu bedarf es freilich noch eines Zaubers, der aus unserem Innern kommt und dort geweckt werden muß. Ein oder zwei Bücher stehen zur großen äußeren Welt im richtigen Verhältniß. Sonst haben wir zu viele Bücher und

zu wenig Natur. Wer in seinem stillen ländlichen Kreise nichts als einen Band von Schiller oder Goethe in der Tasche hat, und hinter derselben ein wahrhaft lebendiges Herz, der wird — und er braucht keinen gelehrten Ausleger dazu — die Reichthümer allmählich entdecken, die in dem Buche niedergelegt sind und an denen er sonst etwa durch andere, durch nichtige Bücher beansprucht, zerstreut und irregelockt, sein Leben lang vorüber gegangen wäre. Versuche es einmal Einer und lese in der stimmungsvollen Waldeinsamkeit ein Gedicht von Einem jener Großen! Das wird anders sein, als wenn er den Band in seiner Arbeitsstube aus dem Bücherkasten gezogen und so im Vorbeiblättern ein wenig darin genascht hätte. Glaubt mir nur, man kann bei zu vielem Lesestoff das Lesen ganz curios verlernen! Man wird flatterhaft, genäschig, ohne zu genießen, wählerisch, ohne zu wählen, launenhaft, kritisch, ohne wirklich zu urtheilen. Eine Bibliothek ist wie ein Harem, aber ein einziges Buch ist wie eine Geliebte, mit der man allein sein muß, wenn man ihre Süßigkeit und ihren Gehalt inne werden will. Wenn mich im Walde aus meiner Lectüre das Brausen des Wildbaches aufweckt oder der helle Schlag einer Amsel oder der still heranwehende Dufthauch einer Cyclame, so zerstört das die Stimmung nicht, sondern erhöht sie vielmehr.

Gefährlich wird im Walde dem Buche nur die trällernde Hirtin oder die leichtgeschürzte Beerensammlerin. Dagegen kann kein begeisterter Hymnus Schiller's, kein glühendes Weltlied Goethe's aufkommen. Wenn ich schon den Stein und den Baum und die Blume und das Käferchen des Waldes so aufmerksam und eingehend betrachte und auf mich anwende, warum soll ich ein Gleiches nicht mit der jungen Hirtin thun? Sie gehört doch auch zur Natur, in

die ich mich ja ganz und gar versenken will, und Goethe räth' mir selbst, ich solle sein Buch ins Gras werfen und der holden Schäferin nacheilen. Der Mann versteht sich drauf, und wenn die Kleine auch noch nicht über achtzehn Sommer zählt, so hat doch die Sonne dieser Sommer ihr Gesichtlein, ihre Arme und rundlichen Schultern so frisch bräunlich gefärbt, die Glieder sanft geschwellt und in den schwarzen Aeuglein eine Gluth entfacht, daß man sie wohl vergleichen kann mit der reifen Himbeere, die sie in ihr Körbchen sammelt.

Ich erhebe mich sachte von meinem Mooskissen, um mir von ihr eine Beere zu erbitten; da huscht aus dem Dickicht flink wie ein Hirsch ein Jägerknab', wirft Gewehr und Weidtasche, Hut und Rock von sich, und in Hemdärmeln faßt er die Maid um die Lenden und schwingt sie so hoch, daß er an ihren rothen Lippen saugen kann. Sie wehrt sich, aber je strammer sie ihre runden Arme gegen seine Brust stemmen will, desto fester umspannt er sie und preßt sie an sich. Sie würde um Hilfe rufen, fürchtet aber, daß sie Jemand hören und sich in den Handel mischen könnte. Jetzt haben sich noch dazu ihre nußbraunen Haarflechten gelöst und so unselig um den Nacken des schlanken Knaben gewunden, daß er sich tief niederbeugen muß, wenn er sie wieder auf den Boden stellen will. Ehe denn aber ein Jägersknab' den Nacken beugt, eher kniet er hin. Ich erkenne bald, daß hier meines Bleibens nicht länger sein könne; die Natur hat ihr Allerheiligstes, in das wir nicht zu jeder Stunde blicken dürfen.

An demselben Tage zeigt mir das Waldleben auch eine ganz andere Seite. Ich bin noch durchglüht von dem idyllischen Ereigniß, dem ich entfliehen mußte, als ich auf

dem steilen Hohlweg, den ich abwärts gehe und auf dem wegshin die rinnförmige Spur eines geschleiften Holzblockes ist, eine dunkle Masse liegen sehe. Aus der Ferne halte ich es für einen zusammengeballten Mantel, als ich in die Nähe komme, sehe ich ein zu einem Ballen zusammengewalztes Menschenwesen daliegen, dessen Glieder noch ein wenig zucken. An dem schier zwischen die Beine durchgepreßten Haupte erkenne ich den Sepp am Rain, einen Häusler, dessen Vermögen in zwei Pferden bestand, mit denen er durch Holzfuhrwerk seine zahlreiche Familie ernährte.

„Aber Sepp!“ rief ich, „was ist denn das? Was ist geschehen?“

Er rollte langsam seine Augen gegen mich, und todtenblaß bis an die Lippen, sagte er: „Geh', hilf mir ein wenig zurecht. Mich hat's arg erwischt.“

Als ich den Mann aber zurecht richten wollte, ächzte er vor Schmerz und sagte: „Laß mich, wie ich liege, und gehe meinem Fuhrwerk nach, das ist davon mit meinem Bübel; weiß Gott, was dem geschieht! — Wir haben,“ fuhr er unter Athembeklemmung fort, „Holzblock geführt. Da fliegen Wildtauben auf, die Rösser erschrecken, thun einen Sprung und rasen davon. Ich will einschleifen, stolpere, komme unter das Holz. Hat mich mitgeschleift, hat mich so zusammengewalzt. Auweh, mit mir ist's vorbei. Ich bitt' Dich und bitt' Dich, lauf' den Rössern nach — mein armes Bübel! Auweh!“

Man muß freilich den Sterbenden, den man doch nicht retten könnte, verlassen in seiner größten Noth, wenn ein Anderer in Lebensgefahr unsere Hilfe heischt. Ich ließ ihn liegen und lief wegabwärts, mit jeder Wendung erwartend, den Knaben ebenso wie den Vater zermalmt auf dem Wege

liegen zu sehen. Es war aber nichts, als die gleichmäßige Spur des geschleiften Holzblockes. Zehn Minuten lang mochte ich so dahingeeilt sein, eine Ewigkeit waren sie mir, und eine Ewigkeit könnte man laufen in solcher Aufregung, ohne zusammenzubrechen. Und kein Mensch glaubt es, wie viel man denkt, im Geiste sieht, im Herzen empfindet bei solcher Jagd hinter dem Unglücke her!

Endlich an einer geschlossenen Thorschranke standen die Pferde mit dem zweiräderigen Blockwagen. Und auf dem Blocke saß der etwa siebenjährige Knabe und schaute verblüfft drein, daß anstatt des Vaters ein Fremder kam.

Ich hob den Knaben auf den festen Boden herab, spannte an einer Ausweichstelle den Wagen los und führte die Pferde und das Kind eilig hinab zum Häusel am Wiesenrain. Als wir demselben nahe kamen, fing der Knabe an zu rufen: „Simon! Simon!" Das war ein alter, krüppelhafter Mann, der in dem Häusel auf der „Einlege" saß. Er kam aber nicht hervor, weil ihn seine Beine nicht tragen konnten, hingegen eilte, von sechs unerwachsenen Kindern umgeben, das Weib des Sepp aus dem Hause, und als sie den fremden Mann mit den Pferden kommen sah, wollte sie zusammensinken vor Schreck.

„Seppin!" rief ich ihr zu: „Euer Mann, geschädigt ist er worden."

„Arg?" fragte sie mit gefalteten Händen, „um Gotteswillen, arg geschädigt?"

„Ich weiß es nicht. Oben im Wald liegt er."

„So hat er sich gar einen Fuß gebrochen?" jammerte sie.

Wir gingen so schnell wir konnten der Unglücksstelle zu. Während des Laufens war ich bestrebt, sie vorzubereiten, ich wußte, wie glücklich und liebevoll das Ehepaar mitsammen

gelebt hatte. — „Ein Fuß dürfte freilich hin sein, vielleicht beide. Er hat Schmerzen. Wenn ihm nur nicht auch die Arme gebrochen sind, er scheint unter das Holz gekommen zu sein. So etwas kann grob verletzen, grob . . .“

Zusammengekauert, wie er früher gelegen, so haben wir ihn gefunden. Keine Spur des Lebens war mehr in ihm. Das Weib riß ihn empor, sein Haupt sank auf ihren Schoß mit gebrochenem Auge, die Schmerzenszüge noch um den halboffenen Mund, so erzählte er stumm, was geschehen war. Das Weib labte ihn, tröstete ihn, herzte ihn mit den rührendsten Worten, rüttelte ihn und rief ihn laut beim Namen, als sei er aus tiefem Schlaf zu wecken; da aber kein Lebenszeichen mehr wiederkehrte, als er kalt und starr wurde, da preßte sie ihr Angesicht an seine Brust und begann herzzerreißend zu weinen.

Am Morgen, als der Sepp mit seinem Söhnlein ausgefahren war, hatte er ihr noch heiter zugerufen: „Liesel! heute mußt Du uns aber doch einen guten Sterz kochen zum Frühstück!“

„Nichts da,“ hatte sie scherzend erwidert, „für so zwei Lotter, wie Ihr seid, ist die Milchsuppe auch gut genug. Den Sterz kriegt Ihr auf den Abend, wenn Ihr heimkommt und ich sehe, daß Ihr ihn auch verdient habt.“ —

Am nächsten Tage, als ich das Häusel wieder besuchte, lag er im Vorgelaß aufgebahrt. Auf zwei Stühlen ein langes Brett, über den darauf schmal und schlank ausgestreckten Leichnam ein Leintuch gehüllt. Zu Häupten auf einem Bänklein ein Trinkglas, in welchem schwimmend auf dem Oel das Aemplein brannte; ein Kinderschälchen mit Weihwasser und Tannenzweig und das hölzerne Crucifixlein vom Hausaltar — das war alles.

Die Kinder standen an der Bahre herum und hatten sich mit der seltsamen Thatsache, daß hier unter dem weißen Tuche der Vater schlafe, bereits vertraut gemacht. Als sie ihn todt ins Haus gebracht, ihn, der sonst mit ihnen immer so munter gewesen, da brachen die Größeren in Weinen und Rasen aus und rissen hierin auch die Kleineren mit, die doch nicht einmal ahnten, um was es sich handle. Nun standen sie Alle da herum, und der Familienvater, Ernährer und Schützer, der einzige treue Freund auf der Welt, lag still und stumm auf dem Brette; im Hause und in der Nachbarschaft wurden Anstalten getroffen, ihn fortzutragen und zu begraben.

Das Weib war gefaßt. Weinen konnte sie nicht mehr, mit Klagen war der unermeßliche Stein, der ihr auf dem Herzen lag, nicht zu heben. In dumpfer Stimmung — wie halbträumend — verrichtete sie die gewohnten häuslichen Arbeiten, hegte die Kinder und ordnete das Leichenbegängniß an. Allemal aber brach ihr Schmerz los, wenn ihr einfiel, wie sie ihm an seinem letzten Tage das gute Frühstück versagt hatte. — So — Ihr lieben Freunde — so ist unser Gemüth. An Unbedeutendes oft klammern sich die Gewalten des Herzens, wenn das Bedeutende zu groß, zu allgemein ist, um es zu fassen.

Wie manches Familienvaters Leben, Arbeiten, Kümmern, Leiden und Sterben ist ein unausgesetztes Brandopfer für Weib und Kind. Nicht anders ist's bei Manchem, als daß er willig seinen Leib ans Kreuz schlägt für das Leben der Seinen, daß er unter seinen Mühen und Lasten, unter den Schlägen, die ihm im Kampf um sie versetzt werden, langsam verblutet oder auch, wie es hier der Fall gewesen, plötzlich ein Opfer seines Berufes, seiner Arbeit wird. Glücklich das

Weib, welches sich keines anderen Fehls anzuklagen hat, als daß es dem Einzigen sein Lieblingsgericht anstatt am Morgen erst am Abend vorsetzen wollte.

So hat auch das Waldland seine bunten Neuigkeiten, und es ist fast allemal Herzblut dabei. Ich schaute hinab auf den langen Leichenzug, als er sich nach einem Morgengewitter durch das grüne Engthal bewegte. Die Leute von der ganzen Gegend — und der Wald ist durchaus nicht so menschenleer, als man glauben möchte — waren zusammengekommen, um dem armen Weib das schwere Kreuz tragen zu helfen, das so plötzlich vom Himmel gefallen war. Auch der schlanke Jägerknab' und die Schäferin gingen hinter dem Sarge drein — bei ihnen wird's auch einmal so sein. Nebenhin rauschte das Wasser, auf den Wipfeln der Lärchen und Fichten jubelirten die Vögel, und am Himmel stand hoch und hell ein Regenbogen. Und wie der saftiggrüne und blühende, von Waldhöhen umrandete Thalkessel unter dem Regenbogen so dalag, war es zu sehen wie ein ungeheurer Blumenkorb, der einen siebenfarbigen Henkelreifen hat.

Wenn die frivole Welt wieder einmal um meine Seele werben will — diesen Korb gebe ich ihr.



Bergfrieden.

Ein Ausflug.

Im Juni vorigen Jahres wurde ich eingeladen, einen berühmten Freund zu besuchen, der weit oben im Gebirge wohnt. Also machte ich mich eines schönen Morgens auf. Ihr kennt sie, die rollenden Reifen mit den Engelsflügeln, die ungeheuerliche und zugleich glückliche Versinnbildlichung des eilenden Dampfwagens. Auf solch beflügelten Rädern flog ich davon. Anfangs ging's durch ein sonniges, wohlangebautes Thal, das viele Ortschaften hat und sanft aufsteigende, mäßig hohe Berge zu beiden Seiten. Dann ein stattlicher, stahlgrauer Fluß, dem man eine halbe Stunde lang entgegenfährt. Auf dieser Strecke zwei blühende Landstädte. Bald biegt die Eisenstraße nach rechts in ein Thal, dessen Berge schon höher aufsteigen zu glatten Almen oder zu kahlen, braunen Kuppen und einzelnen Felsriffen. Im Thale selbst geht auf dem Höhepunkt einer Wasserscheide der Ackerboden in moorigen Wiesengrund über. Hernach kommt ein anderes breites Thal, das sich von Morgen gegen Abend zieht. Da stehen in lichtem Höhenrauche die felsigen Berge, wovon einer sich wuchtig und

schroff in die Wolken erhob. Die Ortschaften können nicht mehr mitten im Thale stehen, weil sie dort im Moore versinken müßten, sie schmiegen sich lieber an die Bergsohle. Auf Moorgrund weitum zerstreut zahlreiche Heuhütten. Ein schöner großer, grünlich schimmernder Fluß, dem wir stundenlang entgegenfahren, bis er sich im Almbereiche sachte verliert und wir in ein anderes Wassergebiet gelangen. Die Bauernhäuser sind hier schon nach Schweizerart gebaut, mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern und Glockenthürmchen. An einer Stelle Ausblick auf Gletscher. Der Zug rollt über Brücken, durch Tunnele in ein tieferes Thal nieder, da giebt's ein großes, lehmgraues Wasser, da giebt's die schlanken, spitzen Tiroler Kirchthürme, da giebt es senkrecht aufsteigende, zerrissenwändige Felsberge. Die Richtung geht gegen Abend, an einer alten, aber noch immer wie drohend starrenden Bischofsveste vorüber, dem tosenden Wasser entlang in eine großartig wilde Schlucht, eingeengt zwischen himmelansteigenden Wänden, eine Wildniß, die sich schwer auf unser Herz legt. Endlich ist anders nicht mehr vorwärts zu kommen, da durchbohrt die Bahn einen Berg, und nach langem unterirdischen Rollen gelangen wir hinaus in ein breiteres Thal, wo neben Eisenbahn und Fluß auch wieder Matten, Felder und schöne Ortschaften liegen. Vom Fuße eines Berges herüber rauscht es wie ein Wasserfall. Das Dampfroß eilt weiteren, lichteren Gegenden zu, die Berge werden niedriger und niedlicher, zur Linken noch ein zerrissenes Gebirge mit reichstem Sagenkranze; rechts eine sanfte Bergkuppe, auf deren Spitze ein leuchtendes Gebäude steht, zu welchem keck und frisch eine Eisenbahn emporsteigt. Zwischen diesen beiden Alpenausläufern liegt am grauen Flusse eine Stadt, mit ihrem Bergcastell malerisch wie das tempelgekrönte Athen.

Hier verlasse ich die Eisenstraße, welche hinausgeht ins Hügelgelände, in die Ebene gegen den großen Strom. Auf einer kleinen Seitenbahn, deren versäumter Dampfwagen nöthigenfalls mit einem flinken Einspänner einzuholen ist, durchrassele ich die Stadt, berühre auf weiter Fläche Dorf um Dorf, Schloß um Schloß, auch einen herrlichen Garten, in welchem Neptun seine Taschenkünste treibt, und komme endlich an den Fuß des wilden Berges mit der Sagenweihe. Hier steige ich in einen Stellwagen, der in das bewaldete Engthal biegt und aufwärts fährt an einem schönen, klaren, breiten Alpenwasser. Zu einem Flecken komme ich, der im Engthale liegt und der vor etlichen Jahren in einen See versinken mußte. Solcher See hatte sich eines Tages gebildet, weil, durch einen Bergsturz unterhalb des Ortes gehemmt, das Wasser nicht abfließen konnte. Im Hintergrunde des ansteigenden Thales dämmern finsterblaue Bergriesen, denen ich zufahre. Das Thal weitet sich, aber der Abend ist angebrochen und der große, weitberufene Ort, der zerstreut auf Hügeln und Höhen liegt, winkt mir mit seinen Lichtern zu.

In diesem Orte erwartet mich der Freund mit seinem Wagen. Wir fahren noch ein halbes Stündlein in die Nacht hinein; manchmal rauscht der Fluß, manchmal noch blinkt eine Felstafel nieder, und das Abendroth vergloſt langsam hinter den finsteren Baumwipfeln, die über unseren Häuptern sind. Am Wege ein blasser Holzpfahl, an welchem es vor Jahren verkündet worden war, daß der Freund, der nun geruhig an meiner Seite sitzt, nach romantischen Stürmen sein Weib gefunden. Wir fahren in einer düsteren Wildniß, und die schwarzen Wuchten der Berge engen immer mehr den Sternenhimmel ein.

Plötzlich hält der Wagen. Wir steigen aus, und von einer Anhöhe herab winken bunte Lichter. „Da oben steht sie, meine Klause,“ sagt der Freund. Wir steigen hinan. Im Scheine der Lampen tritt aus der Dunkelheit ein stattliches Haus mit steilen Dachgiebeln und Thürmen. Ueber dem Eingange das Wort: „Bergfrieden.“ Am Söller steht livrirte Dienerschaft mit Lichtern, und die Quaderstufen nieder steigt eine schlanke, herrliche Frauengestalt, den Ankömmling zu begrüßen. Ich werde hineingeleitet in die mit Teppichen üppig bedeckten, mit schwellenden Ruhesitzen bestandenen, hell erleuchteten Räume, bin anfangs geblendet von der Farbenpracht, die überall ihre bunten Gluthen spielen läßt. An den Wänden kunstvoll geschnitztes Getäfel, Gemälde, Seltsamkeiten aus verschiedenen Ländern und Zeiten, weiße Marmorgebilde classischer Kunst. Der würdige Zeus und die erhabene Pallas Athene, die sinnenweckende Aphrodite und der schalkhafte Amor — sie alle sind da in Gestalt und im Geiste. Daneben prangende Palmen, darüber duftendes Tannengewinde, davor Alpenrosen und Edelweiß. Das alles und vieles Andere ist so berückend, überwältigend und gemüthlich zugleich, daß ich es am besten bezeichne mit dem Worte: Ein Nest der Schönheit.

Und in diesem Hause, genannt „Bergfrieden“, herrscht ein noch jugendliches Paar, dessen Haupt mit einem Lorbeerzweige gekrönt ist. Auf unserer Wanderung durch die Räume des Hauses kamen wir endlich in ein Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war zum Abendmahle. Beim Rubine des Weines feierten wir unser Wiedersehen.

Um Mitternacht führte der Hausherr mich hinan die Treppe in mein Schlafgemach. Bevor er mich verließ, sagte er: „Freund, morgen, wenn Du aufgestanden sein wirst, thue

mir den Gefallen und tritt durch diese Thür auf den Söller hinaus." — In meinem Schlafgemache war mit traulicher Behaglichkeit finsterer Ernst gepaart. Ueber dem Bette ein Raphael'scher Engelskopf, vor dem Bette das Christushaupt vom „Letzten Abendmahle" des Leonardo da Vinci. An der Wand mit gothischen Buchstaben tiefsinnige und lebenablehnende Gedenksprüche. Also: „Ich will allein sein." „Werde starr, wie dort vor Dir der trotzige Fels." „Und siehe, es war die Stimme eines Predigers in der Wüste." „Ruhm ist eine Quelle von Leiden, Dunkelheit eine Quelle von Glück." „Den Götzen stürze, den Gott gieb Dir selbst." — Bald glitten die schweren Gedanken ab von meiner frohen Seele und ich schlief.

Am nächsten Morgen, als mein Auge aufging, badete ich in einem hellen, goldigen Lichte. Wo kam es her? denn das Gemach hatte kein Fenster. Es kam vom Dache herab, durch einen rothen Vorhang sanft gedämpft, so daß alles, was um mich war, in Rosen blühte. Ich öffnete eine Thür und trat auf den Söller hinaus. — O Sommermorgens-Herrlichkeit! Auf grüner, thaufunkelnder Matte, nach dem Berge hin in einem Halbkreis von mächtigen Ahornen und Fichten umgeben, stand das Haus. Da unten ein weites Thal mit Waldschluchten und Hochebenen, bestanden von Bauernhöfen und Herrenhäusern, im Hintergrunde Waldhöhen, Almen und graue Felswände, dazwischen eine tiefe Thalscharte hinaus ins ebene Land. Gerade vor mir über Buchen- und Ahornkronen, hinter einem einzigen Vorberge steigt ein zweihörniges Felsungethüm in die Himmelsbläue an, und unterhalb der Hörner, wovon das kleinere scharf und spitzig, das größere massig und stumpf ist, ein blinkendes Eisfeld.

Dieses Felsenungethüm ist der Watzmann. Ich bin im Thale von Berchtesgaden, in der nächsten Nähe des Königssees. — Wenn Du, mein Leser, verlangst, daß ich Dir die Schönheit dieses Morgens und dieser Gegend beschreibe, so muß ich lachen. Das geht nicht, Freund. Hundert Federn und tausend Pinsel haben sich schon abgenutzt in diesem Vorhaben, und doch rollen da unten die glatte Straße im Sommer täglich zahllose Wagen von Leuten, die aus aller Welt herbeikommen, um, mißtrauisch gegen Wort und Bild, mit eigenen Augen zu sehen.

Meine Stimmung wurde auch noch durch Außerordentliches gehoben. An jenem Morgen um zehn Uhr begann eine Sonnenfinsterniß, die aus dem urgewaltigen Feuerrade ein freundlich leuchtendes Mondkipfel machte. Ein klein bißchen wässerig und mattfarbig war das Licht im Gebirge; doch wer die Sonnenfinsterniß nicht aus dem Kalender wußte, in der Natur hätte er sie kaum bemerkt; und dennoch war die Sonne — durch dunkle Gläser beschaut — mehr als zur Hälfte dahin. So viel Ueberfluß hat sie noch an Licht und Wärme. Und das ist mir ein rechter Trost, trotz mancher Verfinsterung: „Die Sonne Homer's, sie leuchtet auch uns."

Gegen Abend mit dem Freunde einen Spaziergang zum Königssee. Die Straße glatt, wie mit Asphalt gepflastert, durch schattige Waldschachen und über Wiesenpläne, auf welchen mancher hausgroße Felsblock liegt, der von hohen Bergen einst mit Riesenschritten herabgesprungen sein mag. Am See links entlang einem Waldsteig bis zur Stelle, wo eine Bank zum Sitzen ist und der See sich in seiner düsteren Pracht aufthut bis nach dem Jagdschlosse von St. Bartholomä. Das Plätzchen, wo wir stehen, heißt der Malerwinkel. Hier ist der Ursprung der unzähligen Königsseebilder mit den

steilen Bergen an beiden Seiten des Sees, mit der zweithürmigen Kirche in St. Bartholomä, mit den Vorwänden des Watzmann, des Gotzen, des großen Hundstod, des Steinernen Meeres und des Horn. Eines der großartigsten, düstersten Landschaftsbilder der Erde, vorwiegend die finsterblauen Schatten des Seespiegels, der bewaldeten Berghänge, der starrenden Felswände. Aller Glanz des Himmels, alles Wolkenleuchten, alles Alpenglühen der Hochzinnen vermag es nicht, die blaue Dämmerung zu brechen, die über dieser schaurigen, mit Wasser gefüllten Gebirgsspalte herrscht. Hie und da das Tosen eines Wasserfalles, der Pistolenknall eines Schiffers und der Wiederhall in den Wänden, das Krächzen des Geiers, vielleicht auch das Bröckeln der von Gemsen losgetretenen Steine unterbrechen die Stille des Sommertages. Ein anderes Lied, wenn es Sturm giebt! Da wird der sonst spiegelglatte See selbst zu einem Gebirge mit hohen Wogen und Gischtkämmen, deren weiße Fetzen von der Woge losgerissen in den Lüften fliegen. Mein lieber Genosse erzählte mir von einem Fährmann, der von Bartholomä nach Königssee herüberfahren wollte auf seinem Boote. Da kam von den Gebirgen ein Sturm niedergefahren, der ließ das Schifflein nirgends landen; von den wenigen Landungsplätzen, wo es anfahren wollte, warf er es zurück in den wildbrauenden See, auf welchem der Fährmann eine lange, schreckliche Nacht zubringen mußte. All sein Anstrengen war vergebens auf den rasenden, krachenden Wassern, Nebel, Regen und Nacht, also dreifach war er eingewölbt in sein Verderben. Er ließ die Ruder aus der Hand sinken, denn die armselige Menschenkraft war lächerlich gegenüber den entfesselten Urgewalten. Er legte sich der Länge nach in das Boot, unablässig begossen, geschaukelt, hin und her geworfen im kellerfinsteren Chaos,

und trotz des wahnsinnigen Getöses — so hat er nachher erzählt — hörte er die Engel im Himmel singen. Aber das Fahrzeug wurde nicht umgeworfen, nicht an die Klippe geschleudert, es versank nicht und es barst nicht. Als der Morgen kam, gelang es dem Manne, am Fuße des Gotzenberges zu landen, und einem Almer rief er zu: „Ich denk', Alter, heut' bin ich um einen Thaler mehr werth, als gestern!"

Im Malerwinkel, zwischen struppigem Gebüsche und kantigem Gerölle saßen wir auf einem Steinblock und blickten hinein über den dunklen Seespiegel in die zerrissenen Berge, die drinnen beim noch wilderen Obersee aufstiegen. Wir saßen da und schwiegen. Wir schwiegen lange. Zwei arme, hilflose Menschenwesen in der grauenhaften Wildniß, zwei heißpochende Herzlein zwischen ungeheuren Steinwuchten. Denn diese Wildlandschaft am Königssee ist nur ein Gleichniß für die große Wildniß dieser Welt. Selbst das leidenschaftlichste Wesen muß zu solcher Stunde seine Fahne senken und capituliren . . .

Auf dem hohen Göll lag schon das Alpenglühen, als wir unseren Heimweg antraten, und vom Thurme zu Berchtesgaden klang leise die Aveglocke herüber, als wir die Anhöhe hinaufstiegen zu dem dreigiebeligen Hause, das mit seinen Sprüchen und aus Holz geschnitzten Emblemen, mit seinen Epheuranken und Rosen ein architektonisches Gedicht ist, genannt: „Bergfrieden."

Auf einem der Dachgiebel hockt ein hölzerner Kater und sinnt. Darunter an der rechten Ecke ist ein hölzernes Herz, und in der linken ein Bündel Pfeile. Und der Kater Hidigeigei sinnt darüber nach, wie es wäre, wenn das Herz plötzlich von Amors Pfeilen getroffen würde. O du lieber Kater Hidigeigei, wenn das Herz von Amors Pfeilen getroffen wird, so ist

das eine ganz eigene Sach'! Mancher, der im Bergfrieden gerastet, weiß davon ein Liedel zu singen, Einer, der darin haust, darüber eine Tragödie zu schreiben, und wenn die Tragödie aufgeführt wird in Berlin oder Wien oder Graz, so beben Weiber und schluchzen Männer . . .

Wer an den tiefen Ufern des Königssees gestanden, der möchte wohl auch auf einer Berghöhe stehen in der Berchtesgadener Gegend, um die großartige Alpenlandschaft auch von oben zu schauen. Wohlan, folge mir. An schattigen Waldwegen führe ich Dich hinan und immer hinan, bis dort, wo die Fichten aufhören und die Legföhren anheben. Auf der Almmatte, 1000 Meter hoch, sozusagen auf dem Schoße des hohen Göll, steht ein stattliches Hospiz, eine großartige Herberge für Touristen, Sommerfrischler und Luftcurgäste. Die Pension Moriz, auch das bayerische St. Moriz genannt. Von diesem Hause aus welch ein Bild! Da unten in dem reichgegliederten Thale das überaus malerische Berchtesgaden, dort drüben das langgezogene Lattengebirge bei Reichenhall, und gerade vor uns — Brust an Brust steht er uns gegenüber — der starre, graue, zerrissene Untersberg, in welchem Kaiser Rothbart gesessen bis zu dem Tage, an dem im Schlosse zu Versailles auf das Haupt des Kaisers Weißbart die deutsche Kaiserkrone gesetzt ward. — Und rechts hinaus, am Untersberge vorbei, liegt die Ebene mit der schönen Stadt Salzburg.

Doch nicht allein der Ausblick, auch der Einblick ist interessant bei der Pension Moriz. Ein vereinsamtes Weib aus dem Volke, welches Schiffbruch gelitten hat an seinem Glücke, beschließt, auf unwirthlichem Berge den Boden urbar zu machen und ein Hospiz zu gründen für Fremde, Kranke und Naturfreunde. Sie ist arm und ohne Einfluß, hunderterlei

Widerwärtigkeiten stellen sich ihr entgegen, aber sie hat einen sicheren Blick, eine feste Hand, ein starkes Herz, sie ist eine Brigittanatur nach Adalbert Stifter, und es gelingt ihr, die Matten zu entsteinern, die Moore zu entwässern und auf hohem Alpenplan eine Anstalt zu gründen, welche Hunderte von Bewohnern faßt und trotz des kurzen Bestehens schon weit und breit berühmt ist. — Der Förster Mayer zu Reichenhall, so wird erzählt, hatte in seinen späteren Tagen Anwartschaft auf einen Sprossen bekommen. Er hatte gar kräftigen Willen und beschloß, den Knaben, wenn er erschiene, auf den Namen Moriz taufen zu lassen. Aber statt des Knaben erschien ein Mädchen, also taufte er — weil sein Wille galt — das Mädchen: Moriz. Und dieses Mädchen Moriz Mayer ist die tapfere Gründerin der großen Pension geworden, welche auf dem grünen Mattenschoße des hohen Göll steht und freundlich hinausleuchtet über Berg und Thal. Die stattliche Jungfrau von achtundvierzig Jahren führt die Zügel der Wirthschaft mit sicherer Hand, stramm und urwüchsig in ihrem Wesen, macht sie nicht viel Aufhebens von den Vorzügen der Anstalt; freundliche Zimmer, gute Betten, Fichtennadelbäder, herrliches Quellwasser, nahrhafte Kost verspricht sie, Luft und Sonnenschein giebt der Herrgott vom Himmel dazu, und fertig ist's. Kein befrackter Kellner, keine französische Speisekarte, kein Clavier! Wohl aber Kugelbahn, Schützenstatt, und wer mit der Welt schwatzen will, Fernsprecher nach Berchtesgaden und so weiter. Mancher stieg hinan auf einen Tag und blieb wochenlang oben.

Mir zog sich leider die Nebelhaube zu früh über Augen und Nase herab, da kroch ich thalwärts zum lieben, einsamen „Bergfrieden". Dort vom Söller aus war nun zu beobachten, wie ein Weltuntergang anhebt. Zwischen den Hörnern des

Watzmann hatte sich anfangs ein bleigrauer Nebelballen hervorgedrängt und war rasch niedergeflossen über das Eisfeld. Ebenso sanken die Wolken herab an den Hängen des Jenner, des Hochkalter, des Lattengebirges. Der Untersberg war gar nicht mehr da, nur seine Sohle sah man noch als finsterblauen Streifen. Ganz dunkel war es geworden, und doch erst Frühnachmittag. Regungslos jeder Halm auf der Matte, jedes Blatt am Epheu der Hauswände. Von der Schlucht her ein dumpfes Brausen. Soll das der See sein? Plötzlich springen aus finstergrauer Nebelfläche weiße Fetzen hervor, wie ein Gischten der Wolkenmassen ist es. Da heben dort drüben die Wipfel an zu wanken, heftig aneinander zu schlagen. Die Dienerschaft des Hauses eilt, alle Läden zu schließen, Lichter werden angezündet wie am Winterabende, und schon ist es da. Laut stöhnt der feste Bau, als die erste Sturmwoge anprallt, die Fugen der Läden entzünden sich grell — der erste Blitzschlag, und nun geht der Tanz los. Als ob tausend Fässer Sandes niedergeschüttet, angeschleudert würden ans Haus, so rauscht und prasselt es, von den Blitzen nur der Schein, nicht der Donner, denn der erstickt in dem Getöse des Regens und des Hagels.

Meines Freundes Gesicht war blaß, als wollte es sagen: Morgen kann dieses Haus eine Ruine sein. Hatte er es doch auch in seinem Romane „Bergasyl“ so aufgeschrieben, und die Denksprüche dieses Hauses sind so düster wie der Wetterhimmel. — Eine Stunde später schien die Sonne. Emsig flossen die Gießbäche ab, an den Dachtraufen lagen Schichten von kleinen Hagelkörnern, aber die Matte war grün geblieben. Leichte Wolken stiegen auf, und vom Untersberg über das Salzachthal hin spannte sich ein Regenbogen.

„Richard," sagte ich zu meinem Freunde, „so geht es oft in diesem Leben. Manchmal glaubt man, alles sei verloren, aber das Leben siegt und die Sonne siegt. Du sagst es selbst, daß Dich die Schatten rauher Felsen krank, und die liebliche Maria-Grüner Sonne bei Graz wieder gesund gemacht. Die Sinnsprüche auf Deinem Hause stimmen nicht. Sie taugen nicht zum Leben, nicht zum Schaffen, nicht zum Glücklichsein. Laß sie stehen an der Wand als ein Denkmal wetterschwüler Zeiten, und von nun an schreibe Deine Gedanken auf die grünen Blätter der Bäume, auf die bunten Blätter der Blumen, da erscheinen sie neu mit jedem Frühling wieder. Ei siehe, was steht denn auf dem Stamme dieser Buche geschrieben?

O Einsiedler Du, besonderer Art,
Wie hast zur Natur auch die Kunst gepaart,
Zum Himmel die Erde, zum Walde die Welt,
In Deiner Klause ein Weib Dir gesellt.
Ein herrliches Weib im trauten Neste
Ist für den Klausner das Allerbeste.
Einig im Herzen, im Sinn, wie Ihr Zwei,
Ist doch die göttlichste Einsiedelei.

Freund Richard legte lächelnd seinen Arm um den Nacken der Frau Melanie, und in den Zweigen der Buche sang ein Fink.

Am nächsten Morgen wanderte ich unter Tücherschwenken davon. Auf Wiedersehen, wenn die Trauben reifen! Auf Wiedersehen im lieblichen Graz!



Nacht.

Wenn ich fragen wollte, welche Jahreszeit Euch die liebste ist, die mit den längsten Tagen oder die mit den längsten Nächten? so würdet Ihr als vernünftige Leute antworten: Keine von beiden; wir lieben stets den goldenen Mittelweg, also jene Jahreszeit, in welcher der Tag zur Nacht in gutem Gleichgewichte steht — den Frühling und den Herbst. Und insofern ich auch ein wenig vernünftig bin, würde ich ganz dasselbe antworten. Insofern ich aber unvernünftig bin, ein Poet oder so etwas, dürfte ich mich für das Außerordentliche entscheiden und sagen: Ich liebe den längsten Tag, weil er die kürzeste Nacht hat, oder die längste Nacht, weil sie den kürzesten Tag giebt, oder ich liebe die kürzeste Nacht, weil sie mich nach wenigen Stunden wieder ins goldene Licht führt, oder den kürzesten Tag, weil er mir reichlich die Freuden der Nacht bescheert.

Es ist ja recht anständig wenn man wie im Frühjahre und im Herbste mit Sonnenaufgang zur Arbeit geht und mit Sonnenuntergang Feierabend macht. Aber herrlich ist die Zeit, in der die Sonne nicht auslischt. Karl der Große

glaubte ein Reich zu beherrschen, in welchem die Sonne nicht untergeht. Ich kenne im Lande einen hohen Berg, der zur Hochsommerszeit fast dasselbe von sich glauben könnte. In der Stunde vor Mitternacht ist der westliche Eishang seiner Spitze blaß erscheinend, wie Phosphorglanz. Er haucht noch Lichtäther des vergangenen Tages aus. Und bald nach Mitternacht hebt der östliche Firn an sich zu lichten. Nach ein Uhr kommt ein sanfter Rosenhauch über ihn, nach zwei Uhr gleicht er dem feurigen Eisen, das der Schmied aus der Esse hebt, nach drei Uhr, da die umliegenden Berge schon in milchigem Lichte stehen und die Thäler in blauem Schatten sich zeigen oder die weißen Seen ihrer Nebelschichten enthüllt haben, leuchtet die Bergspitze schon wie ein Metall, aus dem man Sonnen schmiedet — plötzlich lodert sie in blendendem Feuer, und Licht, Licht fluthet nieder von allen Hängen. Im Osten steht sie, die uns alles Gesicht spendet und die sich selber nicht ansehen läßt! Nichts ist natürlicher, als der Sonnencultus gewisser Völker, und nichts ist unnatürlicher, als daß dieser Sonnencultus nicht bei allen Völkern der Erde zu allen Zeiten geherrscht.

Die Menschen ruhen zu dieser Stunde noch in ihren Wohnungen. Der Eine oder der Andere schlägt vielleicht einmal seine Augen auf. Taghell ist es in der Stube, aber er kehrt sich auf die andere Seite. 's ist lichte Nacht und noch nicht Aufstehenszeit! Endlich ist auch das Nachschläfchen vorüber, die Sonne ist zum Fenster hereingestiegen, kitzelt ihn in den Lidern, wie Samenkörner keimen die Augensterne auf, der Mund thut noch faul und gähnt, hei! da scheint ihm die Sonne bis in den Hals hinab. Im Winter prangt die Sonne um Mittag kaum höher am Himmel, als sie jetzt steht, da das Menschenkind sachte aus seinem Neste kraucht

und seinen Morgen anhebt. Die Schatten der Bäume sind kurz geworden, doch funkelt in ihnen noch Thau. Die älteren Blumen falten ihre Blätter fast schamlos auseinander, aber auch die jüngeren lockern ihre Knospen und thun dürstend ihr Inneres auf — sie können ja nicht anders, der gewaltige Sonnenstern küßt sie mit heißer Gier. Und tragisch ist das Geschick der Liebe! Bald senken sich welk die bunten Häupter, die Blätter sinken lautlos zur Erde, der Sonnenstern aber steht im Zenith und besorgt mit erbarmungsloser Gluth das Reifen der befruchteten Wesen. Den Vögeln ist vor Wonne das Singen vergangen, es sind Stunden der Ruhe, unerquicklich, unwirthlich wie Wüstenschauer, es ist eine glühende Nacht mitten am Tage. Erst nach vier Uhr, zu jener Zeit, da im Winter die Dämmerung eintritt, hebt eine ersprießlichere Epoche des Tages an, der ja endlos, endlos ist. Denn selbst wenn die Sonne versinkt hinter dem mit zartesten Wölklein verbrämten Gesichtskreise, ist's immer noch hell und wonnig, und dem Menschenkinde werden eher die Augen müde, als des Tages letzte Lichter vergangen sind. Selbst in den Niederungen kann man zu dieser Hochsommerszeit sprechen von einem zwanzigstündigen Lichttage, auf hohem Berge waltet ein vierundzwanzigstündiger, der nur einmal auf ein kurzes Weilchen die Augen schließt. Eintagsfliegen! Wer verachtet sie denn? sie leben ja eine kleine Ewigkeit, sie erleben mit offenen Sinnen an einem einzigen Sonnentage mehr, als ein mattherziger Mensch in achtzig Jahren. Und wenn am Abende die Fliege altersschwach unter dem Urwaldstamme eines Grashalmes ruht und zurückdenkt an die seligen Zeiten der Jugend, da die Seen der Thautropfen blauten auf den grünen Auen des Ahornblattes, wird es vielleicht ganz elegisch und hebt an zu säuseln: „Lang', lang' ist es her!"

Dichter pflegen das menschliche Leben mit einem Tage zu vergleichen. Kindheit — des Lebens Morgen, Manneszeit — Mittag, Greisenalter — Abend; sie machen also auch den Menschen zu einer Eintagsfliege. Wie kommt es aber, daß im Gehirn einer solchen Eintagsfliege ein Maßstab vorhanden ist, der unendlich größere Zeiten und Räume zu messen vermag, als sie der Mensch braucht? Hier geht die Verwandtschaft dieser Eintagsfliege mit dem Ewigen an; der Mensch weiß, daß die heute mit ihm niedergesunkene Sonne morgen wieder aufgeht; er weiß, daß ein zu Grab gesunkener Leib zu neuem Leben wieder aufersteht . . .

O, langer Sommertag, dich habe ich lieb! Und wie, wenn jetzt das Bekenntniß käme, daß ich die lange Winternacht noch lieber hätte?

Der nebelige Decembertag ist wie ein Blinder, dem noch dazu die Augen verbunden sind. Wie kann man daran eine Freude haben? Doch nicht an dem armseligen Taglein freue ich mich, sondern an der gewaltigen Nacht. — Ja, mir gefällt die wochenlange Nacht, „December“ genannt, überaus. Sie bringt Frieden und Behaglichkeit, während der wochenlange Tag „Juni“ uns einmal hierhin lockt, dorthin hetzt und die Sinne begehrlich macht zum weiten Ausschauen und Ausgreifen. Die Winterszeit schränkt ein, aber vertieft. Und, wie munter sich's sein läßt in der langen Winternacht! — Wenn mein Mittagsmahl, das ich thatsächlich um die Mittagszeit einzunehmen pflege, noch mit einem kleinen Nachtisch gesegnet ist, so wird's gut sein, die Lampe anzuzünden, damit man an der aufgeknackten Nuß auf dem Tische Kern und Schale unterscheiden kann; und dann bleibt die Lampe brennen. Man geht an die zweite Hälfte des Tagwerkes, die Straßenlaternen weisen mir den Weg nach Hause; es wird der Kaffee

eingenommen, zum Fenster starrt schwärzeste Nacht herein zu einer Stunde, da man im Sommer vor der Hitze sich noch flüchtet in die schattigsten Zimmer. Im Ofen knistert ein frisch angemachtes Feuer, die Lampe wird erneuert, und das ist jetzt unsere Sonne. Wir ergeben uns — würde es von diesen Stunden in dem Aufsatze einer „höheren" Tochter heißen — der Musik, der Dichtkunst, heiteren Familienspielen oder pflegen ernster Arbeit. Endlich nach langer Weile kommt das Nachtmahl. Nach demselben auf ein Plauderstündchen mit guten Freunden ins Weinhaus. Aus einem Stündchen werden natürlich zwei; denn auf einem Fuße kann man nicht nach Hause gehen, behauptet der Kumpan. Zwei Füße braucht selbst der Nüchterne dazu, sagt der andere Kumpan, und schlägt noch eine dritte Stunde vor als dritten Fuß. Auf drei Füßen geht nur ein gebissener Pudel! darauf der weitere Kumpan, und sie sitzen vier Stunden lang. Wie es dann mit dem Nachhausegehen aussieht in der finsteren Nacht — so weit ziehe ich den Vergleich nicht. Man hat noch Zeit genug, sich auszuschlafen, Zeit genug, Träume zu haben, die scheinbar ganze Tage lang dauern, und wenn man endlich erwacht, ist es immer noch kohlrabenfinster auf der Welt. Wieder die Lampe, wieder der Ofen. Man kleidet sich an, man frühstückt, man liest die Zeitung, in welcher der Attentatsversuch schon gedruckt steht, der am Abende zuvor lange nach Sonnenuntergang in Petersburg geschehen ist. — Nach all dem und noch Anderem wird es im Fensterglase ein wenig blaß, aus der schwarzen Finsterniß wird eine graue, voll frostigen Nebels. Neun Uhr Vormittag ist es, die Zeit, da im Sommer auf dem Felde die Ochsen ausgespannt werden müssen, weil die Stechfliegen ihr Unwesen treiben in der Tageshitze.

Und diese trostlose Winternacht soll der Mensch lieb haben? Ja. Aber warum verkriechen wir uns vor der Nacht in die Häuser mit ihrer drückenden Luft, an die Lampe mit ihrem engen Gesichtskreis? Ich habe die Winternacht anders kennen gelernt. — Einst in einer Adventnacht fuhr ich auf einem Schlitten von Rettenegg am Wechsel bis Mariazell, um dort dem Leichenbegängnisse eines Freundes beizuwohnen. Es ist eine Wegstrecke, die man zu Fuß in zwei Tagreisen zurückzulegen pflegt. Wir fuhren im Finstern ab, und als wir nach Mariazell kamen, war es noch so dunkel, daß vom Leichenhause der rothe Lichterglanz zum Fenster herausschien. Oft hatte uns unterwegs wüstes Schneetreiben umwirbelt, und über unserem Haupte in den Bäumen toste der Sturm, das Pferdegeschelle schauerlich übertönend. Ich aber stak tief in den Pelzen, nur die Nasenspitze und die Augen waren frei; erstere fror tapfer, letztere weideten sich an den Wundern der Nacht. Tief schwarz standen aus weißem Schneegrunde die Fichten und Tannen und die Felsen auf. Am Himmel zwischen Schneewolken flog der Mond, flogen die Sterne wie von zornigen Armen geschleudert dahin, während die Wolken — o, armes, getäuschtes Menschenauge! — still zu stehen schienen. Stellenweise brüllten unter hohlem Eise die Wasser, stellenweise war ein Eisenhammer und sprühte aus dem Eßsteine seine grellen Funkengarben in die Nacht. Die meisten Häuser und Hütten, an denen wir vorüberfuhren, waren still und lichtlos wie Grabhügel, aus einzelnen aber schimmerte ein halbverhülltes Lichtlein — man weiß, was Lichter um Mitternacht bedeuten können. — Ein hoher, ein gewaltiger Ernst liegt über der Erde in einer solchen Nacht. Da man auf der Erde nichts sieht, so hebt man das Auge gegen Himmel, und das Menschenhaupt ist so eingerichtet,

daß es anders denkt, wenn es zur Scholle niederschaut, und anders, wenn es zur Höhe blickt. Ein Naturforscher, der alles weiß, sagt mir am Ende, die Ursache dessen liege in der unterschiedlichen Lage des Gehirns, welches also eine unterschiedliche Thätigkeit entwickle, je nachdem das Hinterhaupt erhöht oder vertieft sei. Weil Poeten jedoch mehr wissen als alles, so meine ich, daß ein Blick zum Himmel darum andere Gedanken hervorruft, eben weil er ein Blick zum Himmel ist. Und welch ein unerhörtes Wunder, die Sternenwelt! — Als wir von Rettenegg fortgefahren waren, guckte hinter einer Niederung des Wechsels just ein Sternlein herauf. Dasselbe wurde heller, hob sich immer höher. Als wir im Thale von Neuberg dahinglitten, und bei dem Postwirthshause eine Stunde lang die Pferde rasten ließen, stand es gerade über unserem Haupte, und als wir die Anhöhe hinauffuhren gegen den Markt Mariazell, sank mein Sternlein hinter dem Oetscher hinab. Es hatte also gleich uns eine Reise gemacht vom Wechsel bis zum Oetscher, wenn nicht vielleicht hier der Naturforscher mir andeutet, daß die Reise des Sternleins, falls es nicht etwa ganz stille stand, in jener Nacht eine wesentlich größere gewesen.

Im Morgengrauen betrat ich mit halbsteifen Beinen das Haus zu Mariazell. Die Kerzen, welche das Todtenbett umstanden, waren tief herabgebrannt, und das abgeronnene Wachs hing in starren Striemen und Knoten an den Leuchtern. Mein Freund lag schmal und schlank im Sarge. In der ersten Blüthe der Jahre, und ein solches Bett! Noch auf der Bahre war er ein hübscher Bursche. Sein nußbraunes Haar war glatt gekämmt um die feine, weiße Stirn, und das Schnurrbärtchen an der vollen Oberlippe zierlich ausgestrichen, als ginge er zu einer Kirchweih. Zwischen den

Fingern der übereinander gelegten Hände, wie er sonst gern die Cigarette gehalten, stak jetzt ein kleines, schwarzes Crucifix. So hatte ich ihn noch gesehen, den guten Jungen, dann nagelten sie den Deckel auf den Sarg. Als er eine Stunde später in das enge, tiefe Grab rollte, war das Sonnenleuchten auf den schneebedeckten Fluren so mächtig, daß mir das Augenlicht verging in der kalten, lodernden Gluth. Ueber den weißen Flächen des Thales, über den silberig bereiften Wäldern, über den klar und starr aufragenden Bergriesen ringsum stand der blaueste Himmel, und mitten drin der funkelnde Sonnenstern, der freilich so schräg hereinschien ins Grab, daß es unten über der Truhe nächtig blieb.

Eine lange, theils laut lustige, theils still verschwiegene Nacht war's gewesen, die den zweiundzwanzigjährigen Knaben umgebracht hatte. Seine bergmännischen Studien hinter sich, war er vor wenigen Wochen auf einige Tage zu seinen Eltern gekommen, Hüttenbeamte zu Gußwerk bei Mariazell. Beim Wirthe in der Grünau war Katharinenball, dem alle jungen Leute der Gegend zustrebten. Es war schon dunkler Abend, als der Vater zum Sohne sagte: „Ich habe nichts dagegen, August, wenn Du auf den Ball gehen willst. Unterhalte Dich. Es kommt ohnehin jetzt für Dich eine ernste Zeit der Arbeit, des eigenen Broterwerbes. Uebermorgen wirst Du ja abreisen nach Deinem neuen Bestimmungsorte, Idria in Krain. Also bringe diese letzte Zeit daheim heiter zu." Auf dem nächtigen Wege nach Grünau sang und scherzte August mit anderen Burschen. Auf dem schallenden Tanzboden angekommen, versuchte er es mit mehreren Dirndeln; die Einen foppten ihn, die Anderen foppte er; ein paar Reigen mit Jeder, aber Bestand hatte es mit Keiner. Er verlegte sich wieder aufs Singen. In bloßen Hemdärmeln, wie es

Bauernweis ist, stellte er sich in eine Gruppe von Jodelnden und that mit, und trank Wein dabei und rauchte lange Cigarren und trocknete sich mit rothem Sacktuche den Schweiß von der Stirn und ging mit Genossen in die frische Luft und sang, was von der Kehle ging. Gegen Mitternacht hielt er sich unter dem Menschengewirre im dämmerigen Vorboden auf und schäkerte mit einem frischen, drallen Mädel. Später saßen die Beiden an einem Tische sehr nahe beisammen, aßen Braten und tranken Wein und der Bursche spielte neckend mit ihrer Hand, die auf dem Schoße lag. Das Mädel war von dem Bruder zum Balle geführt worden, aber der Bruder ergötzte sich mit Leuten, welche ihm verwandtschaftlich weniger nahe, in manch Anderem aber näher standen als die Schwester. So war diese großentheils auf sich selbst gestellt, und das ist keine Stellung für ein lebenslustiges Dirndel. Sie ließ sich bei August den Wein schmecken, dann nahm sie seine Werbung zu einem Tanze an und bald darauf flog das Paar durch den Saal, wie ein mit Kraft entfesselter Kreisel, und die Geigen fiedelten dazu und die Pfeifen jauchzten. Eine Stunde später stand der Bursche mitten im Raum und ballte trotzig die Faust. Das Mädel kauerte in einem Winkel und schluchzte. Der erste Verdruß. Eifersucht. Als sie nachher mit einem anderen Tänzer reigte, nahm auch August eine Andere und raste mit auffallender Lustigkeit durch den mit Weindunst erfüllten Saal. Lange schon hatte die Gesellschaft sich zu lichten begonnen und von den noch Anwesenden waren die meisten betrunken oder standen gelangweilt umher. August und das Dirndel, mit dem er in Feindschaft lebte, waren nicht mehr zu sehen. Die Nacht war stille geworden. — Als wieder nach Stunden zu einem Hinterpförtchen des Gebäudes ein junges Menschenpaar hinausschlich

und flüchtig sich verabschiedete, klotzten auf dem Wege die schwerfälligen Schritte von Holzhauern dahin, die in den Wald gingen zum Tagwerk, vom Zellerthurme herab tönte die Glocke zum Frühgebete, aber Nacht war es immer noch, und immer noch Nacht.

August war in scharfem Morgenfroste müde nach Hause gegangen, um sich auszuschlafen. Aber aus dem Schlafe weckte ihn — zuerst eine Weile sich mit Traumvorstellungen verflechtend — ein stechender Schmerz in der Brust. Er konnte nicht mehr Athem holen. Schüttelfrost riß ihn hin und her, Stirn und Hände waren glühend. Als der Doctor erschienen war und ihn untersucht hatte, sagte er nicht, es werde sich bald wieder geben, er sagte gar nichts und am neunten Tage fertigte er den Todtenschein aus. — Zuversicht für die Zukunft, Freude, Gesang, Schäkerei und Scherzen, Bekanntschaft machen, sich nahen und vertrauen, sich umfangen und kosen im Reigen, sich entzweien, sich meiden und suchen, sich wieder finden, versöhnen, müde gehetzt durch Lust und Zorn sich endlich in wild entfachter Gluth zu Tode herzen ... das alles in einer einzigen Nacht! — Also kann der Mensch ein ganzes Leben auskosten, während die Sonne ein einziges-mal abwesend ist und hinzieht über die Häupter der Gegenfüßler.

Liebe hat sich die Nacht erkoren; nicht allein die irdische, sondern auch die himmlische Liebe. Die längste Nacht des Jahres ist auserwählt, das Heil zu fassen, welches das Christkindlein vom Himmel gebracht hat. Zum innigsten, gemüthvollsten Feste, das wir feiern, brauchen wir die Sonne nicht, wir begehen es in der Nacht; die kalte, kurze Christtagssonne stört uns fast bei diesem Feste, wir blicken nicht ins Weite hinaus, wir verinnerlichen uns, wir weben uns in die Welt des Herzens ein.

Nach Monden, wenn Tag und Nacht in gleicher Wage stehen und das Zünglein senkrecht gen Himmel weist, wendet sich Samenkeim und Menschenherz nach auswärts. Ungeheuere Mächte der Natur werden sichtbar in lieblichster Gestalt, und alles, was wir sehen, hören und fühlen, bedeutet Auferstehung, neues Leben.

Und wieder nach wenigen Monden ist der Höhepunkt des Lichtes, der Herrlichkeit erreicht. Der lange Pfingsttag ist über alle Maßen schön, und wenn es auf Erden etwas noch Schöneres giebt, so ist es die Pfingstnacht. Die stille, laue, blüthenduft durchhauchte Nacht mit der flimmernden Sternenkrone darüber. Und wie ist sie durchfluthet vom alllebendigen Leben! Die Wässerlein, die Heimchen rieseln, die Nachtigallen, die seligen Herzen schlagen. — In einer solchen Nacht war's, in dem kurzen Weilchen, als der Sommertag sein Auge schloß, da hat meine Lippe das erstemal die Lippe des Weibes gefunden. Ein holdes Kind, das mich mit Bangen und Zagen erfüllte seit manchem Jahre! Ganz im Zufall war's, ich schritt durch den Garten, weil es mir Sünde dünkte, eine solche Nacht zu verschlafen, und eine Sünde wollte ich nicht begehen. Da begegneten wir uns zwischen Rosenbüschen.

„Bist Du auch noch wach, Maria?" fragte ich sie leise.

„Es wäre ja Sünde, eine solche Nacht zu verschlafen," antwortete das Mädchen. Auch sie also, und sündigen wollten wir Beide nicht.

Nach diesen Worten standen wir so ein wenig nebeneinander und schwiegen. Im Sternenschein hatte ich ihr liebes Angesicht bisher noch nie gesehen .... Wenn man am Ufer eines Flusses steht und lange hinabblickt in die Wellen, so kann es sein, daß der Leib unwillkürlich sich hinneigt, sachte

nach vorwärts und immer weiter, bis man in die Fluth stürzt. So ähnlich muß es auch damals gewesen sein in der Pfingstnacht. Nachdem ich dem Mädchen eine Weile in das liebe Angesicht geschaut, muß ich plötzlich die Besinnung verloren haben. Als ich mich wiederfand, hing meine Lippe an der ihren. — Hierauf gingen wir noch eine süße Weile Arm in Arm zwischen den Rosensträuchern hin und her. Ich konnte mich vor Ueberraschung nicht fassen darüber, was mir da passirt war . . .

In einer solchen Nacht war es auch gewesen — ein halbes Jahr nach meiner Schlittenfahrt nach Mariazell — daß dort im Thale der Grünau vor einem Muttergottesbilde ein junges Weib lag und bitterlich weinte. Sie klagte es der heiligen Jungfrau; drüben auf dem Kirchhofe modert ein junger Mensch und sie ist von dem losen Geschicke dazu auserkoren worden, diesen Menschen zu erneuern... Er soll wieder auf Erden sein zum Schäkern und Kosen. Und darüber wird so viel Glück und Tugend und Ehre zunichte. — Dort unten im Thale steht ein weißer Punkt, es ist die Mühle. Der junge Müller schläft jetzt ahnungslos, weiß nichts davon, daß morgen Früh seine Braut kommen will und ihm gestehen: Mein lieber Anton! aus unserer Hochzeit kann nichts werden! — Und wenn er fragt: Warum? Dann — dann — der rauschende Mühlbach wallt den Rädern zu. Die Ewigkeit ist auch ein Rad. Wäre es nicht besser, früher als nachher? — Ueber dem Oetscher ist ein Gewölke aufgestiegen, in welchem es wetterleuchtet. Das junge Weib athmet auf, diese eherne Ruhe der Nacht war ja eine Pein für ihr in heißem Unfrieden pochendes Herz. Auch über den Zinnen des Hochschwab blitzt es, über der Hohen Veitsch, ringsum, und der rothe Schein prallt an die Kreuze und

an die weißen Mauern des Kirchhofes. Dumpf und noch wie halb erstickt rollt ein Donner. Schwüle lastet die Luft und über den Bergen legen sich blasse Nebel herab. Plötzlich ein greller Blitz, daß die dreithürmige Vorderseite der Wallfahrtskirche wie eine dreifache Riesenflamme aufzulodern scheint. Nach dem Knalle schaut das junge Weib verwundert um sich. Ist denn nichts geschehen? Ich bin noch? Der lieben Frau heiliges Haus steht noch? — Durch rieselnden Wetterregen dämmerte der Morgen. Wieder tönte die Glocke zum Frühgebete, wie damals, als er von ihr gegangen. Der junge Tag bringt frischen Muth. Wozu, so fragt sie sich, so viel Herzleid werfen auf ihn, auf mich! Ich kann ihn ja doch nimmer lassen. Vielleicht läßt sich's bemänteln, und wir sind Beide glücklich. Aber in die Kirche will ich jetzt gehen und beichten, damit mein Gewissen Ruhe findet.

Es ist Sonntag. Das junge Weib steht in der Kirche hinter einem Pfeiler. Links ist der Beichtstuhl und dort rechts am Seitenaltare steht der junge Müller, ihr Bräutigam. Sein lichtes Haar legt sich in zwei Büschlein weich über die Stirn herab, sein blaues Auge ruht im Gebetbuche. Er ist schön und gut und fromm. Im Winter zu Mariä Lichtmeß hat er sich ihr in Ehren vertraut. Damals hatte sie es freilich noch leicht, die Stunde der Nacht zu verschweigen. — So steht sie jetzt zwischen Beichtstuhl und Bräutigam. Gerade vor ihr prangt das Gnadenbild der Mutter Gottes. Dieses fragt sie jetzt in Gedanken: Soll ich links hingehen und beichten, oder soll ich rechts hingehen und beichten? — Es geschieht keine Antwort. Also fragt sie das zweitemal: Soll ich's dem Priester gestehen oder dem Bräutigam? Starr und stumm bleibt das Bild und ruhig wie stehende Goldlanzen brennen an beiden Seiten die Lichter. Sachte

beginnen diese Lichter sich jetzt in gleicher Reihe zu heben, emporzuschweben, durcheinanderzutanzen — — — — —

Als sie wieder zu sich kommt, sieht sie über sich den freien Himmel und ihr Haupt ruht im Schoße des Bräutigams, der ihr mit feuchtem Tuche die Stirne kühlt.

„Was ist denn das mit Dir?“ so fragt er sie. „Du bist in der Kirche umgefallen wie ein Block.“

„O mein lieber Franz, freilich bin ich gefallen,“ sagt sie.

Er läßt sein Auge ruhen auf ihrer Gestalt, aber es ruht nicht, es ist unstet. „Johanna,“ sagt er hernach, mit einer Stimme, die wankt und zittert, „Johanna, ich weiß nicht — Du kommst mir nicht recht vor....“

„— Wird Dich nicht betrügen,“ sagt sie, preßt ihr Antlitz krampfig in seinen Oberschenkel und beginnt so heftig zu schluchzen, daß ihr ganzer Leib erbebt.

Der junge Müller sagt nichts mehr. Eine Weile läßt er sie noch kauern an seinen Beinen, endlich schiebt er sie sachte von sich, so daß sie auf dem Rasen liegt. Ganz langsam schreitet er in seiner strammen, markigen Gestalt zwischen den Häusern entlang, er darf nichts merken lassen, was in ihm vorgeht. Als er draußen zwischen Feldern und Wiesen ist, hebt er an schneller zu gehen, fast zu laufen, bis er nach Hause kommt auf die Mühle. In seiner Stube setzt er sich an den Tisch, mit rollenden Augen und zitternder Hand schreibt er einen Brief. Aber als der Mühljunge damit über die Matte hinanläuft, ruft der Müller denselben noch einmal zurück, reißt ihm den Brief aus der Hand und schleudert das Papier zerknüllt in den Mühlbach. Das zweitemal setzt er sich hin und schreibt — diesmal weniger aufgeregt, aber bei feuchtem Auge. Das heiße Herzweh jetzt ist doch süßer, als vorhin der harte Zorn. „Den giebst ihr,“

sagt er, das Blatt versiegelnd, zum Jungen, „wo sie wohnt, weißt Du, sie wird wohl schon zu Hause sein."

Als nach zwei langen Stunden der Müllerjunge nicht zurück ist, eilt der Franz selbst hinan gegen den Markt, da begegnet ihm unterwegs der Knabe, er bringt den Brief wieder mit und berichtet, daß er die Johanna nirgends gefunden habe. —

Ich bin jetzt zu Ende. Man hat sie nirgends gefunden, nicht daheim bei ihrer alten Muhme, nicht beim Bruder, nicht bei Bekannten, nicht in der Kirche, nicht vor derselben auf dem Rasen. Man hat den ganzen Ort durchstöbert, man hat die Gegend durchsucht, man hat hinausgeschrieben ins weite Land. Nirgends eine Spur. Und bis zum heutigen Tage liegt über dem Geschicke dieses jungen Weibes geheimnißvolle Nacht.





Die unumworbene Schöne.

Ein ländliches Bildchen.

Sitzen sie da, ihrer Drei, Jedes mit seinem Instrumente, Saiten und Pfeifen! Aber die letzteren werden geblasen, ohne daß sie tönen, anstatt Klang — Rauch! Da hast du etwas Armseliges gelernt, du derber, zuhabiger Bursch! Wird dir nicht unbehaglich, wenn du siehst und hörst, wie die Töne der anderen Instrumente so lieblich schmiegsam, so verständnißinnig und traut zusammenklingen?

Was mögen sie spielen auf ihren bäuerlichen Lyren? Was mögen sie singen dazu? Von Haß? Von Heldenthaten hoch zu Roß? Von Schlachten und vom Sterben? Ich glaube nicht. Da klingt durch der Menschheit Kette von Glied zu Glied ein süßes gluthheißes Lied, verstanden von allen Geschlechtern, verstanden zu allen Zeiten. Die gewaltigsten Thaten, die gräßlichsten Leiden, die unergründlichsten Sünden, die herrlichsten Tugenden werden wie bunte Perlen aneinandergefügt, zusammengehalten von dem goldenen Faden des Liedes, dessen erster und letzter, dessen einziger Laut das jauchzende, zagende, weinende Stammeln ist: Ich liebe dich!

Ob nun einer seinem Schatze dieses Lied singt oder spielt, oder schweigt oder raucht, das ist eigentlich einerlei, die Hauptsache dabei sind funkelnde Augen und frischrothe Lippen. — Na also, da sitzen sie beisammen.

Die beiden alten Knaben strengen sich tapfer an um die dralle Agathel.

Am Sonntag Nachmittag ist's, dachte sich die Agathel, sie nehme ein wenig die Zither auf den Schoß, um Gott zu Ehr einen Steirischen aufzuspielen. Und wenn's die Mannsleute hören, die draußen vorbeigehen und stehen bleiben, so ist das auch kein Unglück. Na freilich ist's kein's, du feines Dirndel, du!

Und der Sägemeister Luidel hört's, stellt sich bald ein mit seiner „Zupfgeigen", die er gerade vom Wirthshaus mit heimtragen will.

„Bist leicht allein daheim, Dirndel?" fragt er. „Nachher will ich Dich ein bissel begleiten."

„Wenn Du gut begleitest," antwortet sie, „so thun wir halt eins miteinand."

Er zwinkert sie an. Er st in den Jahren, wo die Liebe das zweitemal blüht — eine ganz verhexte Zeit, wenn der Apfelbaum zarte Röslein trägt im Herbst, da auf anderen Bäumen schon die reife Frucht prangt. Aber es macht nichts, die Leute eilen zusammen und rufen: Seht, da blüht noch ein Apfelbaum! Und schier so guckig werden die jungen Dirndeln, wenn ein Mannsbild den Johannestrieb ansetzt.

Der Luidel weiß so alte Volkslieder und erwischt alsbald das richtige.

Klimp — klimp — klimp, auf den Saiten, und er hebt an:

„Ich hab' Dich lieber als Haus und Ham (Heim)
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram (träume)."

Hier wird er schon unterbrochen. Der Halter-Michel hat im Vorbeigehen das Klingen gehört, und hätte er es auch nicht gehört, er wäre doch in die Hütte geschlichen, denn draußen unter freiem Himmel könnte es regnen. Es war zwar ganz heiter und kein Wölklein stand am Himmel; um so besser, braucht sich Einer nicht zu eilen auf dem Heimweg, kann sich ein wenig aufhalten bei der Agathel.

Eintretend sieht er, der Michel, es ist schon Einer da. Das macht nichts, ihm — das weiß er aus Erfahrung — ihm wird nicht leicht Einer gefährlich. Er braucht sein Liebeslied gar nicht zu singen, er schweigt es den Weibern vor, und Jede hört ihm zu, so schön kann er schweigen. Der Michel setzt sich neben das Dirndel auf die Bank und sagt bedächtig: „Na, spielt's eins, Allzwei, ich hör' Euch zu.“ Sonst sagt er nichts, zündet die Pfeife an und hört auch schon zu.

Der Luidel läßt die seine gar nicht ausgehen, auch beim Singen nicht. Also klimp — klimp — und fährt fort, zwischen Zähnen und Schnurrbart hervor also zu singen:

„Ich hab' Dich lieber als Haus und Ham,
Und als mein Bett, wo ich schlaf und tram,
Ich hab' Dich lieber als Roß und Wag'n,
So lieb — ich kann Dir's gar nicht sag'n.“

Jetzt klimpert auch sie auf ihrer Zither, schlägt die Augen nieder und singt mit feiner, weicher Stimme:

„Ich hab' Dich lieber als Kuh und Gas (Geiß),
Als Milch und Butter, als Rahm und Kas (Käse),
Ich hab' Dich lieber als Zucker und Meth,
Mein feiner Bursch, Du glaubst mir's net.“

Hierauf wieder der alte Luidel:

„Ich hab' Dich lieber als die Kugelstatt,
Wann's auch neun neue Kegel hat,

Ich hab' Dich lieber als Bier und Wein,
O wann ich nur oft bei Dir kunnt sein."

Dann das Dirndel:

„Ich hab' Dich lieber als mein' Mutter gar,
Ich hab' Dich lieber als das Kranzel im Haar,
Lieber als Vetter und Muhm, als Godel und Göd,
Mein Knab' nur weitersag'n thu's net."

Und jetzt klingen Zither und Guitarre, ihre Kehle und seine Kehle zusammen:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt Eins dem Andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."

Das Lied ist aus. Der Luidel klimpert eine Weile nach, der Michel bläst ein paar Rauchwölklein von sich und schmunzelt. Die kann sich verstellen! Das ist sein Gedanke.

Die Agathel thut, als wäre er gar nicht da, der Halter-Michel. Sie spricht nur mit dem Luidel und sagt: „Willst Du heut' noch hinüber in den Kargraben?"

„Na freilich," sagt der Luidel.

„Nachher hast bald Zeit, daß Du gehst. Der Weg ist weit hinüber in den Kargraben."

„Wenn ich auch in die Nacht komm', das macht mir nichts," sagt der Luidel.

„Es wird aber stockfinster werden unterwegs in den Kargraben," giebt das Dirndel zu bedenken, „und Morgens wirst zeitig bei Deiner Holzsäg' sein müssen. In Deinem Alter braucht der Mensch schon nachtschlafend' Stund."

Jetzt schaut der Luidel einmal auf. Er schaut das Dirndel an, er schaut den Burschen an, der neben ihr sitzt und jetzt sachte seinen Arm um ihren Nacken legt.

„Ihr Saggera!“ murmelt er endlich, „mir scheint, Ihr wollt mich draußen haben! Ist ja rechtschaffen lieb von Dir, Agathel, daß Du Dich so bekümmerst um meine nachtschlafend Stund; solltest es schon wieder vergessen haben, was Du mir just voreh zugesungen hast?“

„Was hab' ich Dir denn zugesungen?“ lacht sie. „Ich hab' halt ein altes Lied gesungen, Du hast mich begleitet, und wen ich gemeint hab' im Lied, das geht Niemand nichts an.“

„So!“ murmelt er. „So! Seine hageren Finger zupfen noch ein paarmal an den Saiten, dann sagt er: „Ist mir schon um jeden Ton leid, den ich hab' losgelassen, meiner Seel'!“ Packt die Guitarre zusammen, wirft den Rock über die Achsel und stolpert schiefeckig zur Thür hinaus.

„Und jetzt, Michel, jetzt singen wir Zwei!“ sagt die Agathel schneidig zum Burschen.

„Singen?“ antwortet dieser langsam, „singen ist mir zu ödweilig.“

„So spielst halt eins auf der Zither.“

„Zitherspielen? Ah na, das kann ich nit.“

„Ja, was willst denn nachher da?“

„Ich? — Was ich will? — Dirndel!“ Er legt den Arm noch enger um ihren Nacken und will es so einrichten, daß seine Wangen den ihren nahe kämen.

Die Agathel steht rasch auf und sagt: „Bübel, Du irrst Dich! Geh Du nur hinab ins Kroißdorf, dort ist Eine, die verlangt sich nach Dir. Im Tannerhof wartet auch Eine auf Dich. Willst Du eine Dritte foppen in diesem Monat?“

„Warum,“ so meint nun der gedäftete Michel mit träger Geberde, „warum hast denn nachher den Sägemeister fortgeschickt?“

„Damit ich Dich nachschicken kann.“

„Wenn ich aber nit geh?"

„Nachher wirst halt fliegen."

In dem Augenblicke weiß der Halter-Michel nicht recht, wie das gemeint ist. Wie kann er denn fliegen, wenn er kein Vogel ist? — Nicht lange Zeit vergeht und er begreift. Ein strammer, bildhübscher Jäger tritt in die Stube. Die Agathel geht ihm entgegen, giebt ihm die Hand und sagt: „Grüß Dich Gott, Anton!"

Der Jäger hat ein glühendes Auge, mit diesem schaut er zuerst das Dirndel an und dann den Halter, der mißmuthig in der Ecke kauert.

„Was will denn der da!" sagt der Jäger, zwar fast leise sagt er's, aber der Michel ist nicht schwerhörig. Ziemlich flink steht er auf und eilt zur Thür hinaus.

Auch wir glauben, daß wir überflüssig sind in der Hütte, daher treten wir ins Freie — wegen der gesunden Luft. Doch mögen wir es nicht lassen, an der Wand ein bißchen zu horchen. Drinnen wiegen und schmiegen zwei schöne Stimmen sich aneinander und singen trautsam leise:

„Wir haben uns gern, so gern, so gern,
Kunnt Eins dem Andern nit lieber wern.
Das Gernhab'n, ach, das ist ein' Freud,
So groß, wie die himmlisch' Seligkeit."



Wie die Bauern Politik treiben.

Wie die Leute überhaupt Politik treiben, darüber ließe sich manches possierliche Capitel stellen. Am possierlichsten aber treiben die Bauern Politik. Am Werktag thun sie's nicht, und daran unterscheiden sie sich von den Stadtleuten. Am Sonntag thun sie's, denn eine Unterhaltung muß der Mensch auch haben.

Sitzen ihrer Etliche beim Jagerhansel in der Stube. Ein paar Stamperln Schnaps — und Tabakrauchen dazu. Der Roß-Masel ist auch da; kommt weiter herum in der Welt, der Masel, als die Anderen, denn er ist Pferdehändler und hilft eigentlich dem Kaiser regieren. Wenn Kriegsrüstung ist, so wird der Masel befragt, wo in der Gegend die besten Rösser sind. Freilich, der Masel kann schon was wissen. Sagt aber nicht viel aus; kaiserlicher Geheimrath könnte er sein, so geheim hält er's mit der Politik. Ja, wenn Der reden wollt'! Im Jahre Neunundfünfzig, wie wir mit den Italienern Krieg bekommen haben, hat er's monatelang voraus gewußt, aber nicht ein Sterbenswörtel geplaudert. Erst später hat er's gesagt. Im Sechsundsechzigerjahr hat

er's vorausgesagt: die Preußen kommen! Und sind richtig gekommen. Ueber die Donau haben sie freilich nicht mögen, weil die Oesterreicher in Maria-Taferl mit den geweihten Glocken so viel geläutet haben, daß den Lutherischen die Kurasch ist vergangen! Das Läuten und das Beten, natürlich hilft's! Hätt' der Benedek bei Königgrätz aufs Beten nit vergessen, es wär' anders ausgefallen. Der hat aber höllisch geflucht und sakermentirt. Na, so ist halt nachher die Sau fertig gewesen.

So pflegt es der Roß-Masel auszulegen. Aber erst wenn er ein paar Gläseln „Geist" in sich hat. Ohne Geist kann er nichts machen, der Masel, ohne Geist scheint er so wenig zu wissen, als die Anderen.

Heute sitzt er unter den Bauern und erzählt. Sie sperren Mund und Augen auf, denn bei den Ohren allein können die Neuigkeiten unmöglich alle hineingehen, die der Masel vorbringt, sie sind zu groß.

Anfangs hat ihn der Zaun-Peter gefragt: „Nau, Masel, was giebts Neues?"

Zuckt der Masel die Achseln und nichts weiter. Kommt das erste Glasel „Geist".

„Werden wir Krieg kriegen?" fragt der Peter.

Wieder ein Aufschupfen mit den Achseln: „Möglich ist's schon!" Und nichts weiter.

Nach dem zweiten Glasel thut er frischen Tabak in den Mund, denn Raucher ist er keiner, und fängt an: „Jetzt werden wir bald Sauerampferblätter beizen müssen; wie man hört, wollen die Ungarn keinen Tabak mehr ins Land lassen."

„Oho!" sagen die Bauern.

„Die Ungarn sagen, sie wollen mit Oesterreich nimmer zusammenhalten und sie wollen ihren König allein haben

und erlauben es nit, daß er nebenbei auch noch Kaiser von Oesterreich ist."

„Sackra! nachher setzt's was!" knirschen die Bauern. „Jagerhansel, bring' noch ein Glasel!"

„Mit dem Russen, heißts, soll's losgeh'n," bemerkt der Peter.

„Uns thut er nichts, der Russ'," berichtet der Masel, „aber auf die Bulgarner hat er's scharf! Die Bulgarner, das sind schon halbe Türken, die wollen dem Russen das Rußland wegnehmen. Da hat der Russ' gesagt: Ueber mein' Leich' geht der Weg ins Rußland."

„Kann ihnen auch so passiren, wie den Franzosen, Anno Dreizehn," sagt der Peter, „daß sie einfrieren, und im Sommer, wenn sie auflannen (aufthauen), sind sie hin."

„Kein Türk' ist sein Lebtag noch nit eingefroren," belehrt der Roß-Masel, „der weiß sich schon warm zu machen, mein Lieber, der thut sengen und brennen!"

„Haus Oesterreich hat aber doch dem Türken Bosnien wegthan," meint der Peter.

„Ist nur ein Köder, mein Mensch, nur ein Köder. Haben wir uns nur erst fest verbissen ins Bosnien, schwubs, wird der Türk anziehen und uns drin haben in der Türkei!"

„Ist mir auch recht," bemerkt jetzt der alte Wagner-Toni, „nachher geh' ich kirchfahrten nach Jerusalem ins heilige Land."

„Daß aber das heilige Land noch alleweil den Türkenheiden gehört!" sagt der Peter kopfschüttelnd.

„Weil sie's nit hergeben," belehrt der Masel. „Der Napoleon hat's eh haben wollen und hätt' dem Türken ganz Italien mitsammt der Romstadt geben mögen fürs heilige

Land, aber der Türk' hat gesagt: Na, das Italien mag ich nit; sein mir z'viel Banditenrauber drinnen."

„Mit Haus Oesterreich steht Italien jetzt so weit gut?" fragt der Peter.

„Der Kaiser Franz Josef ist mein Freund, hat der Victor Emanuel gesagt."

„Der Victor Emanuel lebt ja gar nit mehr!" wendet der Peter ein.

„Ist alles Eins, hat's halt der Pimonteser-König gesagt."

„Uh Narr, Pimonteser-König giebt's auch schon lang' keinen mehr. Nur einen König von Italien.

„Na, so hat's halt Der gesagt," verbessert sich der Masel, „aber die Tiroler, sagt er, möcht' ich haben! Das sind schneidige Leut, und schießen können sie wie die Höllteufel, soll er gesagt haben."

„Ja, die Tiroler werden ihm was pfeifen. Die werden ihm's accurat so machen, wie dem Franzosen, Anno Neun!" ruft der Peter. „Ins Gebirg, wenn die Bauern nit wollen, kommt kein Feind herein. Piff! Puff! Hei, das möcht' ich sehen, was mir so ein Wällischer ins Suppenhäfen zu gucken hätt! — Schaut's die Schweizer an! Ein kleines Häuflein, aber fest bleiben sie."

„Hast nichts gehört, Peter," sagt jetzt der Roß-Masel, „kürzlich hat ein reicher Engelländer das Schweizerland kaufen wollen. — Verkaufen thun wir's nit, haben die Schweizer gesagt, aber verpachten auf ein Jahr, wenn du willst, und kannst nachher in unserem Schneegebirg umsteigen, so viel du magst. — Ob er zum Schneegebirg den Schweizerkäs auch thät' dazukriegen? fragt der Engelländer. Nein, den müßt er sich extra kaufen. — Auf das hat sich der Handel zerschlagen."

„Schon sakrisch viel Geld müssen sie haben, die Engelländer," meint der Toni.

„Ist keine Kunst, Geld haben, wenn ich die vielen Soldaten und das groß' Kriegführerwesen nit zu erhalten brauch!" bemerkt der Peter. „Bei den Engelländern wirst nit so viel Kriegsgespiel finden, wie anderswo!"

„Ich denk', Engel werden sie auch nit sein, und wenn sie zehnmal Engelländer heißen."

„Wenn's wahr ist!" sagt der Peter, „Engländer heißen sie nit der Engel wegen, aber weil sie so viel ein enges Land haben. Lauter Wasser. Ist mehr Fisch als Mensch, der Engländer. Deswegen soll er auch so kaltblütig sein. Beim Franzosen, sagt man, ist's umgekehrt, der thut lieber fliegen als schwimmen."

„Daß die Franzosen halt alleweil noch keinen Kaiser haben, glaub' ich!" bemerkt der Toni.

„Brauchen keinen," belehrt der Peter. „Die Franzosen, die thun abwechseln mit dem Regieren. Heut' zum Beispiel ist's ein Doctor, der regiert gut; da kommt ein Kaufmann und sagt: Ich kunnt's besser! — Gut, sagt der Doctor, so setz' Dich Du herauf, und steigt vom Thron. Morgen kommt ein Landwirth, der schreit: Nichts nutz, Kaufmann, wie Du regierst! — Wer's besser kann, sagt der Kaufmann, der soll hergehen. Einer um den Andern. So sollen sie's treiben. Ob's wahr ist, weiß ich nit."

„Krieg führen will der Franzos, hab' ich gehört, mit dem Preußen Krieg führen," weiß der Masel zu berichten. „Soll ihm letztlich einen Brief geschrieben haben, der Franzos, dem Preußen. Da drin soll gestanden sein: Preuß', mit Dir hab' ich noch eine Abrechnung. Von Anno Siebzig her. Jetzt hab' ich eine Million Soldaten und neue Kugelspritzen, die

viel besser sind, wie dieselben von Anno Siebzig. Jetzt wollen wir's wieder probiren, wenn Du Schneid' hast! Gilts? — Der Preußenkönig ist hundert Jahr alt, der hat ihm geantwortet: Es gilt. Aber wenn Du so gut sein willst und etliche Wochen warten. Ich bin mit meinen Soldaten noch nit ganz fertig. Nachher wollen wir uns schon verläßlich einstellen. — Auf das geht der Bismarck her, zerreißt den Brief, haut mit seiner Faust auf den Tisch und sagt: Wir sind gestellt! Heut lieber wie morgen! — Der Franzos soll sich nit mehr gemuxt haben."

In meiner Jugend kam eines Tages ein Handwerksbursche in unser Haus, der wußte zu erzählen, daß der böhmische König seine Hauptstadt Prag verspielt habe, und zwar beim Brandeln (ein beliebtes Kartenspiel) im Wirthshaus; aber man dürfe sich kein gewöhnliches Wirthshaus denken, sondern einen goldenen Palast, und die Spielkarten seien von Seiden gewesen. — Derselbe Handwerksbursche sprach auch folgendes Prophetenwort: „Bei der Achtundvierziger Revolution hat man Die gezählt, die gefallen sind; bei der Achtundneunziger Revolution wird man Die zählen, die lebendig bleiben."

Daß Josef II. nicht todt ist, weiß man im Volke allenthalben, er ist nur irgendwo eingekerkert, aber wenn die Zeit kommt, wird er das Volk erretten aus Noth und Bedrückung. Uebrigens aber ist der Antichrist im Anrücken, der will nur eitel Geld und Gut haben und dem Papst sein Land und seine Schlösser wegnehmen und Gold und Edelgestein aus den Kirchen rauben. Aber der Erzengel Michael wird dem heiligen Vater all seine Besitzthümer wieder zurückerobern.

So pflegen die Leute Altes und Neues durcheinander zu stellen und manchmal vielleicht sogar Eines durch das Andere bedeutsam zu machen. — In Kriegsgefahr, wenn viele

Soldaten ausgehoben werden, steigert sich die Phantasie der Leute ins Ungeheuerliche. „Alles muß fort, Alles was Hosen trägt. Auch die Weiber müssen mit den Ofengabeln ausrucken. Wien brennt. Drei Feldherren sind schon erschossen worden. Jetzt heißt's nimmer, die blaue Donau, jetzt heißt's: die rothe Donau. Man darf kein Salz und keinen Tabak mehr kaufen, alles vergiftet! Der Garibaldi ruckt an, der soll gesagt haben: heuer wird ein gutes Jahr sein, werden auf allen Lärchbäumen Bauern wachsen!" Und so fort. Einer oder der Andere hält eine Zeitung. Eine solche pflegt schon für sich zu übertreiben, der Bauer übertreibt weiter; wo sie aufhört, fängt er an, und mißversteht das Zeug und mischt allerhand durcheinander.

Manch alter deutscher Hintergebirgler, der sonst seine fünf Sinne ganz brav beisammen hat, wenn sichs um seine enge, greifbare Welt handelt, weiß heute noch nicht, daß ein Deutsches Reich existirt mit dem Kaiser in Berlin. Und er braucht's auch nicht zu wissen. Er ist im Steuerzahlen und Soldatenerziehen ein guter Oesterreicher und in seinem Blute, in seinen Sitten urdeutsch. Er weiß auch das nicht; seine Sach' ist, daß er friedlich lebt und tüchtig arbeitet. Des Himmelkommens wegen muß er Sonntags fleißig in die Kirche gehen und des Durstes wegen auch manchmal ins Wirthshaus, wo nachher manchmal ein wenig in obiger Weise politisirt wird.

Was den Ernst anbelangt, weiß ich nur so viel: aus Kriegslust wird der Bauer nicht ausrücken, wenn aber der Feind einmal ins Land brechen will, dann nimmt der Bauer sein Beil oder seinen Knittel und schlägt gewaltig drein.

Und hierin ist die Bauernpolitik die gründlichste.

Die schlaue Mariandl.

Das Thal von Kapfenberg bis Aflenz kennen zu lernen, kann Niemandem schaden. Es ist ein steirisches Gebirgsthal, wie es „im Buch steht". Auf dem Boden des Curortes Steinerhof wandelnd, sieht man noch die schönen Berge des Rennfeld, des Floning und andere Almen im freien Sonnenschein. Wir wandern den Thörlbach entlang aufwärts bis zum Felsenblock, auf welchem die grünen Almen des Floning aufgebaut sind. Hier engt sich das Thal; an beiden Seiten steile, üppig bewaldete Berghänge, an den Lehnen manch kleines Aeckerlein oder eine Matte mit Heuduft. Im tiefen Grunde die weiße breite Straße mit massigem Geländer hin und hin, und mit den drei Telegraphendrähten darüber. Daneben rauscht und tost zwischen wuchtigen Felsblöcken das Wasser, oder es wallt rasch und weich über die Steine hin, die in den Jahrtausenden von der grünlichen Alpenfluth glatt geschliffen worden sind. Wo neben Straße und Fluß noch ein grünes Wieslein Platz hat im Thale, da liegt es zwischen Silberweiden, Schlehdornsträuchern und Eschen. Dort auf dem Hange oder hier in der schattigen Nebenschlucht blinken zwischen

Linden, Ahornen oder wilden Kirschbäumen die taubengrauen Dachbretter eines Hauses hervor, ein wehmüthig Denkzeichen an die Zeiten, da diese Berge noch der Tummelplatz fleißiger Bauern gewesen sind. Heute versinkt alles in die Schatten der aufwuchernden Wildniß, und nur der stattliche Eisenhammer im Thalgrunde sucht mit dem Klingen seiner Werkzeuge das Jodeln und Jauchzen zu ersetzen, das ehedem die Gegend belebt hatte.

So schlängelt sich das Thal zwischen den waldigen Bergen hin, und oft muß der Weg den rollenden, grollenden Bach auf festen Brücken überspringen. Dann wieder eine räucherige Holzhauerhütte, deren Fugen der Wandzimmerung mit Kalk verklebt sind; davor, schier unter dem Schatten des aufsteigenden finsteren Fichtenwaldes, ein Gärtlein mit kümmerlichen Kohlpflanzen und freundlichen Nelkenstöcken.

In einer dieser Holzhauerhütten war ich vor Jahren Zeuge eines Strafgerichtes gewesen. Wilde Nachbarsjungen waren in den Ziegenstall gedrungen und hatten ein Zicklein entführt. Einer hatte sogar ein Schußgewehr bei sich, um dem Kohlenbrenner die Hühner abzuschießen. Ich kam hier gerade zurecht, wie die Jungen vom eigenen Vater den Lohn erhielten; aber Einer davon sagte während der Prügel zu seinem Vater: „Schlag zu, schlag zu! Bist selber ein Wilddieb!"

Ein paarmal leuchtete aus dem Hintergrunde dieses Thales über dem Waldkamme das weiße Gewände des Fölzsteins auf, denn endlich treten wir in das engere Bereich der Hochschwabkette. Das Thörl bei Aflenz mit seiner uralten Felsenruine ist der Eingang. Hier gehen an beiden Seiten von den Hängen Felsenrippen nieder, die das ganze Thal einengen nicht bloß zu einem Thor, sondern sogar zu einem Thörl, durch das zwischen dem stattlichen Eisenwerk und

anderen Gebäuden, die sich gerade hier festgestellt haben, Straße und Fluß nur mit Mühe durchkommen. Knapp hinter der Enge zweigt sich das Thal; links geht's nach St. Gilgen und ins Herz der Schwaben hinein. Da drinnen steht auch jenes Wirthshaus, wo einmal ein übermüthiger junger Mensch gebührend bestraft worden ist, wie der Verlauf dieser Darstellung zeigen wird. Rechts führt die Straße über Aflenz und Seewiesen ins heilige Mariazell. Es lichtet sich die Gegend, und der befreite Blick fliegt munter ins weite, sonnige Bergrund von Aflenz. Da thut sich links ein Thal auf. An den Lehnen Wald und Matten, aber im Grunde, zwischen einzelnen Fichtengruppen, blasse Sandhalden, durch welche bescheiden ein kalkiges Bächlein rieselt. Im fernen Hintergrunde des Thales blauen finster und dräuend die wüsten Vorgewände des Hochschwab. Vielleicht auch liegt auf den weißen Wänden oder Schneefeldern der Mulden so greller Sonnenschein, daß es Dein Auge blendet, oder die gewaltigen Steinbilder sind mit Schneegestöber verschleiert, während im freundlichen Aflenzthale der milde Sommertag träumt. Dieses Hochthal heißt die Fölz. Es hat wunderbare Herrlichkeiten, und hier ist es, wo ich einst einen lebenssatten Weltling rufen hörte: „Jesus Maria! Und ein Mensch, der solches nicht geschaut, will gelebt haben!" Im Juli flammen in diesen schattigen Schluchten die Alpenrosen, die kein Thau des gischtenden Wildwassers zu löschen vermag. Und wenn Du weit hineingewandert bist in die Falten des Hochgebirges, und wenn Du Dich auf einen Stein setzest, und wenn zwischen den Baumkronen die lichten Wände niederschimmern, und wenn das Brausen der Fölz Dein Ohr betäubt, und wenn Du trotz alledem noch so viel Besinnung hast, um hier Deinen Imbiß einzunehmen, so schauen Dir dabei die Gemsen zu.

Du warnst sie: „Hütet Euch vor dem Jäger!“ — „Hüte auch Du Dich!“ hallt es zurück. „Du willst empor in die Steinwüste, sie ist für den Unbesonnenen voller Gefahren.“

Hier durcheilt man auf bequemem Postwagen eine der schönsten, abwechselungsreichsten Gegenden der steirischen Alpen. Bei den Klängen des Posthorns sind Wald, Wiesen, Dörfer, Ruinen, Wässer, Mühlen, Matten und Felsenberge noch wonniger zu schauen, als bei dem Pfustern der Locomotive. Und die Wirthshäuser! Und die goldhaarigen Schenkinnen! Das Posthorn lockt alles hervor. Der Dampfwagen schleift dicht von einem Kellnerfrack zum anderen und Du weißt nicht, was unsere steirischen Wirthinnen für holde Rosensträußlein in ihrem Mieder tragen.

Ein Wanderknab kümmert sich nicht um Postwagen und schaut lieber anderen Dingen nach, als den Rössern auf staubiger Straße. Saß also damals — als ich an einem himmelblauen Sommernachmittag in goldener Jugendseligkeit dem Thale entlang wanderte — unweit Thörl, unter dem Schatten einer Esche, ein liebliches Kind. Auf dem Schoß hatte es in blaues Tuch geschlagen einen flachen viereckigen Gegenstand, auf den es die Hände legte. So saß es da und schaute mir entgegen. Ich wußte nicht, wollte es auf mich warten oder mich vorüberziehen lassen, nahm aber das Erstere an. Ein rosiges Vollgesichtlein hatte es und zwei schwarze, kugelrunde Augen d'rin und ein feines Näschen, das sich so ein wenig aufstülpte, als wollte es sagen: „Bitte, wenn Du bei den Lippen was zu thun hast, ich stehe Dir nicht im Weg!“ Und welch ein Lippenpaar! Zwei rothe, sanft aneinander liegende Kißlein, so harmlos preisgegeben den Blicken des herannahenden Knaben. Ein schwarzseidenes Tuch hatte die junge Maid um das Haupt gebunden und darunter schlängelten sich an den

Stirnseiten so ein paar Goldlockenringlein herab, daß es schon des Teufels war.

So etwas hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich setzte mich zum Mädel hin, der Stein war breit genug für Zwei, nahm sie bei der Hand und sagte: „Das ist schön von Dir, Mariandl, daß Du auf mich wartest."

Wer wochenlang Zeit hat, der mag die Bekanntschaft mit einem herzigen Mädel unter „Sie" anheben; auf der Wanderschaft ist mir diese Umsiederei immer zu langweilig gewesen.

„Warten thu ich ja nicht," lachte sie, „ich will nur ein bissel rasten, weil ich gar in Kapfenberg gewesen bin, und Mariandl heiß' ich auch nicht."

„So?!" rief ich, „hab' doch gehört, daß in der Aflenzer Gegend alle sauberen Dirndeln Mariandl heißen. Was tragst Du denn da?"

„Da drinnen, da?" fragte sie und hob den tafelartigen Gegenstand ein wenig empor. „Das sag' ich nicht."

„Sicherlich ein schönes Muttergottesbild!"

„Nein, kein Heiligenbild ist es nicht," schmunzelte das Dirndlein.

„Oder der Liebste!"

„Keinen Liebsten hab' ich nicht."

„Oder hast Dich gar selber malen lassen!"

„Ja wohl, gewiß!" lachte sie auf; „malen lassen werde ich mich! Wer mich sehen will, der soll zu mir selber kommen."

„Das habe ich gethan. Malen kann man Dich doch nicht. Der Maler thäte früher mit der ganzen Staffelei niederbrennen vor lauter Lieb'."

„Da müßt' man halt löschen," meinte sie.

„Und ich möcht' so gern sehen, was Du da drinnen für ein schönes Bild hast."

„Ja, das glaub' ich!"

„Dirndel, zeig' es mir!"

„Das zeig' ich nicht her," sagte sie schalkhaft und legte die Hände fester über die verhüllte Tafel. Als ich sie des Rahmens wegen ein wenig befühlen wollte, schob sie meine Finger weg, sagte, sie könne ihre Lebenszeit hier nicht versitzen, und machte sich auf den Weg. Ich ging mit ihr und wir plauderten gemüthlich dahin.

„Wie alt bist denn schon?" war meine Frage.

„Kann Er gut rathen?"

Ich streckte meine zehn Finger aus: „Doppelt so viel!"

„Höher, Peter!"

„Höchstens noch einen dazu!"

„Stimmt."

Bei manchem Stadtfräulein dürfte man beim Errathen der Lebensjahre der Wahrheit nicht so nahe kommen.

Nun begegnete uns eine Kreuzschaar, die aus Mariazell kam. Hinterdrein kristelte Einer nach, der vielleicht bei der Rast in Aflenz sein Leben etwas zu sehr durchgeistigt hatte; er traf die Straße nicht immer haarscharf und trollerte ein paarmal an die Telegraphenstangen.

„Aber der ist fromm," sagte meine Begleiterin, „der telegraphirt sogar seinen Rausch nach Mariazell!"

Ich fragte sie nun, unsere Unterhaltung wieder anknüpfend, ob auch sie schon einmal in Mariazell gewesen sei.

Sie verneinte es.

„Aber," bemerkte ich nach dem bekannten Bauernspruch, „jedes Dirndel muß ja neunmal nach Mariazell wallfahren gehen, bis es einen Mann kriegt!"

„Ja," entgegnete sie, „und ein Mann muß neunmal nach Mariazell wallfahren gehen, bis er das Weibsbild wieder losbringt. Unser alter Knecht sagt's. So einen Spott brauch' ich nicht. Ich mag keinen Mann."

„Da hast ganz recht. Die Burschen sind auch viel feiner. Geh', Dirndel, gieb her Dein Bild, ich will Dir's tragen."

„Dazu bin ich schon selber stark genug," war ihre Antwort, und dabei nahm sie die verhüllte Tafel noch fester unter den Arm.

„Woher hast sie denn?" wieder meine Frage.

„Vom Kapfenberger Glaserer."

„Was ist denn d'rauf?"

„Das braucht Er nicht zu wissen."

„Wo gehst denn hin damit?"

„Heim."

„Ich geh' mit Dir."

„Der Weg ist breit genug dazu."

„Wo wirst denn das Bild aufhängen?"

„Halt über der Stübelthür."

„Zu Deiner Schlafkammer?"

„Kann schon sein."

In dem Augenblick stand's bei mir fest: Du gehst mit ihr! Sie mag hingehen, wo immer. Gottes ist die Welt überall, Du gehst mit ihr.

Vor dem Wirthshaus in Thörl werde ich sie — so viel mir noch erinnerlich ist, und was auch schicksam war — gefragt haben, ob sie nicht einkehren wolle? Nein, sie könne auch daheim trinken. Wartete aber doch nicht so lang. Auf dem Wege gegen St. Gilgen, unter einem verknorpelten Ahorn, ist ein Brunnen. Zu dem beugte sie sich nieder, nutzte die hohle Hand zu einem Schöpfer und trank.

„Kalt ist's!" sagte sie und schlenkerte von der Hand das Nasse.

„Jetzt geschwind ein Busserl d'rauf, daß es warm wird!" war mein Rath.

„Warum denn nicht!" sagte sie und trocknete die Lippen, „ein Busserl in Ehr'n geb' ich Bauern und Herr'n."

„Und laß mir auch das Bild ansehen. Ich bitt' Dich, Dirndel! lieb' Dirndel! deck's auf!"

„Oha!" rief sie, und es war so weit, daß sie mir die Tafel entwinden mußte. „Da zeig' ich's nicht her, weil Er so gamerig (darnach lüstern) ist! just nicht!"

Etliche Minuten später trat sie in ein Haus, über dessen Thüre Fichtenreisig und Hobelspäne winkten. Wein und Bier! Also ein Wirthshaus. Und da ist sie daheim. Um so besser, da kehrt man ein und bleibt über Nacht, wenn's zu spät zum Weiterwandern wird. Also ins Haus.

„Gott sei Dank!" sagte sie und legte in der Stube ab, dann zu mir gewendet: „Was schaffen wir?"

Ich aß und trank. Es waren ein paar lustige Burschen und Dirnen da, sie tranken Apfelmost und Branntwein und tranken einander, und auch mir und meiner „Mariandl" auf gute Gesundheit zu. Stadtleute, die immer oben hinaus wollen, trinken sich ein „Hoch" zu, Landleute „gute Gesundheit".

Um so viel sind diese klüger. Endlich, als die Burschen und Dirnlein recht viel Gesundheit in sich hatten, gingen sie davon.

Ich blieb zurück und machte mir mit der „Mariandl" zu schaffen. Als sie neben mir auf der Bank saß, legte ich meinen Arm sehr gesittig auf ihre Achsel, und es war wieder die Sprache von dem verdeckten Bilde.

Weil es mittlerweile dämmerig geworden war, so meinte sie: „Jetzt warten wir schon damit, bis das Kerzenlicht kommt, daß wir eine gute Beleuchtung haben.“

„Auch gut. Wir können bis Mitternacht hinein trinken, mir macht's nichts, und hier giebt's weder einen Nachtwächter, noch sonst einen Büttel. Wir können Eins singen miteinander und lustig werden, mir macht's nichts. Wir können trautsam aneinander rücken; zwischen den kalten Steinbergen müssen die Leute um so wärmer und weichherziger zusammenhalten — nicht wahr, Dirndel?“

Endlich, als sie mit ihrem Vater und dem kleinen Gesinde Milchsuppe und Salat mit Speck gegessen und Einiges von Kapfenberg ausgesagt hatte, ging sie an die Tafel, die auf einer Bank an der Wand lehnte, band die Tuchecken auseinander und schlug sie zurück. Daß ich, den Kerzenleuchter in der Hand, nahe hinter dem Dirndel stand, sehr nahe, ist leicht erhärtet; daß ich mit sehnsüchtiger Augenlust auf das Bild blickte, welches so geheimnißvoll getragen und bewacht worden war und welches jetzt enthüllt wurde — ist wahrlich leicht zu glauben. Die Hülle fiel und ich sah.

— — Wie heißt es in jenem Gedichte? „Auf ewig war seines Lebens Heiterkeit dahin ....“

Die Polizeiordnung. An der Wand lehnte frisch enthüllt die Polizeiordnung in Glas und Rahmen.

„Und jetzt schlafen gehen!“ sagte der Wirth. „Mariandl, führ' den Herrn auf die Bodenkammer!“

Aus der Küche kam ein altes, schiefäugiges Weibsbild gewackelt, das nahm die Kerze und knurrte mich an, mitzukommen. Das war die Mariandl.

Am nächsten Morgen, als ich wohlausgerastet in die Gaststube trat, war die Sonne da und der Kaffee und das

freundliche Dirndel von gestern. Und die Polizeiordnung hing über der Thür zum Nebenstübel.

Ich verlangte nach dem Wirth, um zu rechnen. Das Dirndel nahm die Kreide und sagte, ich hätte gestern die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ich möge es heute nur auch thun. Sie betrage just zwei Gulden, und froh sollte ich sein, daß sie mir keine größere machen könne.

Zwei Gulden! Darauf war nun mein Handwerksburschenbeutel freilich nicht gefaßt. Aber sie hat Recht, dachte ich, 's kunnt schlimmer sein!

Zur Gesundheit! Am nächsten Morgen schrieb ich in mein Tagebuch: „Wenn das Dirndel hübsch ist, so lockt es die Burschen selbst mit einer Polizeiordnung ins Haus.“ — Gott, wenn so ein dummer Junge gefoppt wird, das ist zu lustig!



Eine gute Kameradschaft.

„Seppel, Seppel, am Montag mußt Du zum Gericht!"

„Wer, ich?"

„Du."

„Bist aber nicht gescheit."

„Das bitte ich mir aus, der Gerichtsbote ist immer gescheit."

„Ja, was soll denn ich beim Gericht? Hab' ich was angestellt?"

„Stechen hast Dich lassen," antwortete der Bote.

„Ach, alleweil noch diese dumme Geschichte!" rief der Seppel aus. „Wer hat ihn denn verschergt, den Kachel-Schneider?"

„Hast denn nicht Du ihn selber verklagt, daß er Dir das Messer in den Leib gerannt hat?"

„Geh', wer wird der Dummheit wegen so Geschichten machen! Ich hab' nichts gesagt."

„Alsdann hat der Herr Staatsanwalt die Anzeige gemacht," sagte der Bote.

„Was geht denn das den Staatsanwalt an?“ begehrte der Seppel auf, „den hat er ja nicht gestochen, der Schneider!“

„Den Staatsanwalt geht das schon was an, mein Lieber!“ belehrte der Gerichtsbote. „Wer gestochen wird, der ist ihm freilich gleichgiltig, aber wer sticht, den packt er. Der Herr Staat, mußt Du wissen, kümmert sich nur um die schlechten Leut', nicht um die braven. Und ist in Ordnung, das; der Schlechten wegen ist er da, die Braven brauchen gar keinen Herrn Staat.“

„So soll er auch mich in Fried' lassen!“ sagte der Seppel, „ich will nichts mehr wissen vom Handel, und der Klachel-Schneider ist mein Kamerad, über den laß ich nichts aufkommen.“

„Mußt am Montag zur Tagsatzung, gegen ihn Zeugenschaft geben, da hast die Vorladung. Und da auf diesen Zettel schreibst Deinen Namen her, daß das Gericht weiß, ich hätt' Dir die Zustellung richtig zugestellt. Kannst nicht schreiben, so mach' ein Kreuz.“

„Deswegen hat's nix, schreiben können wir schon!“ sagte der Seppel und zeichnete mit schwerer Noth, aber innerem Stolz, seinen Namen aufs Papier. Damit gab der Bote sich zufrieden und ging seines Weges.

Der Seppel war ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bauernbursche von hünenhafter Größe. Ueber sechs Schuh an Länge, bei den Achseln fast drei Schuh an Breite, aber mit gewöhnlichen Schuhen gemessen, nicht mit den seinen, denn von diesen war jeder zwei Schuh lang; großknochig an den Gliedern und muskelstark, aber schwerfällig an Bewegungen. Auf dem sonngebräunten Stiernacken ein stattlicher Kopf mit schlichtem rothblonden Haar, das breite Gesicht wohl geröthet, aber

bartlos, die Augen mattgrau und gutmüthig dreinschauend in die Welt, die er gerade so nahm wie sie war.

Als der Montag kam mit der „Tagsatzung" (der Verhandlung), stand nun dieser Bursche vor dem Gericht. Vor demselben stand aber auch ein kleines, mageres, überaus rührsames Kerlchen in schwarzem, halb städtischem Anzug, und ihm zur Seite ragten zwei baumstarke Gendarmen mit aufgesteckter Waffe.

„Also, Josef Lichtenbacher," sagte der Richter nach einigen Vorfragen zum Bauernburschen, „wie war es?"

„Ja, wie war es!" antwortete der Seppel achselzuckend. „Eine Dummheit!"

„Warum ist an jenem Abende im Wirthshause gerauft worden?"

„Aus Unterhaltung."

„Aus Unterhaltung bringen sich ja doch vernünftige Leute keine Wunden bei," meinte der Richter, „es muß einen Grund gehabt haben."

„Freilich hat's einen gehabt," versetzte der Seppel, „weil wir haben wissen wollen, welcher stärker ist."

„Wie viele waren Ihrer?"

„Mein Gott, wie viel werden gewesen sein?" sagte der Bursche nachsinnend. „Da war einmal der Blaser-Natz, nachher war der Schwaighofer-Simmerl, nachher war auch noch der Klopfer-Sohn, der Franzl."

„Waren das Alle?"

„Ich bin halt auch dabei gewesen."

„Und —?"

„Nachher wird auch der Fleischhacker-Steffel gewesen sein und der Rösselwirth. Sonst weiß ich Keinen mehr. Richtig, ein etlich Weiberleut' sind auch noch gewesen."

„Und der Anton Pöllersberger?“ fragte der Richter.

„Der Anton Pöllersberger — wer ist der?“

„Genannt der Klachel-Schneider!“

„Jesses, der Klachel-Schneider!“ rief der Seppel, „den hätt' ich bald vergessen.“

„Der hat Ihnen ja das Messer in den Leib gesteckt!“ rief der Richter.

„Aber sie haben's ja wieder herausgezogen.“

„Sind Sie mit ihm in Feindschaft gewesen?“

„Ah beileib' nit,“ sagte der Bursche. „Der Mirzl wegen ist's halt hergangen. Wir haben sie halt Jeder haben wollen.“

„Der Schneider und Sie?“

„Ah nein, ich und der Simmerl. Und die Mirzl hat gesagt: Den Stärkeren nehm' ich. Also haben wir halt wissen wollen, welcher der Stärkere ist.“

„Wie kam aber der Schneider dazu?“

„Ja, der ist halt auch dabei gewesen.“

„Mit dem Schneider sollen Sie ja gar nicht gerauft haben!“ sprach der Richter.

„Na freilich nit,“ entgegnete der Seppel schmunzelnd, „da haben wir's schon so auch gewußt, welcher der Stärkere ist. Mit dem Natz und dem Simmerl hab' ich gerauft.“

„Und wie war es weiter?“

„Der Bursche zuckte die Achseln: „Wie soll's denn gewesen sein? Wir haben halt gerauft.“

„Fenster zerschlagen, hat ein Zeuge ausgesagt, heidenmäßig geschrien, mit den Fäusten aufeinander losgedroschen und zwei Stuhlfüße abgebrochen.“

„Na freilich, weil wir gerauft haben.“

„Und der Anton Pöllersberger?“

„Ja — der Schneider," sagte der Bursche, „der hat zuerst nur so zugeschaut. Nachher, wie er gesehen hat, der Schwaighofer-Simmerl liegt untenauf, da hat er ihm geholfen, weil er sein Kamerad ist."

„Wie hat er ihm geholfen?" fragte der Richter.

„Halt aushelfen hat er ihm wollen, weil ich dem Simmerl so auf dem Bauch bin gekniet und der Simmerl alleweil schreit: Du Gimpel, Du druckst mir ja das ganze Bäuschel heraus!"

„Und was hat der Schneider gemacht?"

„Ich hab' nichts gesehen. Wie wir nachher aufgestanden sind und brav gelacht haben, schreit auf einmal ein Weibsbild: Jesses Maria, Seppel! Dir steckt ja ein Messer im Buckel! — Ich drah mich um, seh' noch alleweil nichts. Teuxel! sag' ich, hab' schon a Weil was beißen gespürt! Hab' nachher hinüber'griffen mit der Hand und steckt richtig das Messer drin!"

„Soll ja gute zwei Zoll tief gesteckt sein," sagte der Richter.

„Kann schon sein," antwortete der Bursche ruhig, „weil es gar nicht heraus hat wollen. Ich gwiglatz' (hin und her ziehen) eine Weil, g'schaff' aber nichts. Simmerl, sag' ich, sei so gut, zieh mir das Messer heraus. Der Simmerl gwiglatzt auch eine Weil und g'schafft auch nichts. Geht der Teuxel denn nit ausser! sagt der Simmerl, schon damisch hat es sich verklemmt zwischen den Knochen und das Heft ist blutschlatzig. — Probier Du's, Natz! sagt der Simmerl. Müßt doch a Schand sein! sagt der Natz und gwiglatzt und gwiglatzt und endlich hat er's heraußen."

Nun fragte der Richter den Burschen: „Was haben Sie nachher gemacht?"

„Wer, ich?“ fragte der Seppel entgegen. „Das Messer hab' ich angeschaut. Ist ein langes Brotmesser gewesen, aber weiter nit abgebrochen.“

„Und das Loch?“

„Das Loch in der Jacken hat der Schneider ja wieder zugeflickt.“

„Ich meine die Wunde, die er Ihnen gestochen hat!“

„Ja so, die Wunde auf dem Buckel. Die Weiberleut' haben ein Pflaster draufgelegt —“

„Und dann —?“

„Dann nachher sind wir Kartenspielen gegangen.“

„Und der Anton Pöllersberger?“

„Ja, der Schneider! Der Schneider hat auch mitgespielt.“

„Und haben Sie ihn nicht zur Rechenschaft gezogen?“

„Freilich haben wir gestritten. Der Schneider hat alleweil falsch ausgespielt.“

„Und des Messerstiches wegen? Haben Sie es gleich gewußt, daß der Pöllersberger gestochen hat?“

„Ah freilich.“

„Er hätte Sie ja todtstechen können!“

„Ja,“ meinte der Bursche, „das hab' ich ihm auch gesagt, ein andersmal sollt' er nit so ungeschickt sein. Das größt' Malheur kunnt man haben bei einer solchen Dummheit!“

„Josef Lichtenbacher!“ sprach nun der Richter, „Sie fordern wohl Schmerzensgeld.“

„Ich? Wegen was?“

„Ist die Wunde jetzt heil?“

„Ich glaub' schon. Hab' nachher nimmer nachgeschaut.“

„Also verzeihen Sie ihm auch?“

„Wem?“

„Dem Anton Pöllersberger!“

„Ah," sagte der Seppel, „verzeihen! Warum denn? Bin ja gar nie harb (böse) gewesen auf ihn. Er hat mich halt a bissel jucken wollen."

Jetzt wendete der Richter sich zum Angeklagten und sprach: „Nun, Anton Pöllersberger, was sagen Sie dazu?"

Der Anton Pöllersberger zuckte erst recht die Achseln.

„Warum haben Sie gestochen?"

Der Schneider antwortete ganz beklommen: „Weil ich dem Schwaighofer-Simmerl hab' helfen wollen."

„Mit dem scharfen Messer?"

„Ja, mit den Händen allein hätt' ich halt nichts ausgerichtet," gestand der Schneider treuherzig zu.

„Pöllersberger, ich werde Sie einsperren lassen!"

Nun trat der Seppel vor und sagte: „Ich bitt', Herr Richter, machen's keine Geschichten. Der Schneider ist halt just ein bissel gut aufgelegt gewesen. Hat ein etlich' Glaserl Schilcher 'trunken gehabt. Einsperren wegen so einer Dummheit! Ist mein guter Kamerad, der Schneider. Ich bitt', lassen's es gut sein."

Der Richter rückte auf seinem Sitze etwas unstet hin und her und dann sprach er: „Ich fürchte, der Pöllersberger könnte wieder einmal gut aufgelegt werden, und will ihm nun Zeit geben zum ernsten Nachdenken, daß man bei guter Laune nicht dem guten Kameraden das Messer in den Leib rennt. Dreizehn Monate Arrest werden nicht zu viel sein."

Der Schneider sagte kein Wort. Der Seppel rief ihm zu: „So, Toni, jetzt hast die Dummheit!" und ging mißmuthig nach Hause.

Diese Geschichte hat sich vor Kurzem zugetragen mitten in Steiermark, mag sich ähnlich oft schon ereignet haben und wird sich immer wieder ereignen, denn der Seppel geht

im Lande tausendfach um. Er ist — getraue ich mir zu sagen — das Urbild des steirischen Bauers: nicht wehleidig und nicht rachgierig, Einer, der erlittener Unbill sich oft kaum bewußt wird, und wenn auch, so am liebsten kein Aufhebens davon macht. Ein paar Messerstiche wegen hört die gute Kameradschaft schon lange nicht auf.



Mussenspielen.

Ein Bild aus dem oberländischen Volksleben.

Mit dem Obst schaut's bei uns halt schlecht aus; ein bissel Waldkirschen, ein bissel Schlehen, ein bissel Holzäpfel und ein bissel Lethfeigen," so sagte der Staggelhofer, meinte mit den Lethfeigen aber schon die Burschen, die zu bequem und zu feige sind, um am Kirchtag mit ein paar Stuhlfüßen ein paar Kameraden blau zu machen. Die „blauen Montage" waren fast abgekommen zu Scherersbach. „Das beste Obst," so fährt der Staggelhofer fort, „ist bei uns noch das, welches unter der Erde wachst. Was bei uns im Sommer nicht unter der Decken ist, das wachst nicht — so frisch ist's bei uns zu Scherersbach." Unter der Decke wächst es um so besser, die Erdäpfel meint er.

Deswegen geschieht es, daß der Staggelhofer im Spätherbste eines Tages ein paar Ochsen einspannt und auf einem Leiterwagen etliche Säcke mit Erdäpfeln ins Untergai schleppt. Dort werden die gelben Erdäpfel mit rothwangigen Baumäpfeln aufgemessen, und als Draufgabe bekommt der Alpenbauer noch ein volles Säcklein dazu, welches schauderhaft

raschelt, als es auf den Karren geworfen wird. Dann fährt er heim. Die Aepfel werden zum Jausenbrot genossen, die Kinder bekommen deren extra, wenn sie folgsam sind; der Halterbub schleicht manchmal heimlich zum Sacke. „Hat der Adam auch Aepfel gestohlen," meint er in Erinnerung an den genossenen Katechetenunterricht, und setzt aus Eigenem bei: „Der Adam hat's der Eva wissen lassen und so ist's aufkommen. Ich will gescheiter sein und das Apferl allein essen." Nach Jahren, wenn er ganz groß geworden, will er's bei einem lustigen Plausch im Wirthshause dem Staggelhofer einmal sagen: „Du Bauer, Deine Aepfel, die ich Dir gestohlen, haben sehr gut geschmeckt!" Wenn man's eingesteht, nachher ist's nicht mehr Sünd, denkt er, und will ein ordentlicher Mensch sein. Zur Zeit ißt der Halterbub keinen Apfel mehr allein, sondern läßt schon allemal auch eine Eva mithalten, hat also nicht mehr nöthig, seine Sünden selber auszusagen.

Herr Jesses, ich verweile mich da bei den Aepfeln und sollt' schon lang bei den Nüssen sein.

Am Tage des heiligen Nikolaus, am langen Abende, da die Leute nach verrichtetem kurzen Tagewerk in der Stube beisammen sitzen — spänekliebern, besenbinden, rauchen, schuhnageln, flicken, spinnen, stricken, tratschen, duseln und was so der häuslichen Arbeiten mehr sind, raschelt auf einmal etwas. Der Bauer kommt langsam zur Thür hereingestiegen und bringt eine hölzerne Schüssel voll Nüsse.

Etliche schreien vor Freuden auf, besonders die Weibsbilder, und der Großknecht langt schon nach dem Spielkartenbüschel.

„Nussenspielen!"

Alles verläßt seine Arbeit und drängt an den Tisch, was nicht schon dabei sitzt. Eine Kerze wird angezündet, denn

das Kienspanlicht ist nicht heilig genug fürs Kartenspielen, und die Oellampe ist nicht sicher genug, wenn sie raufend werden — das größte Unglück könnte geschehen.

„Ja, ja, Nussenspielen!“ sagt der Staggelbauer und stellt seine Holzschüssel neben sich auf die Bank, „nix Nussenspielen! Vorher Nussen kaufen! 's Paar um ein' Kreuzer!“

„Da mögen die Weiberleut' einkaufen, mir sind sie zu theuer!“ entgegnet der Weidknecht.

„Narr!“ versetzt diesem der Oberknecht, „die Weiberleut sind immer theuer!“

„Die Nussen sind mir zu theuer, Du Pölli!“ schreit der Weidknecht und fährt auf.

„Hi, hi, hi!“ kichert der kleine Bub, der alleweil die Hände im Sack hat, weil ohnehin die Läufeln barfuß sind.

„Was lachst denn, Lecker?“ fragt ihn der Stallbub.

„Weil sie schon raufen wollen und spielen noch gar nit!“

„Wem's Paar um ein' Kreuzer zu theuer ist, der soll zehn um ein' Batzen haben,“ sagt der Bauer.

„So wegen meiner!“ antwortet der Großknecht und kauft sich um drei „Batzen“ Nüsse. Der Weidknecht auch so viel, der Stallknecht nicht weniger. Die Kuhdirn will auch um einen Kreuzer.

„Du kriegst nur achte,“ sagt der Bauer, „weil Du sie eh sammt der Schalen ißt.“

Gelächter. Aber die Kuhdirn sagt: „Kannst Du selber thun, Bauer, mir thäten sie zu viel reixeln im Magen.“

„Der Bauer ißt ja auch die Erdäpfel in der Haut,“ spöttelt der Weidknecht.

„Nau, abziehen werd' ich sie mir nit lassen vor dem Nachtmahl,“ entgegnet der Bauer und zählt Jedem die gewünschte Anzahl Nüsse vor.

So sitzen sie nun beim Tisch und Jedes hat vor sich einen Haufen Nüsse. Die sind anstatt Münzen, und für „Nussen" wird jetzt gespielt. Sie spielen „um den letzten Stich", wer den hat, der bekommt von Jedem eine Nuß. Das ist leicht faßlich, da kann sogar das Abwaschdirndl mithelfen; wenn sie auch die Karten noch nicht kennt, allemal eine Nuß hergeben, das kann sie doch — heißt das, solange sie ihrer hat. Auffallend ist es, wie bei solchem Spiel zwischen beiderlei Geschlechtern fast allemal die Männer gewinnen und die Weibsbilder büßen. Man muß aber wissen — das heißt, man darf es nicht wissen — wie sich Erstere beim Spiel unter dem Tische einander auf die Zehen treten, ohne daß auch nur ein Einziger „Au weh!" schreit.

An der männlichen Seite häufen die Nüsse sich zum Verwundern, „und wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu!" sagt die Küchenmagd und schupft mit der Hand die neuerdings verspielten hinüber.

„Die redet jetzt von Tauben!" bemerkt der Weidknecht

„Ja, von tauben Nüssen," sagt der Großknecht. „Die muß lauter solche haben, von der mag ich keine."

„Hat der Fuchs gesagt wegen der Trauben!" schreit die Küchenmagd und hebt die auszuspielende Karte wie einen Dolch: „Gestochen!"

Diesmal hat sie den letzten Stich und nun rascheln ihr von allen Seiten Nüsse zu, daß sie vor Freuden kichert.

Um so kleinlauter ist die Kuhdirn, ihr Vorrath ist alle, zwei einzige Nüßlein und noch dazu kleinwinzige (denn die großen hat sie in ihrer Gutmüthigkeit zuerst hergegeben), liegen an ihrer Seite; — zwei feindliche Stiche noch, und sie ist fertig

Und auf diese paar Nüsse lugt ein mitleidiges Auge — das Auge des Stallknechtes. „Nit verzagen, Grethel," sagt er schmunzelnd, „solang noch das Paar ist, geht die Welt nit zugrund." Dabei schielt er ein bißchen auf ihre Karten, die sie wie einen Fächer in der Hand hält, prüft dann seine Karten in der Hand und tritt dem Nachbar ein wenig auf die Zehe. Dieser wirft keck das Blatt aus und wird „gezwickt", denn der Fußtritt war ein falscher gewesen, hatte den Spieler mißleitet. Die Stalldirn macht den letzten Stich und ist überrascht von solchem Glück, daß sie vor Schreck aufschreit, als hätte sie mit ihrem Stiche wirklich Jemanden erstochen. Jetzt rollen ihr die Nüsse zu und bald darnach erklärt der Bauer, es wäre morgen auch noch ein Tag.

„Zum Spielen!" sagt der Weidknecht.

„Zum Korndreschen!" ruft der Hausvater, „früh auf heißt's. Und jetzt schlafen gehen!"

„Ich thu' früher meine Nussen essen," meint der Halterbub und zerdrückt die erste mit dem Handballen auf dem Tisch. Der Großknecht öffnet seine Gewinnste mit einem Faustschlag. „Hau!" schreit er, als der rostige Kern zum Vorschein kommt, „ist so ein kohlschwarzer Teufel drin!"

„Ein schneeweißer Engel wird nit drin sein in Nussen, die einer erfalschelt," bemerkt der Weidknecht.

„Wer hat erfalschelt?" schreit der Großknecht und haut auf den Tisch, daß die Nüsse zum Tanzen anheben.

„Oho," sagt die Küchendirn zu den Nüssen, die sie fängt, „im Advent ist das Tanzen verboten!"

„Wer hat gefalschelt?" schreit der Großknecht, „Du!" und schleudert dem Weidknecht eine Handvoll Nußschalen ins Gesicht. Jetzt fährt der Weidknecht los, packt den Gegner

am Hemdkragen; die Anderen wollen abwehren, aber da die Arme schon einmal zugreifen sollen, so schlagen sie auch munter drein, die Karten flattern wie Unzücht, die Nüsse fliegen raschelnd in den Lüften und springen wie gehexter Hagel an alle Wände, Kästen und Bänke, bis sie zu Boden kollern.

Der kleine Bub reibt sich vergnügt die kleinen Fäuste ineinander, denn der Gewinn ist sein. Alle Nüsse, die sich in den Winkel verkollern, fallen ihm zu, morgen, wenn er Jagd darnach hält. Heute ist's schon zu finster dafür, denn auch die Kerze hat ihren Tackel bekommen, und der Bauer ruft heftig: „Die Saggra sollen aufhören zu balgen, ihre Arme und Beine zusammensuchen und sich ins Nest trollen!"

„Kein Wunder wär's nit, wenn ich statt meinem einen fremden Fuß derwisch, bei der Finstern!" scherzt der Weidknecht.

„Und ich muß meinen Kopf verloren haben," knurrt der Großknecht, „der, den ich jetzt aufhab', der paßt mir nit. Brummen thut er."

Unter solchem Warteln zerstreuen sie sich und bald wird's still im Staggelhof.

Das „Nussenspielen" wiederholt sich nun jeden Abend, gerade so oder ein bissel anders, durch den ganzen Advent, über die Weihnachtsfeiertage bis Neujahr.

Und in der Neujahrsnacht ist's, daß die Stalldirn, die Grethel, bei stets verschlossener Thür, auf ihrem Bette sitzt und die Nussen zählt, die sie in einer Schürze eingesackelt hat. Sie weiß selber nicht, wie sie dazukommt, kennt nicht einmal alle Karten und hat einen Gewinn von etlichen Dutzend aufzuweisen. Hat aber noch keine gegessen. Sie ist ihnen just nicht Feind, den Nußkernen, die Leute sagen, man würde fett davon, besonders wenn man auch fleißig

Schweinsbraten dazu esse — doch so ganz allein mag sie nicht naschen, da schenkt sie das ganze Schürzel voll lieber weg.

Natürlich fragt jetzt einmal wer zum Fensterl herein, ob sie keinen Nußknacker brauchen könne? Und natürlich ist's der Stallbub. Wie er heißt? Wenn sie Grethel heißt, so wird er Hansel heißen, natürlich.

„Ich hab mir's eh gedacht," sagt die Grethel.

„Was hast Dir eh gedacht?" fragt der Hansel.

„Daß Du mir die Russen hast zugeschanzt, weil Du ein falscher Ding bist! Und daß Du sie jetzt wieder haben willst, das weiß ich auch."

„Das alte Jahr dauert nur mehr eine Viertelstund," sagt draußen der Bursche, „aber ich erfrier noch im alten Jahr, wenn Du nit aufmachst."

„Lapp, so geh in Dein Bett, dort wird's offen sein."

„Mein Bett ist mir nix seltsam. — Grethel, was zu reden hätt' ich mit Dir."

„Hast Dir auch die richtige Gelegenheit dazu ausgesucht."

„Weil ich mir vorgenommen hab': noch im alten Jahr red' ich. Jetzt ist nimmer lang Zeit. Geh her, greif' meine Hand an. Wie ein Eiszapfen so kalt."

Das Handangreifen ist ja nichts Schlechtes, denkt sich die Grethel und geht zum Fenster; aber die Hand ist wärmer, als sie geglaubt hat.

„Gernhaben sollst mich!" flüstert ihr der Hansel an die Wange.

Diese wird — so viel man beim matten Aemplein sieht — roth und das Dirndel haucht: „Gernhaben ist Sünd'."

„Wer hat denn das gesagt?"

„Der Pfarrer hat's gesagt. Das Gernhaben ohne Heiraten ist grob Sünd! Geh, laß mich aus, Du brichst mir ja die Finger ab."

„Das Patscherl gehört mein," flüstert er; „und ich möcht gern, daß wir Zwei zusammenheiraten."

„Ja," meint sie, „auf was denn?"

„Auf Dich und mich."

„Hast ja kein Oertel, keinen Heimgang, und ich hab' auch nit viel mehr."

„Daß Du aber jetzt an solche Sachen denken magst! Wo mir so kalt ist!"

„Der Pfarrer," so drauf sie, „der will das Heiraten nit erlauben, wenn zwei Leut nix haben."

Jetzt wird dem Hansel warm.

„So!" sagt er, „der Pfarrer will das Gernhaben nit erlauben, ohne Heiraten! und das Heiraten will er auch nit erlauben? — Was sollen wir denn nachher machen?"

„Halt schön brav bleiben!" meint das Dirndel.

„Brav bleiben! Brav bleiben! Sollen's Andere probiren!" So der Hansel. Zornig, zornig ist er, und also läuft er in die finstere Nacht hinaus, ins neue Jahr hinein.

Die Grethel geht traurig zu ihren Bettstufen zurück und sagt: „In Gottesnamen, muß ich halt meine Nussen allein essen." Ißt aber keine einzige. Und vor dem Einschlafen kommt es ihr noch zu Sinn: Wer weiß, wie kalt ihm gewesen ist!

Am Neujahrstag in der Kirche nimmt sie sich fest vor, brav zu bleiben, auch im neuen Jahre wie im alten. Freilich, so denkt sie, zwei, wenn sie nichts haben, wie sollen sie denn zusammenheiraten? Bettelleut' machen. — Bleiben sie aber allein, so ist's auch nicht viel besser. Sie hat Nie-

manden als ein paar arme Verwandte, davon sind ihr Jene die Liebsten, die schon gestorben sind. Die Lebendigen möchten sie nur ausnutzen, so lange sie arbeiten kann, nachher mit dem Sammelkorb gehen lassen von Haus zu Haus: „Ich bitt', ein armes Dienstbot, das nit mehr arbeiten kann!" — Ja, da heißt's wohl auch: Verlassen, verlassen, wie ein Stein auf der Straßen! — In der Kirche betet die Grethel schon lange nicht mehr um Glück und Segen, das hilft bei ihr nicht viel, sondern um Geduld, und die erbittet sie. — Nach dem Gottesdienste muß sie an der Kugelbahn vorüber, wo mehrere Burschen kugelschieben. Auch der Hansel ist dabei; der hat's eilig, daß er von der Kirche auf die Kugelbahn kommt! Weiß er's nicht mehr, was der Pfarrer einmal gepredigt hat: der Mensch ist selber ein Kegel, ob ein Eckstehег oder der König in der Mitten; und das Schicksal ist die Kugel, rollt vielleicht im Augenblick schon den Laden heran und schlägt! — Weiß er's nicht mehr? — So denkt das Dirndel, an dem sogar noch von einer Predigt was hängen bleibt. — Aber schieben thut er nicht uneben, der Hansel! Die Grethel bleibt ein wenig stehen, als ob sie das wollene Umhängtuch besser knüpfen wollt, dieweilen ist sie nur neugierig, ob er was trifft. Jetzt schiebt der Schachen-Knecht; Jesses, der wirft weich. Wenn Einer nicht einmal den Laden trifft, wie erst den Kegel! So ein Mann, das wär' eine Freud! — Jetzt schiebt der Domer-Franzl. Hau, der zielt lang! Mit einem schreckbar großen Schwung schleudert er die Kugel so heftig hinaus, daß sie draußen anstatt in die Kegel an die Wand schlägt, hochauf bis zur Decke springt, zurückprallt und wieder eine Strecke nach rückwärts rollt. Alle Kegel stehen. Wenn des Menschen Schicksal nicht schlimmer wär'! Denkt sich die Grethel. —

Jetzt schiebt der Hansel. Der zielt ruhig, und ohne viel Anstrengung schupft er die Kugel aus der Hand. Ganz ebenmäßig rollt sie den Laden hinaus, schlägt zwei Eckstehern, drei Seitensteher und den König. —

Gerade einen Stoß ans Herz giebt's dem Dirndel, daß der Hansel gar so gut trifft. Auf so Einen kunnt man sich schon was einbilden, denkt sie und geht weiter.

Am darauffolgenden Abend klopft er wieder ans Fenster. Sie verriegelt eilends die Thür, löscht das Laternlicht aus und giebt keine Antwort. So wird's bald wieder still. — In derselben Nacht träumt ihr, es wäre Sommer. Auf dem Baum stünde ein Mann und schüttle Nüsse herab und sie halte die Schürze auf. Der Mann habe ein Gesicht, so schön wie ein Engel, aber ein falbes Schnurrbärtchen drin. Schneeweiße Zähne und kohlschwarze Augen und die Nüsse so groß wie eine Kugel auf der Kegelbahn. Jetzt schaukelt er sich auf einem Ast, himmlischer Vater, wie schön er sich schaukeln kann! — Sie wendet kein Aug' von diesem lieben Menschen. Auf einmal bricht der Ast, und in ihrer Schürze liegt der Hansel.

So ein dummes Träumen, wo man patschnaß wird vor lauter Schwitzen!

Am nächsten Tag ist Arbeit. Arbeit ist doch ein rechtes Glück, denkt sich die Grethel, auf was der Mensch für närrische Gedanken käm', wenn er alleweil müßig umginge! Der erste Feiertag gehört dem Herrgott, der zweite daneben schon ein bissel dem Teuxel. — Arbeit macht müd, und wenn man müd ist, will man schlafen, und wenn man schlafen will, muß man das Fenster vernageln mit einem Brett, daß die fürwitzigen Leut nicht hereinschauen können, sonst ist kein Fried. —

Mit großem Fleiße verrammelt sie das Fenster und rückt noch vorsichtshalber einen alten schweren Trog hin, daß die Bretter nicht weggetaucht werden können. Jetzt ist sie allein beim lieben Vieh und kein Mensch kann ihr an. Noch ein wenig an ihrer Truhe sitzt sie und flickt ein geflicktes Jöppel. Je mehr Flicken drauf, desto wärmer hält es. Der Arbeitsmensch muß geflicktes Gewand zweimal so lange tragen, als ungeflicktes.

„Noch fleißig bist, Grethel!“ sagt er, denn auf einmal steht er vor ihr. Hat sie das Fenster bummfest vernagelt und heute vergessen, die Thür zu verriegeln!

„Was thust denn Du da?“ fährt sie ihn an.

„Ein bissel Nussen essen helfen,“ flüstert der Hansel.

Ach Gott, Herr Pfarrer, freilich, freilich *sollten* sie brav bleiben!





Der Meisterschuß.

Ein Bild aus Tagen der Gefahr.

Im Jahre 1848 wollte man die Welt erneuern. In den großen Städten zuerst war den Leuten die alte nicht recht. Auf dem Lande, bei gesunder Luft und hellem Sonnenschein, konnte die Unzufriedenheit mit der alten Welt nicht so groß sein, und dort hieß es: Wir kriegen keine bessere.

Also auch die Tiroler. Als sie hörten, in Wien wäre Revolution und die Leute erkennten des Kaisers Gesetz nicht mehr, sondern trieben auf eigene Hand und in großen Rotten, was sie wollten, da standen die Tiroler auf und meinten: Es müsse etwas geschehen. Sie redeten nicht viel herum über das Was und Wie und Weshalb, sie ergriffen rasch ihre Scheibenstutzen, ihre alten Säbel und was sie sonst hatten an Wehr und Waffen. Es waren ja noch Männer aus 1809 da, und die wußten, wie man das angreift.

Ein Erstes in der friedlosen Zeit war, daß die Welschen anhuben. Denen war das Oesterreichische nie recht gewesen und sie wollten nicht allein ihre italienische Scholle zu Eigen haben, was ja kein Wunder war, sondern auch deutschen

Boden angreifen. Also versammelten in Lombardien und Venezien sich die Aufständischen, um wie einst die Römer über die Alpen zu gehen und vorläufig in Tirol einzufallen.

„Gut,“ sagte der Student Kofler, Bürgerssohn aus Bruneck, der eben von Wien heimgekehrt war, falls es galt, das Heimatland zu schützen. „Gut,“ sagte er, „wenn sie da hinten sich auf die Römer hinausspielen, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir Germanen sind.“

„Was, Germanen!“ fuhr der Messeleser von Sanct Josef ihm in die Rede, „wir sind Christen. Und mit Deinem Geflunker von Deutschthum und Aufklärung und Freiheit hättest gleich können zu Wien bleiben. Euer neuer Glauben bringt uns nichts Gutes, uns Bauern, der ist nur für die Stadtleut' gemacht. Den Bauernstand bringt er um!“

Der Student Kofler antwortete: „Ihr sollt recht haben, weil zum Streiten jetzt keine Zeit ist. Gegen die Welschen geht's, und da sind wir Alle einig.“

Und waren einig.

Die südwestlichen Grenzen an der Schweiz, an den Seen, an der Etsch wurden von den Etsch-, Inn- und Zillerthalern besetzt, die Pusterthaler hatten die Pässe und Joche in den Dolomiten zu bewachen.

Von Innichen geht in südöstlicher Richtung ein enges Thal ins Gebirge hinein, das Sextenthal. Durch dasselbe führt eine Straße, die endlich emporsteigt zu einem Bergjoche, um jenseits ins Piavethal niederzugehen, welches schon im welschen Lande liegt. Das Bergjoch, auf welches zur Rechten die weißen Felsen der Dolomiten niederstarren, und welches zur Linken von sanfteren Waldbergen begrenzt ist, heißt der Kreuzberg. Dort ist die Grenze. In der Nähe von der Grenze steht das deutsche Forsthaus, auch ein Wirthshaus und mehrere

Nebengebäude. Weiter hinten, auf der italienischen Seite, hatten sich beim welschen Mauthhause und in Hütten und Höhlen welsche Aufständische festgesetzt, in der Absicht, zur rechten Stunde das Joch zu überschreiten und in das Sextenthal einzubrechen.

Dazu wollte es aber der Förster auf dem Kreuzberge, Hlawaty hieß er, nicht kommen lassen; eilte er denn eines Tages, sobald er die ersten welschen Vorposten in der Nähe der Grenze gewahrt hatte, nach dem stundenweit entfernten Sexten hinaus: „Leute, kommt zusammen, sie sind schon da!"

Also kamen sie zusammen, etwa ihrer 130 Mann, Bauern, Bürger von Sillian, Sexten, Lienz, Welsberg, Bruneck u. s. w., geführt von tapferen Hauptleuten. Im Mai war's, aber auf den Höhen lag noch Schnee und die Mannschaft fand unter den wenigen Häusern und Hütten des Berges ein etwas kümmerliches Obdach. Anfangs ging's auch mit dem Proviant schlecht, aber ein rechter Tirolerschütz denkt mehr ans Pulver, als an Brot und Speck; es ging doch recht lustig her auf der Höhe. Als die Leute draußen im Pusterthale hörten, die braven Wächter des Landes auf dem Kreuzberg litten einigermaßen Entbehrungen, wetteiferten sie an Gaben, und die schwersten Wägen, beladen mit Brot, Mehl, Schinken, Speck, Käse, Branntwein und was sonst des Guten ist auf dem Pusterthaler Tisch, ächzten durch das Sextenthal und hinan zum Joche des Kreuzberges.

Mittlerweile hatten die Welschen in der Nachbarschaft sich verstärkt bis zu 200 Mann. Auch Gesindel darunter. Sie hatten dort auf der Wiese, um eine Almhütte herum, ein förmliches Lager aufgeschlagen und schienen auch ihrerseits sich recht wohl zu befinden. Ein paarmal hatten sie kecke Versuche gemacht, das Forsthaus und das Wirthshaus zu

erstürmen, waren aber hübsch artig zurückgewiesen worden. Seitdem plänkelten sie manchmal ein bißchen, was die Tiroler anfangs aber nicht beachten wollten. Endlich wurde diesen die stete Behelligung unangenehm und sie schossen mit einigen wohlgezielten Kugeln ein paar Rothhosen nieder. Seither gaben die Welschen Ruhe. Einmal thaten sie, als zögen sie von ihrem Platze ab, und da konnten die Tiroler zählen, wie zwischen den Sträuchern und Bäumen mehr als tausend Mann hinmarschirten auf einen höherliegenden Anger zu, der auch von Bäumen umstanden war.

„Toifel!" rief ein Tirolerschütze und that einen Pfiff. „Das isch la schon a ganze Armee!"

„Zum Narren halten laß Dich nit!" lachte ein Kamerad, „sie thun Komödie spielen und schleichen hinterm Busch alleweil wieder zurück. Wenn ihrer mehr als hundertfünfzig sind, so will ich meinen Kopf in die Serten schmeißen!"

Und war's auch so.

„Wollen ihnen aber doch aus ihrem Gänsemarsch ein paar Mandeln herausnehmen!" sagte ein junger Bursche, der Tangel Josef, und ließ eine Kugel hinabpfeifen. Der Andere that's munter nach. Unten purzelte Einer und die übrigen „Tausend" nahmen Reißaus in den Wald hinein.

Jetzt ging's los. Eine lustige Rotte Tiroler eilte hinab auf den verlassenen Lagerplatz der Welschen; da war freilich nicht viel zu holen, doch in der Almhütte, welche als das Hauptquartier gegolten haben mochte, hübsch im Winkel, zwischen Tisch und Ofen, lehnte eine dreifarbige Fahne. Wohl die einzige, die sie gehabt und hier versteckt hatten, und jetzt ward sie geschwungen in der Hand eines strammen Tirolers, der in heller Freude über den Fetzen einen Juchschrei um den anderen ausstieß.

Nun gingen wieder ein paar Tage so hin. Die Welschen campirten drüben auf der Waldblöße und verhielten sich im Ganzen recht bescheiden. Den Schützen auf dem Joch wollte aber endlich die Weile lang werden. „Wenn es nicht bald was giebt, so rostet uns die Kugel im Rohr!“ klagte der Förster.

„Wenn sie sich nit bald ziehen, so werden wir ihnen doch heimleuchten müssen, und da hilft nichts!“ sagte der Oberjäger Götz.

Da kam aus Bruneck vom Kreisamt ein großer Brief mit der Rüge, daß die Besatzung den Feind ohne Ordre angegriffen habe, und solches dürfte nicht mehr vorkommen. Der Posten habe sich nicht einen Schritt über die Grenze zu bewegen.

„Das ist ja recht hübsch!“ bemerkte hierauf der Student Kofler. „Wenn es der Herr Kreishauptmann nur auch den Welschen so verbieten wollte, über die Grenze zu schießen.“

Nun ging die Langweile erst recht an. Scheibenschießen? Man durfte das Pulver nicht verpuffen. Im Walde dem Wilde nachlugen? Man durfte sich vom Posten nicht entfernen. Blieb nichts übrig, als auf dem freien Platze etwas rangeln oder im Wirthshause rauchen, trinken und Karten spielen. Jodeln und Singen war das Einzige, so sie, Einer um den Anderen, den ganzen Tag trieben, und zur Nachtzeit mußten es die Welschen in ihren Verstecken recht unlieb vermerken, wenn sie sahen, wie das Wirthshaus auf dem Joch stets hell beleuchtet war und aus demselben fröhlicher Schall hervorklang. Auch manches Dirndel war heraufgekommen aus Sexten oder Innichen, um zu sehen, ob der Herzliebste noch frisch und gesund sei

Das ganze Lagerleben hatte seit einiger Zeit den Charakter eines Waffenstillstandes angenommen, und der italienische Anführer, Capitän Tita, der die Farben der Freiheit auf der Mütze trug, ging manchmal in elegischer Stimmung auf den Matten umher und suchte nach Primeln und Maßliebchen.

Und eines Tages kam ein welscher Junge gegen das Forsthaus heran und schwang auf langem Stabe ein weißes Tuch. Mehrere Tirolerschützen glaubten anfangs, der Feind wolle sich ergeben, indes hatte der Junge nur die schriftliche Anfrage zu überbringen ins tirolische Hauptquartier, ob es dem Capitän Tita und einigen seiner Officiere nicht gestattet sei, einmal in das Wirthshaus auf dem Kreuzberg zu kommen, und ob ihnen nachher freier Abzug gesichert würde? — Das Schriftstück war in erträglichem Deutsch verfaßt. Und nun hielten die Tirolerführer Rath, was da zu antworten sei.

„Nix!" rief ein Graubart, „wer kein Fried giebt, der soll auch kein Fried haben. Bei der Nacht Freund und beim Tag Feind, das mag welsche Manier sein, deutsche ist es nit."

„Bruderherz!" entgegnete der Oberlieutenant Plenk aus Sillian und schlug dem Alten die Hand auf die Achsel, „recht hast schon! Aber alleweil kann man doch nicht auf Kriegsfuß stehen. Und wenn man Frieden machen will, da gehört Politik dazu, wie die Herren sagen. Wenn wir auf Befehl der hohen Obrigkeit schon nicht schießen dürfen, so wollen wir ein wenig Politik treiben. Wer weiß, zu was es gut ist, ich glaube, der welsche Generalstab soll nur kommen!"

Also wurde es richtig beschlossen, und am nächsten Abende saßen sie an der Tafelrunde brüderlich beisammen, die Tirolerführer und die welschen Officiere.

Die Unterhaltung ließ sich anfangs etwas träge an, aber man trank Wein, und trank ganz tapfer, da wurde es allmählich lebendig. Und was die Herren Italiener für ein gutes Deutsch sprachen! Die Unterhaltung drehte sich ums Trinken, ums Rauchen, um die Jagd, um den Winter, um die Weibsleute, um alles Mögliche — nur Eines ließen sie hübsch unberührt, die Unruhen, die im Lande waren, und die Ursache, weshalb sie sich wochenlang schon so gegenüberstanden auf dem hohen Berge.

Auf einmal stimmte ein tirolischer Schütze das Lied an:

„Grean von der Schützenfahn!“

Alsogleich fiel mit frischer Stimme auch ein Dirndl ein und die Beiden sangen:

„Grean von der Schützenfahn',
Wahst uns so muathig an,
Thuast ja dem Aug so wohl,
Grean von Tirol!

Grean aufm Schützenhuat,
Gfallst oan halt gar so guat,
Thuast ja dem Herzen wohl,
Grean von Tirol!

Grean über Berg und Thal,
Frisches Grean überall,
Wia bist so hoffnungsvoll,
Grean von Tirol!“

Darauf jodelten sie Eins.

Ein anderer Bursche schlug das Folgende an:

„Han oft die ganze Nacht
Vor ihrer Hütten g'wacht,

Han hingschaut auf n Roan.
Han d' Stern am Himmel zählt,
Hot ma nit an oanzigs gfehlt,
Nur ihre Aeugerln aloan!

Der Mond hat schön gscheint,
Gar so.bsunders war s heint,
Sie is ban Fensterl gloant.
Ih lauf ins Stüberl gschwind,
Han bußt däs herzig Kind,
Hobn la vor Freuden gwoant."

„Hübsch, aber etwas sentimental," bemerkte ein welscher Officier. Alsogleich stellten sich zwei kernfeste Tiroler zusammen und sangen:

„Wöllts epper an Hosnlupf wagn?
So fangts mit koan Tiroler was an.
Er faßt Enk ban Krips und ban Kragn
Und schmeißt Enk in alle Wänd an!"

Das fanden die fremden Herren just nicht mehr sonderlich sentimental. Sie wurden noch wortkarger und hielten sich an ihre Gläser.

„Saufen thun mer, meine Herren!" rief ihnen plötzlich ein angeheiterter Tirolerbauer zu, „und schießen thun mer!"

„Ja wohl, Freund, ja wohl!" antwortete Capitän Tita, „trinken und schießen."

„Und schießen thun wir Tirolerschützen besser als ihr welischen Katzelmacher!" schrie der Bauer.

„Das wäre noch zu erproben!" fiel ein anderer Italiener ein.

Jetzt war's mäuschenstill, ziemlich lange still. Die Männer schauten einander an.

An der unteren Tischecke saß der alte Jäger Steffel aus Sexten. Der hatte schon die längste Zeit mit seiner

Tabakspfeife umgethan, um sie anzuzünden; aber der Schwamm mußte feucht sein, das Ding kam nicht zu Stande. Das eine Auge drückte er zu, mit dem anderen starrte er auf den Nasenwärmer, und dann ließ er es ein-, zweimal hinzucken auf die welschen Gäste. Endlich brannte es. Und als es brannte, machte der Steffel ein paar kräftige Züge, und durch die Rauchwolken heraus sagte er ganz ruhig und leise: „Wenn's aufs Schießen ankommt, meine Herren, da will ich schon Eins wetten."

Den Italienern war das recht, sie wollten wetten.

„Eine Maß Wein gilt's," sagte der Steffel, „ich schieß' auf zweihundert Schritte einen Kupferkreuzer vom Baum."

Die Welschen lachten über den Prahlhans und die Wette ward ernst. Mit leidlicher Höflichkeit kamen die Gegner in derselben Nacht spät auseinander und der Tiroler Hauptmann gab den Gästen noch ein Ehrengeleite mit auf den Weg bis gegen ihren Wald.

Am nächsten Morgen fanden sie sich wieder ein auf dem Kreuzberg, und zwar zum Wettschuß.

Es war ein leuchtender Sonnenmorgen. Die Dolomiten hoch über Fichtenwipfeln lohten wie rothglühendes Eisen. Vom Forsthause längs der Straße hin war der Schußplatz. Von der Ecke des Hauses wurden zweihundert Schritte wohl gezählt bis hin zu einem alten Lärchbaum. An demselben in Manneshöhe wurde ein Kupferkreuzer mit Harz befestigt. Die Kupferkreuzer von damals, „gute Kreuzer" wurden sie im Volksmunde genannt, waren fast so groß wie ein heutiges Vierkreuzerstück.

Einer der Italiener konnte den frohen Zweifel nicht unterdrücken, ob das Geldstück wohl überhaupt für den Schützen sichtbar wäre.

„Die Herren können auch Einer hingehen und mit dem Finger draufzeigen, daß er ihn besser sieht," so spottete der Tangler Josef die welschen Hauptleute. Der Steffel sagte kein Wort. Er nahm seinen Stutzen, strich mit der Hand einmal flüchtig über das Rohr hinaus, dann stellte er sich an die Ecke des Forsthauses.

Um ihn in weitem Halbrund standen die Hauptleute und Schützen, lauter kräftige, eherne Gestalten, mit wetterbraunen Gesichtern, Viele mit eisgrauen Bärten, Alle mit funkelnden Augen. Mancher hielt die Pfeife in der Hand und vergaß sie in den Mund zu stecken, Mancher hatte sie im Munde und vergaß sie in Brand zu halten. Die italienischen Officiere standen auch da in ihren bunten Uniformen, mit wallendem Federbusch und die behandschuhte Hand am Degengriff.

Also standen sie da und blickten auf den Steffel.

Dieser, eine kleine, gedrungene Gestalt in abgenutzter mattfarbiger Landestracht, mit Lodenjoppe, Bockleberhose und nackten Knien, stand fest. Zwischen dem kurzgeschnittenen grauen Bart hervor ragte die stattliche Adlernase. Jetzt ließ er seinen Blick hinauszucken ans Ziel. Dann fuhr er mit dem Kolben langsam zur Wange, wie eine Gestalt aus Erz stand der Schütze einen Augenblick — da krachte der Schuß — und vom Lärchbaum weg flog die Münze.

„Zu weit rechts!" sagte der Steffel, indem er das Gewehr sinken ließ.

„Getroffen! Getroffen!" jubelten die Umstehenden.

„Aber nicht mitten durch!" sagte der Schütze, einigermaßen unzufrieden mit sich selbst.

Der Tangler Josef las den auf die Straße gesprungenen Kupferkreuzer auf und hielt ihn dem Capitän Tita vor die Nase.

„Diabolo!" murmelte dieser. In der Münze gegen den rechten Rand nach oben hin war ein rundes Loch.

„Will ihn der Herr zum Andenken haben?" fragte der Tangler.

„Danke!"

Den Wein bestellte und bezahlte Tita, dann fanden die Herren, daß es Zeit sei, sich wieder nach ihren Truppen umzusehen. —

Der tirolische Meisterschuß schien wohl doch etwas unangenehm berührt zu haben, denn an einem der nächsten Tage, als zur Morgenfrühe die Tirolerschützen auf dem Kreuzberg sich wieder fürsorglich nach dem Feinde umsahen, war kein Welscher mehr zu entdecken im weiten Gebirge.

Die „Römer" mochten gefunden haben, daß es im Frühjahre nicht allein auf der Alm schön ist, sondern auch draußen in den südlichen Thälern und Ebenen des Tagliamento, der Piave und des Po.

Hauptmann Fortner und seine Frau.

Eine Erzählung.

Hauptmann Fortner besaß so ziemlich alles, was Glück genannt wird unter den Menschen. Er hatte — und das sage ich voraus — ein lebensfrohes und naturfreudiges Herz. Sein Name war umleuchtet vom Glanze einer Heldenthat. Er erfreute sich an einem jungen, schönen Weibe, an einem frischen, aufgeweckten Kinde. Nur eine Kleinigkeit fehlte ihm, die aber nöthig ist, um dem Leben so recht nachlaufen zu können: anstatt des rechten bluteigenen Beines hatte er einen hölzernen Stelzfuß. Freilich war er auf dieses Stück Birkenholz stolzer als auf alle seine übrigen Glieder zusammen. Bei der Erstürmung von Serajewo hatte er den Fuß verloren und die Heldengloire gewonnen. Aber dieses empfindungslose Stück Birkenholz schmerzte ihn mehr als alle übrigen Glieder zusammen, und es waren doch etliche darunter, die häufig durchzuckt wurden von rheumatischer Erinnerung an Bosnien. Das hölzerne Bein hatte ihn verdammt zum Ruhestand in jungen Jahren, die härteste Verdammniß, welche ein Soldatenherz zu treffen vermag.

Doch mochte Hauptmann Fortner deswegen mit dem Schicksale nicht viel hadern. Er hatte sein Opfer redlich gebracht, und sein im Grunde weiches, friedliebendes Gemüth bequemte sich zum beschaulichen Pensionistenleben. Die Winterszeit in der Stadt war gerade nicht nach seinem Sinne. Er ging zwar auf Stelzfuß und Krücke wacker spazieren — denn Stubenhocken, das war seine Sache nicht — aber die mitleidigen Blicke waren ihm zuwider, und er ließ seinen Schnurrbart so martialisch auswachsen und schaute so scharf und finster drein, daß seine kampflustige Miene die mitleidigen Herzen zurückschreckte. Anders war es im Sommer, wo er mit seiner kleinen Familie auf einem Dorfe zu wohnen pflegte, in einem weiten Thalkessel, der mit schönen Bergen und dunkelnden Wäldern umgeben war. Da konnte er sich erfreuen an den Verrichtungen fleißiger Arbeiter, denen er oft stundenlang vergnüglich zusah, konnte sich ergötzen an der landschaftlichen Natur, zu der er Jahr für Jahr größere Neigung empfand.

Seine Frau Emma harmonirte in all diesen Dingen lange Zeit ganz mit ihm, nur daß ihre gesunden Glieder noch weiter ausholen wollten und konnten. An den zahmen Spaziergängen durch Wald und Wiese fand sie nicht Genügen; mit zweien ihrer Brüder hatte sie einst eine Hochgebirgstour gemacht, und diese ging ihr nicht mehr aus dem Sinn. Da sie ihren Knaben in der Pflege einer verläßlichen Kindsfrau wußte, so versäumte sie keine Gelegenheit, um sich Partien anzuschließen, die auf einen oder den anderen hohen Berg stiegen, wie solche sich im Hintergrunde des grünen Gaues gewaltig erhoben. Sie sei verliebt in die hohen Berge! so sagte sie selbst, weil eine Frau alles, was ihr gefällt, mit der Liebe zusammenspannt. Der Hauptmann schaute manchmal

der wohl ausgerüsteten munteren Gesellschaft ein wenig betrübt nach. Das Herz that ihm weh darob, daß er keinen der ins Land hinausleuchtenden Alpengipfel mehr erreichen konnte, und es that ihm weh, daß — doch genug der Sentimentalität für einen Soldaten! Sie ist tapfer und kommt ihm wohlbehalten wieder zurück.

Also geschah es eines Tages, daß ein Bruder der Frau Emma, welcher Reservelieutenant war, einige junge Leute mitbrachte aus der Stadt in das Dorf; unternehmungslustige Studenten. Sie wurden natürlich dem Herrn Hauptmann Fortner und seiner jugendlichen Frau Gemahlin vorgestellt und von diesen eingeladen zum Kaffee. Bei dem Kaffee entstand der Plan zu einer Besteigung des Hochschwab. Allgemeiner Jubel; nur der Hauptmann schwieg und dachte: Mußt Dich eben begnügen damit, Andere in Bergesluft zu wissen. Am Abende desselben Tages, während seine Frau ihm wie gewöhnlich das Rauchzeug zurecht that, stülpte sie ihren weichen Arm ganz leicht auf seine Schulter: „Nicht wahr, lieber Mann, Du hast nichts dagegen, wenn ich morgen mit von der Partie bin?"

„Wohin?" fragte er rasch.

„Die auf den Hochschwab geht. Gelt, Dir ist es recht?"

Der Hauptmann stopfte seine Pfeife und sagte nichts. Ihm war zumuthe, als ob ihm jetzt etwas sehr Unangenehmes passirt wäre, und er konnte oder mochte sich doch keine Erklärung geben, weshalb er seine Frau nicht mit der Partie wissen wollte. Sie hat ja recht, hat zwei gesunde Füße und die hohen Berge sind ihre Freude. Warum nicht? Der kleine Fritz zu Hause ist geborgen und versorgt. Allein . . . .

„Wirst Du Dich denn auch unterhalten mit den weltfremden Leuten?" fragte er sie fast zärtlich.

„Die werden mich wenig kümmern," antwortete die Frau, „ich gehe nur mit meinem Bruder Hans. Und am Abende, sagen sie, können wir wieder zurück sein."

„Es wird etwas spät werden," bemerkte der Hauptmann kleinlaut. Weil sie betrübt war, daß er keine bestimmte Antwort gab, sagte er endlich: „Ja, ja, Weibchen, wenn es Dir Vergnügen macht, gehe nur."

Am nächsten Morgen wollte er ihr noch Verhaltungsmaßregeln sagen, denn für den Hochschwab kam sie ihm etwas zart und unerfahren vor. Doch als er aufwachte, war sie längst schon fort und ihr leeres Bett hatte nur die herzige Unordnung der verschobenen Decken und Kissen, in welchen stellenweise noch der Eindruck ihres Körpers zu sehen war. Schon um drei Uhr morgens, so erzählte die Kindsfrau, wären die jungen Herren draußen gewesen, aber bevor sie noch am Fenster klopften, sei die gnädige Frau flink und leise aus dem Bette gesprungen und kurze Zeit darauf schon vollkommen marschfertig mit ihnen gegangen. Im Wirthshause wäre Thee gekocht worden und dann habe man die Gesellschaft vom Waldschachen her, wo sie angestiegen, noch munter lachen gehört. Es müßten lustige Leute dabei sein, und über Studenten stehe einmal nichts auf.

Als einst bei Serajewo der Arzt dem Hauptmann Fortner mitgetheilt, daß er sich für alle Zukunft mit einem einzigen Beine werde behelfen müssen, war ihm ein wenig weh geworden ums Herz. Aber so nicht wie jetzt, so weh nicht wie jetzt. Der Zeiger der Uhr stand auf Sechs, noch fünfzehn Stunden oder länger, bis sie wieder da sein wird. Mißmuthig suchte er sein Holzbein anzuschnallen, es wollte nicht recht gehen, die Kindsfrau machte sich erbötig, ihm dabei zu helfen, er wies sie fast unwirsch zurück zum Knaben und bediente sich zur Noth allein.

Im Laufe desselben Vormittags, als der Hauptmann unter der Linde saß, kam der Fleischerknecht mit dem großen Hunde des Weges; ein Kalb wurde herangezerrt und gehetzt. Der Hund sprang hinten drein, bald links, bald rechts, bellte heftig und that, als ob er dem Kalb in die Beine schnappen wollte, so oft es sich weigerte zu gehen.

„Mylord, setz ab!“ rief der Bursche dem Treibhund zu; da stellte dieser augenblicklich seine Arbeit ein und der Fleischer band den lockergewordenen Strick sorgfältig um den Hals des Thieres.

„Die Schwabengeher werden schon hoch oben sein!“ rief er so nebenbei dem Hauptmann zu.

„Hast Du sie gesehen?“

„Bei der zweiten Fölzbrücke sind sie mir begegnet,“ berichtete der Bursche, „sind ihrer aber nicht mehr Alle. Der Herr Lieutenant hat in der Hütte zurückbleiben müssen.“

„Mein Schwager?“

„Hat sich beim Zaunstiegel den Fuß zu stark verstaucht, daß es aus war.“

„Ist doch meine Frau bei ihm geblieben?“ fragte der Hauptmann.

„Die Geißer-Grethel giebt ihm Umschläge.“

„Und meine Frau?“

„Sie werden jetzt schon hoch oben sein. — Na, vorwärts. Pack an, Mylord!“

Unter Gekläffe trappelte es weiter, und der Hauptmann blieb an der Linde zurück. Aber er war aufgestanden. Vor Allem ließ er einen Wagen einspannen und fuhr zur Hütte in der Fölz. Dem Herrn Lieutenant ging's nicht am schlimmsten, er war schon wieder davon, aber nicht auf den Hochschwab, sondern, wie ein Halter schmunzelnd darthat, in die untere

Fölzsteinalm, wo die kraushaarige Geißer-Grethel ihre Ziegen hütete.

Im Herzen des Hauptmanns wüthete ein heißer Zorn. Er machte allen Ernstes den Versuch, das Gebirge hinanzuklettern, es ging nicht. Er fuhr zurück ins breite Thal, und auf einer Anhöhe stieg er aus und starrte hin in die Wände. Die Wände waren hoch und fern und ätherblau, die Spitze des Gebirges, die weit dahinter lag, war nicht einmal seinem Auge erreichbar. Wenn er an die Beschwerden dachte, die von den Touristen etwa zu überwinden waren, als hartes Klettern, Sonnenbrand, Durst, Sturm, Frost, Erschöpfung, da wurde ihm leicht und tröstlich ums Herz; wenn er sich aber vorstellte, wie sie auf grünen Matten rasteten, oder in Felsnischen saßen, aßen, tranken, scherzten, da wollte er vergehen vor Qual. Am Nachmittage suchte er bei seinem Kinde Linderung des entsetzlichen Gemüthszustandes. Der Knabe war im dritten Lebensjahre und trieb allerlei Ergötzlichkeit mit seinen hölzernen, roth angestrichenen Türken, mit seinen kleinen Zehen, mit des Vaters Schnurrbart und Nase, der Vater scherzte überlaut mit dem Kinde, blickte dabei immerfort auf die Uhr, die es heute so gar nicht vorwärts brachte.

„Papa!" sagte der Kleine plötzlich, „werden die Studenten Mama wieder zurückbringen?"

Gegen Abend stand er immer nur am Fenster. So oft er auf der Gasse Schritte oder einen Wagen hörte, steigerte sich seine Spannung. Zum Nachtmahl bestellte er ihr Lieblingsgericht, Forellen mit Artischocken. Es ward neun Uhr, es ward zehn Uhr, sie kam nicht. Die Nacht war finster und schwül, manchmal leuchtete ein matter Blitzschein auf. Der Hauptmann legte sich zu Bette, aber als der Tag anbrach, hatte er noch kein Auge geschlossen. Am Vormittage stellte

sich sein Schwager Hans ein, der sehr aufgeweckt war und versicherte, daß sein Fehltritt über die Zaunstiegel keine weiteren Folgen haben werde.

„Zum Teufel, wer kümmert sich um Deinen Fehltritt!" rief der Hauptmann, „wo meine Frau ist, will ich wissen."

„Sind sie noch nicht da?" fragte der Lieutenant überrascht. „Also müssen sie in den Fölzerhütten übernachtet haben."

„Mensch!" sagte der Hauptmann und umklammerte mit ehernen Fingern den Arm des Schwagers, „Mensch, hast Du denn wirklich keinen Hauch einer Ahnung von dem, was Frauenehre ist!"

„Mit solchen Begriffen, lieber Freund, plagt sie sich selber nicht," antwortete Schwager Hans. „Bei Hirtinnen nimmt man's nicht so genau."

„Und was man so Ritterlichkeit nennt unter Brüdern," sagte der Hauptmann mit niedergedämpfter Wuth. „Du hast Dich zum Begleiter meiner Frau, Deiner Schwester, gemacht und hast sie fremden jungen Männern überantwortet. Die einzige Dame mit Studenten auf einer Alpenpartie, in Alpenhütten .... Man muß Sägespäne im Kopfe haben ...."

„Na, erlaube mir!" fuhr der Lieutenant auf, „in diesem Tone lasse ich von meiner Schwester nicht sprechen!"

„Den Spieß umkehren! Auch gut!" rief der Hauptmann seiner nicht mehr mächtig. „Kuppler!"

Der Lieutenant schoß auf dieses Wort wie von einer Feder geschleudert in die Luft. In demselben Augenblicke erhoben sich vor dem Hause fröhliche Stimmen. Die Touristen waren da. Keine allzugroße Müdigkeit sah man ihnen an, sie waren fröhlich und die junge Frau Hauptmännin war trotz der Schäden, die sie an ihrer Kleidung trug, lustig bis

an die Grenze der Ausgelassenheit. Die jungen Herren verabschiedeten sich vor der Thür von der Frau, welche sie noch an ein Versprechen erinnerte, bei einer nächsten Partie wieder ihre Kameraden zu sein.

Warum gehen sie heute nicht ins Haus, die jungen Herren? Warum treten sie ihm heute nicht unter die Augen?

Hauptmann Fortner hatte sich zurückgezogen auf seine Stube, er hätte es gerne gesehen, wie sich seine Frau beim Wiedersehen des Kindes benahm, er hätte gerne erfahren, ob sie nicht Ungeduld habe, den Gatten zu begrüßen. Sie kam aber nicht, sie zog in ihrem Gemache das zerfahrene Gewand aus, sie zog einen Sonntagsstaat an und machte sorgfältig Toilette. Endlich hielt er es nicht mehr aus, er trat bei ihr ein und fragte kurz: „Was wird denn heute noch sein?"

„Warum?" fragte sie, wie über seine Frage befremdet.

„Bekommen wir Besuch, oder machst Du welchen?"

„Ah, Du meinst, weil ich ein frisches Kleid angezogen habe? Mein Gott, soll ich nicht mehr ein anständiges Gewand am Leibe tragen?"

„Warum so trotzig?" Auch Die dreht den Spieß um, dachte der Hauptmann, aber das wird mich nicht irre machen.

„Emma," sagte er mit Aufwand aller Fassung, „Du scheinst von mir Vorwürfe zu befürchten, weil Du mir mit den Deinen zuvorkommen willst."

Alsogleich richtete sie sich auf und fragte: „Wieso?"

„Sei ganz unbesorgt," entgegnete er, „Vorwürfe werde ich Dir nicht machen. Aber das wirst Du Dir merken: heute bist Du das letztemal mit fremden Leuten auf einer Landpartie gewesen."

Sie blickte ihn befremdet an.

„Außer in meiner Gesellschaft wirst Du keinen Fuß mehr in die Welt setzen."

„Deine Gefangene also," entgegnete sie. „Es ist wohl ein Verbrechen, auf den Berg zu steigen. Es geht zwar Alles hinauf, nur die Philister nicht. Die Greise nicht und die Krüppel nicht. Ich will mein junges Leben —"

„Kein Wort mehr! — Du hast weder Takt noch —" Er sprach das Wort nicht aus.

Sie war still. Mit einer Handarbeit machte sie sich zu schaffen, endlich fing sie leise zu weinen an.

„Ich werde keine Landpartie mehr machen," schluchzte sie in ihr Spitzentuch hinein. „Ich will vergessen, was das ist, auf einem Berg zu sein. Ich werde zu Hause bleiben, eingemauert wie in einem Kloster. Das werde ich thun, ich verspreche es." Und sie weinte ganz kläglich.

Er verließ ihr Zimmer, denn lange wäre es ihm nicht möglich gewesen, fest zu bleiben.

Seit diesem Tage war es schon eine Weile her. Der Schwager Hans hatte anfangs fast Duellgedanken gehegt, sich endlich aber dafür entschieden, nicht mehr in das Haus des Hauptmanns zu gehen, so lange dieser ihn nicht ausdrücklich zu sich bitte. Der Hauptmann bat ihn aber nicht zu sich. Sein Verhältniß zur Frau war äußerlich wie früher. Von der Alpenpartie war nicht ein Sterbenswörtchen mehr gesprochen worden. Nur der Kindsfrau war eines Tages eine anzügliche Bemerkung über die schönen Studenten entschlüpft, das kostete ihr den Dienst. Der Hauptmann zahlte ihr auf der Stelle den Monatslohn aus und sie war entlassen. Frau Emma war seit jenem Tage in der That nicht hundert Schritte vom Hause fortgegangen. Sie saß immer, auch beim schönsten Sommersonnenschein, in ihrem Zimmer oder im

Hofraum neben dem Hühnerstall und stickte altdeutsche Zieraten in Tisch- oder Bettwäsche.

Anders der Hauptmann. Ob heller Sonnenschein den weiten Thalkessel füllte bis zum Ueberschäumen in unzählbaren Funken, oder ob schwere Wolken über dem Thale lagen, wie ein eherner Deckel mit wunderbaren Arabesken, den Hauptmann zog's hinaus. Mit mühseligem Schritte ging's voran, aber sein Antlitz war erfüllt von Naturfreude, und sein hellblaues Auge war offen für alle Vorgänge in Flur und Wald und Wasser und Stein und am hohen Himmel. Dann saß er am Feldrain und blickte hinaus in das weite Bergrund, deren Linien mit einem Aetherhauche sanft verschleiert waren, so daß die Felshäupter und Almkuppen doppelt weit entfernt und doppelt hoch erschienen. Und der Grund des Thales lag da wie ein Schachbrett mit den durch graue Holzzäune getheilten Quadratchen seiner grasgrünen Wiesen und strohgelben Felder; darauf die Figuren der Höfe und Baumgruppen, der Pferde und Rinder und sogar der alten Burg, die auf einem Felskopfe stand. In der Sohle Tiefe lag eine schneeweiße, stellenweise breit auseinanderquellende Sandriese, in welcher sich jetzt ein winziges Bächlein schlängelte, fast verschmachtend wie eine Forelle auf dem Trockenen. Der Hauptmann freute sich an all der Augenweide, aber in seine Freude klang leise, ganz leise ein Glöcklein der Wehmuth. — Dann humpelte er durch das feuchte Dunkel des Waldes, wo der kühle Hauch der Germen und der Genzianen und der Cyklamen war. Was das Herz frisch wurde mitten in diesem ungeheuren Neste des Lebens! Doch, das Glöcklein in ihm klang fort, leise, aber immer und immer. — Wäre ich nicht allein! so quoll es einmal hervor zwischen seinen Lippen, denn im Grunde erträgt ein

warmes Herz die Freude nicht weniger schwer allein, als das Leid. Und die Natur, wenn sie in ihrer großen, alllebendigen Stille unter uns, über uns daliegt, um uns webt und leuchtet, eine ewige Harmonie der Kräfte auf der Wage unendlicher Räume, nur zum kleinsten Theil wahrgenommen, erfaßt von unseren Sinnen, sie wirkt schier beklemmend auf die Seele. Unsere Glücksahnung und Wohlempfindung darüber, daß wir ein Theilchen dieser vollkommenen, unzerstörbaren, unendlichen Größe sind, wird getrübt durch das Bewußtsein, daß es unmöglich ist, das Ganze, zu dem wir gehören, zu sehen und zu begreifen. Uns beginnt zu bangen vor den allewigen Gewalten, so sehr ihre Erscheinungen unsere Sinne auch entzücken mögen, und wir fliehen zu geliebten Menschen, bergen unser zitterndes Herz an einer fühlenden Brust.

Etwas unstet stolperte unser Hauptmann dahin, wenn solche Gedanken und Empfindungen ihn bewegten. Da war es auch, daß er am See stand. Er setzte sich auf einen stumpfkantigen Stein, der von der Felswand niedergebrochen war und schaute hin auf die glatte Tafel, die mittendurch einen Sprung hatte, der eine Theil war der tiefschwarze Spiegel des Fichtenwaldes, der andere des lichten Himmels. Wie freundlich und wie kurz ist der Weg zu allen diesen Schönheiten, und wie leicht ist er zu gehen; ein wahrer Genuß für den, der gesunde Füße hat. Und doch ist Niemand da, und die Bäume und die Steine und die rieselnden Ufer sind einsam, und der Mensch, der hier sitzt und hinausschaut ... Muß man denn immer voller Mühe und Gefahr und anderen Args hoch hinaufsteigen ins todte Gestein? Ist die Schönheit denn nicht am schönsten, wenn man mitten in ihrem urheiligen Wehen und Weben steht? — Sie weiß es

nur nicht, wie leicht sie das alles haben könnte, und sie sitzt zwischen Mauern freilich wie eine Gefangene.

Eines Tages hielt er es nicht mehr aus. Mitten aus der stimmungsvollsten Landschaft ging er fast zornig fort und nach Hause. Seine Frau saß im Hofe, neben der Scheunenstiege auf einem Sockel und stickte. Nach drei Seiten waren die Mauern, an deren Ecken Strohhalme wirr niederhingen und Spinnenweben klebten. Die vierte Seite war von einem Holzthore geschlossen, über welches ein Stückchen Himmel hereinblaute. Emma wollte nicht einmal dieses kümmerliche Stück Aetherblau sehen, sie schaute auf ihre Arbeit und stickte. Die Magd fegte mit einem Besen den Hof aus, der Staub umwirbelte die hübsche Frauengestalt; sie hüstelte und kehrte sich nicht daran. Also trat der Hauptmann an sie heran und sagte mit freundlicher Stimme: „Emma, heute sollten wir doch zusammen einen kleinen Spaziergang unternehmen. Es ist zu himmlisch draußen. Komm!"

Sie bückte sich nach einer Nadel, die aber gar nicht hinabgefallen war, und antwortete ganz leichthin: „Nein, ich bleibe zu Hause."

Er schwieg und ging allein wieder hinaus. Am nächsten Tage nahm er seinen Knaben mit, der aber hockte mitten auf der sonnigen Straße hin und beschäftigte sich mit Steinchen und Käfern und der Hauptmann blieb doch allein mit seiner Freude an der großen landschaftlichen Natur und mit seinem Drange, dieselbe mit einem lieben Menschen theilen zu können.

So war es in diesem Sommer und so war es im nächsten Sommer. Der Hauptmann ging allein und mühselig in der Gegend umher und Frau Emma saß daheim in den engen Mauern ihres Hauses. Sie sagte kein Wort davon, daß sie auch einmal hinaus möchte. In unbewachten Stunden

aber war zum Fenster hinaus ihr Auge sehnsuchtsvoll gerichtet nach den Zinnen des Hochschwab, die über den Waldungen niederleuchteten. Da trat der Hauptmann wieder einmal zu ihr hin und sagte: „Liebes Kind, wenn Du wüßtest, wie schön es ist da draußen auf dem Feldpfade, da drüben im Walde, am See!"

„Ja, ich kann mir's denken," sagte sie und stickte.

„Auch dieser Sommer wird bald dahin sein," fuhr er fort, „und Du hast wieder nichts gehabt vom Landleben."

„Ich bin ganz zufrieden hier im Hause," war ihre Antwort.

„Aber es wäre so nett, wenn wir säßen da oben unter dem Ahorn und ins weite Thal hinausschauten und plauderten, und Fritz spielte neben uns im Grase oder sammelte Beeren."

„Nimm ihn nur mit," sagte sie, ohne aufzublicken. „Ich warte, bis er so groß ist, daß man mit ihm Alpenpartien machen kann."

„Muß es denn gerade eine Alpenpartie sein?" fragte er, mit regen Fingern den Schnurrbart drehend.

„Das muß es nicht," versetzte sie, „darum sage ich ja, daß ich zu Hause bleibe."

Also ging er wieder allein davon. Dieser Sommer war besonders einladend zu Spaziergängen. Die morgendlichen Wiesen voll funkelnden Thaues, die mittägigen Wälder voll Blumenduftes und Schmetterlingsgegaukel, die abendlichen Schluchten voll entzückender Lichtspiele. Und die Vollmondnächte mit ihrem stillen, fast überirdischen, unnennbaren Zauber — dem einsamen Menschen wurde immer nur weh' im Herzen. Blumen pflückte er, Waldfrüchte sammelte er und brachte sie heim seinem Weibe.

„Ah, wie hübsch!" sagte dieses, „danke Dir!" nahm sie, legte sie neben sich hin und stickte.

Einmal brachte er sie richtig bis zum Baumgarten. Sie saß unter einem Apfelbaum und arbeitete. Manchen kurzen Blick that sie hinaus zwischen den schlanken Stämmen und dem luftigen Laub in die freie, mit silberigem Aetherduft gesättigte Gegend, er merkte ihr an, wie wohl ihr war und sein Entzücken darüber, er vermochte es nicht zurückzuhalten.

Da sagte Frau Emma plötzlich: „Ich glaube es wird kühl," raffte ihre Sachen zusammen und ging hinab zum Hause.

So war es Sommer für Sommer. Frau Emma saß in ihrem Zimmer oder im Hofe, der Hauptmann strich mit seinem Stelzfuße über die Matten, über sonniges Heideland, in schattenfrische Gründe. Fritz wuchs heran, ward ein schmucker, aufgeweckter Junge, blieb aber, wenn er auf den Schulferien zu Hause war, weder bei der stickenden Mutter in der Stube, noch ging er mit dem beschaulichen Vater. Er suchte Kameraden, mit denen er auf die Bäume kletterte, auf hohen Stelzen gehen, in den Bächen Krebse fangen und andere Knabenlust hegen konnte.

Zehn Jahre war er alt, als eines Tages seine Mutter zu ihm sagte: „Daß Du doch den ganzen Tag herumlaufen kannst! Wirst Du denn nicht müde?"

Der Junge blickte sie verwundert an, müde sein, er wußte nicht, was das wäre. Noch am Abende wollte er nicht ins Bett, aber als er endlich drin lag, schlief er auch schon.

„Wenn Du gar nicht müde wirst, so kannst ja mit mir einmal auf den Hochschwab gehen!" sagte die Mutter.

Da jubelte Fritz auf, klatschte in die Hände, hüpfte vor Freude auf einem einzigen Fuß herum und jauchzte: „Auf den Hochschwab! Auf den Hochschwab!"

Darüber freute sich nun auch der Hauptmann. Zwar äußerte er anfangs einiges Bedenken, welches aber frisch und gründlich niedergeschlagen wurde. Sie würden sich einen Führer nehmen, wenn es sein müsse, übrigens wisse sie — Frau Emma — auf den Bergen wohl Bescheid. Die Vorstellung, daß seine zwei liebsten Menschen den großartigen Naturgenuß haben würden und er selbst sozusagen durch die Augen seines Weibes und seines Kindes die weite Welt einmal vom hohen Berge aus anschauen könne, trug in dem Hauptmann den Sieg davon. Er versorgte sie mit allem Nothwendigen und ließ sie gehen.

Und in einer kalten Tagesfrühe, als der Morgenstern aufstieg über den Bergen des Mürzthales, verließen Mutter und Sohn das Haus. Ein Träger ging mit ihnen, der jedoch nach einigen Stunden überflüssig wurde, denn als sie auf den Höhen waren, hatten sie den Mundvorrath zum Theile aufgezehrt und die Ueberkleider angezogen. Was gab es da noch viel zu tragen! Die Frau nahm die Ledertasche an sich und schickte den Träger zurück.

Hauptmann Fortner saß wieder auf seiner kleinen Anhöhe, blickte zum Hochschwab empor wie einst, und dachte seinem Weibe nach wie einst. Aber heute nicht mit Trauer, sondern mit frohem Stolze. War doch er selbst bei ihr in seinem frischen, tapferen Söhnlein; an Seite dieses Ritters wußte er sie gerne. Und auf den Träger und Führer konnte man sich wohl auch verlassen. Also saß er da den lieben langen Tag über und genoß die ganze Alpenherrlichkeit, als wäre er oben mit seinen lieben zwei Menschen. Am Abende wollte er ihnen dann entgegenfahren durch das Hochthal, denn die Rückkehr war noch für denselben Tag bestimmt. Aber am Mittage kam der Führer zurück und berichtete, sie wären

allein oben und hätten ihn zurückgejagt. Für das Erste kam jetzt ein heftiges Donnerwetter über den Mann, der seine ihm Anvertrauten verlassen hatte; dieser aber entgegnete, er hätte gemeint, den Weibern müsse man ihren Willen lassen. Und sie würden ja gar nicht auf die Spitze des Schwab wollen, sondern sich wahrscheinlich auf die grüne Alm hingelegt haben. Auch habe er andere junge Leute oben gesehen, die Kohlröslein und Edelweiß gesucht. Gegen Abend würden Alle wohlbehalten wieder herabkommen. — Für das Zweite ließ der Hauptmann sofort einspannen und fuhr durch das Hochthal hinauf, so weit der Weg fahrbar war. Als dieser in einer breiten Sandhalde sich verlor, stieg der Hauptmann aus und wollte es mit der Krücke versuchen, emporzusteigen. Da kamen sie herab. Einige Knaben waren es, Hirten und Bauernjungen, und mit ihnen auch der Fritz.

„Seid Ihr da?" rief ihnen der Hauptmann entgegen.

„Ich will nicht fahren, Papa!" schrie Fritz, „wir wollen zu Fuß gehen und Krebse fangen. Ich bin gar nicht müde."

„Wo ist die Mutter?" fragte er.

Da stutzte der Junge.

„Mama wird ja voraus sein," sagte Fritz. „Dieser," er deutete auf einen anderen Knaben, „dieser hat gesagt, daß sie voraus ist."

Hierauf erzählte Fritz: Als sie oben an den wilden Felsen gewesen, habe er die Knaben gesehen, die im Gewände Blumen gesucht hätten. Er habe sie gekannt und sei zu ihnen hingelaufen, und sie hätten einen Hut voll schöner Rosen gefunden. Dann sei ein anderer Bub gekommen und habe gesagt, Mama wäre wohl schon hinabgestiegen, und dann wären sie auch eilends hinabgegangen. — So war der Junge

nun da und die Mutter nicht mit ihm. Dem Hauptmann ging es kalt wie Stahl ins Herz. Da er gesehen, daß es für ihn unmöglich war, hinanzuklettern, denn sein hölzernes Bein war in dem steilen Schutt ganz unbrauchbar, fuhr er eilends zurück ins Thal und bot Leute auf, sein Weib zu suchen. Am späten Abend stiegen sie an, aber am nächsten Morgen waren sie noch nicht zurück. Fritz schlief in derselben Nacht so fest und süß, daß in dem verzweifelten Vater ein Haßgefühl erwachte gegen sein eigen Kind, das so sorglos und leichtsinnig sein konnte, die Mutter auf wildem Berg zu verlassen und dann daheim im Federbette so gottlos ruhig zu schlafen.

Am nächsten Mittag war noch Niemand zurück. Am darauffolgenden Abende kam einer der suchenden Männer, um zu fragen, ob sie nicht etwa doch schon zu Hause sei.

„Unseliges Kind!" rief der Hauptmann, den Knaben rüttelnd, er wollte ihn würgen und küssen zugleich. — Unseliger Mann! so wiederhallte es dumpf in seinem Herzen. — Denn die Ahnung war zur Vermuthung, diese zur Wahrscheinlichkeit, diese endlich zur Gewißheit geworden: Sein Weib war geflohen, entführt. Alles war angespielt gewesen, sie hatte den arglosen Knaben im Gebirge fortgeschickt, war von dem Buhlen sicher schon erwartet worden unter den Wänden, war mit ihm jenseits in die Gegend der Salza davongeeilt, nach dem Oesterreicherland, in die weite Welt. Also endet's mit dieser Ehe....

Herr Hauptmann, wir bitten um Urlaub. Bevor wir das Schlimmste annehmen, wollen wir uns doch selbst auf die Suche machen nach dem Frauchen.

Als Frau Emma den Träger zurückgeschickt hatte, stieg sie mit dem Knaben munter die Matten an. Sie hatte

Mühe, Fritz vorwärts zu bringen, an jeder Blume, an jedem Käferlein blieb er hängen. Nur das, was greifbar, faßbar, fangbar und tragbar war, machte dem Knaben Lust, alles Andere war für ihn nicht da. Endlich kamen sie in das Gebiet der Steine. In wuchtigen Blöcken, in sandigem Schutt, in starrenden Wänden waren sie da. Ringsum steile, zerrissene Felsen. Sie waren in ein Kar hinaufgegangen und in einen Hochkessel hineingekommen, wo kein Halm und kein Zirm mehr stand — alles kahl und starr. Sie kehrten um, bogen um eine Wandrippe, und da war es, daß Fritz die Knaben sah drüben am grasigen Hang zwischen Zirmbüschen und grauen Steinen. „Gemsen! Gemsen!“ hatten sie geschrien, da begann Fritz zu laufen und zu klettern und in wenigen Minuten war er bei den Knaben. Die Mutter freute sich anfangs, daß er Genossen gefunden, sie setzte sich auf einen Stein um zu warten, bis sie herüberkämen vom Hang. Dann wollte sie sich mit ihrem Jungen auf den weiteren Anstieg machen. Sie kamen aber nicht, und als die Frau endlich aufstand, um über den Zirmbusch hinüberzuschauen, waren sie nicht mehr zu sehen.

Nun begann sie zu rufen nach dem Fritz. Die Rufe schlugen an die Felsen. Der Knabe kam nicht und war nicht zu sehen und nicht zu hören. Jetzt begann ihr plötzlich bange zu werden. Sie hub an, zwischen dem Gezirm hinzuhuschen, mit Händen und Füßen über Felsklötze zu klettern, in großen Sprüngen von Stein zu Stein zu setzen. Sie kam an den grünen Hang, wo früher die Knaben zu sehen gewesen, es war Keiner da und sie sah und hörte Keinen. Sie blickte in die Tiefe, wo es wie ein dunkelgrüner See lag, es war ein Zirmschachen; nirgends ein Mensch. Sie kletterte anwärts in einer steinernen Runse, wohin konnten sie anders sein,

als da hinauf, denn an beiden Seiten waren die Wände. Sie kam in eine Wandfalte hinein, in welcher Schutt und Schnee lag; auf dem Schnee war keine Spur eines Menschenfußes. Jetzt suchte sie zu einem Felsrücken hinanzuklettern, um von demselben aus weiteren Blick zu gewinnen. Aber als sie auf dem Grate stand, war vor ihr ein zweites Grat, das noch schärfer hervorsprang und ihr also wieder die Aussicht deckte. Sie kroch über die breite steile Runse auf allen Vieren quer hinüber, sie arbeitete sich empor an den starren Felsrücken. Der Blick war jetzt frei in ein schauerlich tiefes Felsenthal, an beiden Seiten finster ansteigendes Gewände, auf den Zinnen Nebel, in den Tiefen Schatten. Hart vor den Füßen der Frau ein schwindelerregender Abgrund. Und von ihrem Fritz keine Spur. Schon bluteten ihr Hände, Füße und Knie, aber keine Müdigkeit. Sie wollte denselben Weg, den sie gekommen, zurückeilen, verlor aber die Richtung. Sie kam an eine Stelle, wo noch ein kleiner Vorsprung war, dann aber der Grund, auf den man einen Fuß stellen konnte, jäh aufhörte. Sie wollte zurück, sah aber, daß sie aus einem Abgrund heraufgeklettert, an dem der Rückweg, ohne zu stürzen, unmöglich war. Nun, da stand sie oben. Wie in der Kirche ein Heiliger an der Wand, so stand sie da oben, konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Alle Glieder zitterten ihr, auf der Stirn kalter Schweiß, blaue Flammen, rothe Funken vor den Augen, sie sank hin aufs scharfe Gestein.

Als Frau Emma wieder wach wurde, wußte sie nicht, wo sie war, glaubte zu träumen, griff mit der Hand nach links, nach rechts, um ihr Bettgewand zu betasten. Kaltes feuchtes Gestein. Jetzt besann sie sich mit heißem Schreck ihrer Lage. Ringsum Nacht, am Himmel Sterne.

„Fritz!" schrie sie gellend auf. Er war nicht da. Sie sprang empor, um trotz der Dunkelheit hinabzusteigen, sie glitt aus und rasch ging's in die Tiefe.

Als sie das zweitemal erwachte, loderte vor ihr ein gewaltiger Feuerbrand. Die Sonne war emporgestiegen, Frau Emma lag in einem Zirmstrauch, halb noch getragen von den buschigen Armen. Allmählich kam sie ganz zu sich; wieder suchte, rief sie den Knaben und dann hub sie zu weinen an. Das sah sie, es war alles verloren. Denn hier, wo sie lag, war seit der Weltschöpfung kein menschlicher Fuß noch gestanden, es konnte an den senkrechten Wänden Keiner heran und Keiner davon. Wie das hier alles hübsch beisammen ist: zu Füßen das Grab für den Leib, zu Häupten der Himmel für die Seele. Grausig schön standen die hohen Felsen ringsum in Morgengluth und grausig einsam! — Und dort draußen, weit hinter den kahlen, niedrigeren Riffen blaut das Waldland. Sanft und weich wie eine Wiege liegt der Thalkessel zwischen zahmen, waldigen Bergen. Frau Emma hatte ihre Taschen ausgesucht nach Brotkrumen, denn der Mundvorrath war unterwegs geblieben. Dann blickte sie empor die senkrechte Wand über ihrem Haupte, ob nicht ein Striemlein Wassers herabrinne. Wie war alles dürr! Sie wußte wohl, dieser lechzende, klebende Gaumen mit dem widerlich bitteren Geschmack war der Anfang vom Sterben. — O liebliches Gelände dort draußen mit den Auen, mit deinen freundlichen Wäldern! Voller Leben! Voller Leben! Und ich konnte dich verschmähen, du heiteres, blühendes Paradies! — Mein Mann! Wie hat er unzähligemale meine Hand gefaßt! Jetzt kann ich diese liebe, treue Hand nicht mehr erreichen! Allein ließ ich ihn wandeln zwischen Blumen und frischen Wäldern hin und mein Sinn war steinernes

Hochgebirge. Jetzt bin ich in dir, du große, wilde, furchtbar feindliche, tödtliche Welt. Dort unten war Liebe, Freude, Glück in hundertfachen Formen, ich habe alles versäumt. Mein Herz war bei dir, du wilde, trostlose Steinwüste. Verliebt in das Hochgebirge! Habe ich nicht einmal damit geprahlt? Nun vergehe ich in dir, wie ein Blümlein, ein Vöglein vergeht in herbem Frost, in dürrem Gestein. Mein Mann, mein Kind, mein junges Leben! — In solch herzversengenden Gedanken verging Stunde um Stunde. Und als die lodernde Sonne hoch über den starren Zinnen stand, und der Fels glühte und das verlassene Menschenherz im Verschmachten war, da lebte das Auge noch einmal auf. Sind dort unten im Kar nicht schwarze Punkte, die sich bewegen? Das bereits entfliehende Leben, stürmisch drängt es wieder zurück ins Menschenwesen. Als ob nie eine Müdigkeit, nie ein Verschmachten gewesen wäre, so erhebt sich das Weib über dem Zirm und winkt mit dem weißen Tuche und ruft: „Hier! Hier! Ferdinand!“ Nicht mehr das Kind ruft sie, den Mann ruft sie, denn all ihr Fühlen und Sehnen und Lieben ist zurückgekehrt zu ihm. Und ihre einzige, alleinzige Erquickung zu dieser Stunde war das Bewußtsein, daß sie ihn nie betrogen.

Was Menschen vermögen, wenn es gilt, einen der Ihren zu retten! Koste es was es wolle, und wäre es ein Fürstenthum. Und Wunder wirkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, es überwindet die äußere starre, herzlose Natur. — Schon zu dämmern begann es, als die Stricke geschleudert wurden von Fels zu Fels, von Kante zu Kante heran bis zum Zirmstrauch, an welchem sie hing. So haben sich die Männer emporgesponnen, eingehackt, angeklammert an die eherne Felsenbrust, um ihr dieses verzagende Menschenleben noch

abzuringen. Bei Fackelschein wurde sie hinabgetragen und um Mitternacht lag sie auf dem thaufeuchten Rasen der Matte und schlief. Man hat sie hier nicht lange liegen gelassen, auf schwankender Sänfte trug man sie niederwärts, und als wieder der Morgen dämmerte, lag sich das Ehepaar unter krampfhaftem Schluchzen in den Armen und daneben in seinem Bettchen schlief sorglos und göttlich leichtsinnig der blühende Knabe.

Also ist es geschehen und also hat Frau Emma erfahren, daß die sanften Waldberge besser und schöner sind, als die unwirthlichen Felsen, und daß der Mann verläßlicher ist als das Kind. Und dem Hauptmann ist es eingefallen, daß es vielleicht nicht allemal gut ist für den Ehegatten, gleich das Schlimmste zu befürchten, wenn die Frau aus seinem Bereiche tritt.

Frau Emma ist nicht mehr auf den Hochschwab gegangen, weder mit Studenten, noch mit ihrem Knaben. Sie ist an heiteren Sommertagen auch nicht mehr in ihrem Zimmer gesessen oder im staubigen Hofraum. Arm in Arm mit ihrem Manne, und gleichsam seine Krücke, ist sie gegangen über die blumigen Auen, durch die grünen Wälder und entlang am stillen blauen See. Ein Glück ist gekommen über Beide, von dem sie in langen Jahren keine Ahnung gehabt. Wenn sie im lieblichen Thale so dahinwandelten, mußte Frau Emma nur Eines vermeiden — nämlich den Blick auf das Gebirge des Hochschwab. Denn wenn sie hinter den Waldkuppen die kahlen Felsriesen aufragen sah, da wurde ihr übel. Aber allemal zur Ruhe kam ihre in Erinnerung an das grause Erlebniß erbebende Seele, wenn sie in das gütige Antlitz ihres Gatten sah. Unter seiner Hut und Liebe genoß sie fürder das süße Glück der Naturschöne in reichstem Maße.

Matthias Schaller.

Die Geschichte eines Unglückseligen.

I.

Zum zwölftenmal dieser finstere, unselige siebenundzwanzigste Mai! Zum zwölftenmal die Einzelhaft in dieser grauen Zelle. Sonst ist es mindestens erlaubt zu arbeiten, in Menschengesellschaft zu sein, wenn auch unter lauter Verbrechern, und des Tages einmal durch den Hof zu gehen unter den Blättern der Kastanien. Heute sitze ich wie lebendig eingemauert, und das hohe, dichtvergitterte Fenster zeigt mir nichts, als die nahe gegenüberstehende Mauer mit ihren schmutzigen, theils von Mörtel entblößten Quadern, in der ich die bestaubten Fugen und Sandkörner schon hundertmal gezählt habe.

Das ist ja der Jahrestag, an dem ich den Curaten erschlagen habe!

O elendes Leben! O unseliger Mann! Alles der Wahrheit zu opfern und unter einem Irrthum so zugrunde gehen zu müssen! — Und da wollten sie mich zwingen zum Glauben an eine Gerechtigkeit, die Himmel und Erde lenkt? Fast möchte ich mich widerrufen und bekennen einen Geist,

der die Geschicke der Menschen leitet, aber es ist ein böser Geist, denn nichts ist so planmäßig und sieghaft, als die Niedertracht ..."

Noch lästerte er so, der Sträfling Nr. 63, als draußen im Vorgang Schritte laut wurden und das Schloß seiner Pforte knarrte. „Was bedeutet das? Wären diesmal die vierundzwanzig Stunden schon um? Den Wasserkrug pflegt man sonst nur durch den Schuber hereinzugeben. Oder ist Feuer ausgebrochen, daß wir Insassen dieses „liebe Heim" plötzlich verlassen müssen? Oder, haben sie sich doch besonnen und wollen, anstatt meine zwanzig Jahre Kerkerhaft voll zu machen, mich auf kurzem Wege henken? Nur zu! ich gönne Euren edlen Seelen einen Justizmord von Herzen gern. Besser räche ich mich nicht, als daß ich Euch, Gesetzeshüter, zu Würgern mache."

Die Pforte war offen, der Kerkermeister kam mit einem Armleuchter, in welchem zwei Kerzen brannten, und hinter dieser Erscheinung stand der Vorsteher der Anstalt und befahl, daß der Gefangene die Zelle zu verlassen und ihm zu folgen habe.

Die Beiden begleiteten den gebeugten Mann mit den grauen Haarstoppeln und dem fahlen, tiefgefurchten Gesichte in die Halle. Dort, am grünbedeckten und stets mit einem Crucifix bestellten Tisch standen zwei Herren in feierlich schwarzem Anzug. Der Eine von ihnen mit langem blonden Vollbart trat der vorgeführten Nummer 63 einen Schritt entgegen und sagte mit einer merkwürdig bewegten Stimme: „Sie sind Herr Matthias Scholler?"

— Was ist das? Er wird nicht mit Nummer 63 angesprochen, sondern mit seinem alten Namen!

„Ich glaube, daß ich es noch bin," antwortete der Sträfling barsch.

„Herr Matthias Scholler," fuhr der Langbärtige fort und nahm aus der Hand des zweiten Herrn eine Papierrolle, „Sie haben das Unglück ertragen, das Ihnen ein herbes Schicksal aufgebürdet, mögen Sie nun ebenso mannhaft das Glück ertragen, welches ich das Vergnügen habe, Ihnen zu verkünden. Matthias Scholler! Sie sind vor zwölf Jahren als Mörder des Curaten von Waltershausen angeklagt und auf Grund der damaligen Beweisführungen zu zwanzigjähriger Kerkerhaft verurtheilt worden. — Heute vor drei Tagen aber hat der Bauer Thomas Scheidlein zu Waltershausen auf seinem Todtenbett den Beichtvater gebeten, daß dieser nach dem Absterben des Thomas eine Schrift, die unter dem Kopfkissen liege, hervorholen und dem Gerichte übergeben möchte. Das ist geschehen und durch diese Schrift sind Sie gerechtfertigt. Das hohe Gericht erklärt auf Grund des schriftlichen Bekenntnisses Ihre Unschuld für bewiesen. Herr Matthias Scholler, Sie sind frei."

Der Mann wollte dem ohne Bewegung und Erregung dastehenden Sträfling die Hand drücken. Dieser zog sie sachte zurück.

„Ich bin frei?" sagte der Sträfling nun. „Und ist das alles? Ist das alles, meine Herren?"

„Sie haben Ihren ehrlichen Namen wieder und können nach Hause gehen," versetzte der Vorsteher.

„Und die zwölf Jahre, die Ihr mir genommen habt? Und die Gesundheit, die ich in der Haft eingebüßt habe? — Ihr seid frei? Ihr könnt nach Hause gehen! — Ja, fällt denn nicht der gesammte Richterstuhl, fällt nicht das ganze Reich vor mir auf die Knie? Zittern nicht die Gesetzgeber vor mir? Bin ich nicht der Mann, dem Ihr mehr schuldig geworden seid, als was alle Macht der Welt bezahlen kann? —

Ihr seid frei! Ihr könnt' nach Hause gehen! — Wisset Ihr, wo mein Haus steht? Hat sich zu Waltershausen über mich und mein Andenken der Rasen nicht geschlossen, wie über ein Grab? Jetzt, da über seine Kleider längst das Los geworfen, kommt er daher, der alte Sünder, der Gottlose, der schon einmal zwölf Jahre lang im Kerker gesessen hat, eines Mordes wegen oder dergleichen. — Ihr Herren, ist das ein Leben? Habt Ihr von Amtswegen keinen Galgen für Unschuldige? Ihr mögt ihn ja mit Veilchen und Rosen umwinden, das mögt Ihr ja! Der Kerl, der da baumeln wird, ist doch unschuldig. Ihr mögt ihm auch ein schneeweißes Täflein an den Hals hängen: „Delinquent ist unschuldig!" Ihr mögt ja den Strick aus den Fasern der Lilienstengel drehen, thut das! aber hängt ihn! hängt ihn zu Tode, den ehrlichen Lumpen. Es ist besser, als Ihr laßt ihn nach jahrelanger Kerkerhaft frei herumlaufen auf der Welt, allen dunklen Ehrenmännern zum Aerger und Spott."

„Beruhigen Sie sich, lieber Mann," sagte nun der Aufseher, „wir begreifen Ihre Erregung vollkommen. Aber, bedenken Sie, daß selbst Gott manchem braven Mann Unrecht thut im Leben, um wie verzeihlicher —"

„Es scheint, Herr Director, Sie haben da einen Spruch für derlei Fälle," unterbrach ihn bitter der Sträfling, „aber ich sage Ihnen, auf mich paßt er nicht. Freilich habe ich zwölf Jahre lang das Steckenpferd des Pöbels und der Staaten mitreiten, Ihre Messen und Predigten anhören und meinen Aerger darüber verschlucken müssen, aber nun bin ich frei, nun will ich Ihnen zeigen, daß Nummer 63 nicht allein schweigen und gehorchen, sondern auch reden und befehlen kann."

„Man wird für Sie thun, was möglich ist," sagte der Bärtige, „hier händige ich Ihnen das Erkenntniß ein und

gleichzeitig auch die Schrift des Thomas Scheidlein, in der Sie glänzend gerechtfertigt sind. Wollen Sie sich jetzt in das Nebenzimmer hier verfügen und sich umkleiden, es ist alles bereit."

„Ich werde mich nicht umkleiden," versetzte der Sträfling trotzig, „ich begehre, daß man mir diese Sträflingskleider am Leibe läßt, sie sollen mein Ehrenzeichen sein und mein Schuldschein, den ich jedem Staatsbürger, der mir begegnet, vorhalten will! — Ha, ha! Ihr guten, armen Menschen!" lachte er plötzlich auf, „ich bin zu boshaft, Ihr thut mir leid! Im Namen Gottes sprecht Ihr Eure Urtheile! Ihr thut mir leid. Ihr seid gute Menschen, auch über Euren Häuptern hängt das Schwert des Irrthums. Formeln nützen nicht, das Forschen führt zur Wahrheit, aber geforscht habt Ihr nicht, sondern blind dem blinden Zufall geglaubt, und so kommt es, daß Ihr als arme Sünder steht vor dem Sträfling Nummer 63. — Leben Sie wohl, Herr Director, Sie waren gut mit mir, ich danke Ihnen."

Solches sprach der freigesprochene Tuchweber Matthias Scholler aus Waltershausen. Eine Stunde später fuhr er in geschlossenem Wagen dem Bahnhofe zu.

II.

Im Gelaß des Dampfwagens zur nächtigen Stunde — die Flamme an der Decke hat ihr Oel verzehrt und ist ausgeloschen, der Mond am Himmel gleitet manchmal hinter Wolken — da wäre es Zeit für den Matthias Scholler zu schlafen. Doch, wer soll schlafen in einer solchen Nacht! Er betastet die Wand, sie ist nicht von Stein, sie ist von Holz. Er öffnet das große Glasfenster, es ist nicht vergittert, und

draußen in der Frühlingsnacht fliegen Häuser und Gärten und Wälder vorbei! — Der Mann will wachen, um die Wirklichkeit zu schauen. Er traut dem Schlafe nicht, dieser könnte ihn zurückführen in die Einzelzelle der Festung.

Nun erst war er sich bewußt geworden, was das heißt: frei sein. Er ist nicht mehr bitter, er fühlt sich stark und jung, er will nun sehen, wie das geht, mit zweiundfünfzig Jahren ein neues Leben anzufangen. Das Tuchweben will er nicht mehr ergreifen, es giebt noch Anderes zu weben. Guido, der seiner freilich so ganz vergessen, braucht wohl noch manchmal einen erfahrenen Freund und Rathgeber.

Und als er so saß über den rollenden Rädern, da stieg in schwankenden Nebelbildern sein vergangenes Leben auf. — Seine Eltern waren gut katholisch gewesen und hatten den Knaben Matthias zu einer Art religiöser Schwärmerei erzogen. Er lernte das Gewerbe seiner Vorfahren, die Tuchweberei. Als er mit fünfzehn Jahren in die Fremde ging, kam er in Gesellschaft freisinniger Menschen und Bücher. Er las vielerlei Reisebeschreibungen, Geschichtswerke, Schriften von Weltweisen und endlich auch manche Werke der neuen Naturforscher, später den Ludwig Büchner, den Ernst Häckel und Einzelnes von Darwin. In seinem zwanzigsten Jahre stand er in Arbeit bei dem Tuchmachermeister zu Waltershausen. Zur selben Zeit bereits sagte er: seine Religion sei die Wissenschaft. Wozu braucht man noch zu glauben, wenn man alles weiß! Und der junge Mann mit dem feurigen Gemüthe wußte alles, nur das Eine nicht, daß man, genau genommen, nichts wissen kann. Seine Schwärmerei hatte er nicht verloren, und wie als Kind für den Glauben, so stritt und warb er jetzt für die „Wissenschaft". Nebstbei war er ein tüchtiger Weber, ein hübscher Bursche obendrein, und als der

Meister mit Tod abging, nahm er die junge Witwe, ihr stattliches Haus und ihr blühendes Geschäft. Jetzt konnte er sich schon mehr seiner Lieblingsbeschäftigung hingeben, er las und grübelte und forschte, und wo er auf der Gasse oder im Wirthshaus mit Leuten zusammen kam, sprach er über die Darwin'sche Theorie und sprach wie ein Gelehrter. Einmal machte der Pfarrer den Versuch, ihn zu bekehren, da verfiel der Matthias in eine Raserei vor Wuth, denn er hielt das Gebaren des Priesters für puren Eigennutz, seine Lehre für Heuchelei; er konnte sich nicht vorstellen, daß ein gebildeter Mensch an Dogmen zu glauben im Stande sei. Natürlich geschah nun, was geschehen mußte, die guten Katholiken entsetzten sich vor dem ketzerischen Tuchweber und der Pfarrer warnte vor ihm. Hätte ihm sein Weib Kinder geboren, es wäre vielleicht anders gekommen, sein Herz wäre nicht vertrocknet wie ein Rosenblatt zwischen den Blättern eines Buches. Dazu kam, daß ihn die Anfeindungen der Leute mehr und mehr verbitterten; er verspottete den Cultus, polterte im Wirthshaus gegen die Geistlichkeit, die das Volk verdumme und verderbe, und daß noch die Zeit komme, wo man den Prediger von der Kanzel schießen werde wie eine Nachteule vom Lärchbaum. — Nun hatte der Matthias Scholler das Kind entfernter Verwandter, armer Leute, zu sich genommen, einen aufgeweckten, klugen Knaben, den er als Kindesstatt annahm und nach seiner Weise erziehen und bilden wollte. Schlau wußte er dem Zeitgeiste ein Schnippchen zu schlagen, so daß dem Knaben von einem Hauslehrer ein confessionsloser, rein materialistischer Unterricht zu Theil wurde. Guido sollte es besser haben als er selbst, der sich so schwer und langwierig aus den ihm eingeimpften Irrthümern hervorgearbeitet hatte; Guido sollte den geraden Weg des Lichtes

und der Wahrheit wandeln, ganz im Geiste der modernen Naturphilosophie. Und der Weber hatte wirklich die Freude, in dem zwanzigjährigen Burschen einen ausgemachten Materialisten zu sehen, der — wie er sich ausdrückte — an allem phantastischen und idealistischen Firlefanz vorüberging, kalt wie ein Felsblock, sich hingegen mit handgreiflichen Dingen ruhig, aber reichlich dafür entschädigte. „So muß ein Weltbürger der Zukunft gegossen sein!" rief der Tuchweber eines Tages im Wirthshaus; „sind ihrer nur erst mehrere solcher, dann werden wir mit dem Volksverdummungshandwerk aufräumen! Das werden wir, meine Herren, und vielleicht bald, darauf können Sie sich verlassen!"

Zwei Tage nach diesem Ausspruch war, wie das in Waltershausen von altersher gebräuchlich ist, zur Abendstunde eine Maiandacht in der Kapelle zum Guten Brunnen. Diese Kapelle stand draußen am Rande des Buchenschachens und die Gemeinde zog in einer Procession unter Begleitung des Priesters mit Fahnen und brennenden Kerzen hinaus. Auf der Rückkehr vom Guten Brunnen, da es schon dunkel war und die Leute durch die enge Dorfgasse zogen, knallte plötzlich ein Schuß, und mitten unter den Betern stürzte Einer zusammen. Es war der Pfarrer, und zwischen den Falten des Chorrockes hervor rieselte das Blut.

Der Aufruhr war unbeschreiblich. „Beim Hause des Tuchwebers Scholler ist der Schuß gefallen!" hieß es. „Aus dem Fenster ist geschossen worden!" riefen mehrere Stimmen. „Der Ketzer hat ihn umgebracht!" erscholl es wild durch die Nacht.

Am Tage, da sie den Pfarrer feierlich bestattet hatten, stand der Matthias Scholler vor den Richtern. Er leugnete. Wo er sich zur Stunde, als die That geschehen, befunden

habe? Er sei zu Hause in seiner Stube gewesen und habe studirt. — Warum er die Fensterbalken halb zugelehnt gehabt habe? — Weil er das zur Nachtszeit immer so zu halten pflege. — Man habe gesehen, daß sich nach dem Schuß seine Balken bewegt hätten. — Ja, als er den Schuß und Lärm auf der Gasse gehört, sei er aufgestanden und habe zum Fenster hinausgeschaut, was es gebe. — Wo sein Sohn zur bewußten Stunde gewesen sei? — Der sei, wie Jedermann wisse, gegenwärtig hundert Meilen weit weg in Nordböhmen. — Ob der Herr Curat in der Gemeinde Feinde gehabt hätte? — Außer dem Tuchweber keinen! betheuerte man. Warum er, der Matthias, das Schußgewehr neben sich an der Wand hängen gehabt habe, als die Leute nach der That bei ihm eindrangen? — Ja, weil es immer dort hänge. — Wieso es käme, daß aus dem Rohre noch das Pulver gerochen habe, wie es unmittelbar nach einem Schuß zu sein pflegt? — Weil er ein Viertelstündlein vorher in der Abenddämmerung im Baumgarten nach einem Eichhörnchen geschossen habe. — Warum er nach Eichhörnchen schieße? — Weil er solche Thiere für wissenschaftliche Untersuchungen brauche. — Wo das erschossene Eichhörnchen wäre? — Er habe es nicht getroffen. — Ob Jemand ein Viertelstündchen vor Eintreffen der Procession den Schuß in des Tuchwebers Garten gehört habe? — Schüsse fielen öfters, meinten die Zeugen, gerade auf einen Schuß um solche Zeit im Garten wisse sich Niemand zu erinnern. — Einer der Zeugen, der Bauernknecht Alois Peintner, welcher in nächster Nähe des Pfarrers gegangen war, sagte aus, es sei ihm vorgekommen, daß der Schuß nicht aus dem Hause des Tuchwebers gefallen sei, sondern aus dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses. — Wer im gegenüberstehenden Hause wohne? — Der Kirchendiener

Kilian, der aber nicht zu Hause, sondern mit der Procession gewesen war. — Ein zweiter Zeuge meinte auch, er habe im ersten Augenblick geglaubt, das Feuer sei im Fenster des Kirchendienerhauses aufgeblitzt, aber es könne im Fensterglas nur der Wiederschein gewesen sein. — Am selbigen Abende nach einbrechender Dunkelheit wurde die Probe gemacht und aus dem Fenster des Tuchweberhauses ein Schuß abgefeuert. Er wiederblitzte in allen Fenstern des gegenüberstehenden Hauses. Am nächsten Tage dauerte das Verhör fort. — Wichtig war der Umstand, daß das Haus des Tuchwebers an der linken Seite des gegen die Kirche sich bewegenden Zuges stand, und daß der Getödtete die Wunde an der linksseitigen Brust hatte. Mehrere Zeugen hatten ausgesagt, daß in dem Augenblick, als der Schuß gefallen, der Pfarrer sich umgewendet gehabt hatte, um den Vorbetern hinter ihm ein Zeichen zu geben. Demnach müsse der Schuß von der rechten Seite gekommen sein. Bei näherem Befragen über diesen Umstand wußten die Zeugen nichts Bestimmtes. Es sei ein solcher Schrecken gewesen, daß Jedermann den Kopf verloren habe. Endlich wurde festgestellt, daß der Pfarrer erst nach dem Schuß sich wie zur Gegenwehr umgewendet hatte und dann zusammengestürzt war. — Dem Angeklagten wurde vorgehalten, daß er wiederholt geäußert, es würde eine Zeit kommen, wo man die Prediger von der Kanzel schießen werde, wie eine Eule vom Lärchbaum. Der Matthias leugnete nicht, diesen Ausspruch gethan zu haben, doch versicherte er, daß es nicht so schlimm gemeint gewesen sei, von Lärchbäumen schieße man keine Eulen, weil solche bei Tage nicht oben säßen und bei Nacht nicht sichtbar wären. — Es wurde hierauf dargethan, wie der Matthias Tag für Tag gegen die Kirche feindseliger geworden sei, so daß am letztvergangenen

Sonntage der Pfarrer öffentlich gegen ihn auftreten mußte und die Leute gewarnt hatte, sich vor diesem glaubenslosen und deswegen gewissenlosen Menschen zu hüten und mit ihm keinerlei Verkehr zu pflegen. Seine Frau habe sich dieses bitterlich zu Herzen genommen, aber der Matthias habe gesagt: Geduld, Frau, wir werden es anders machen. — Ob er solche Worte wirklich gesagt hätte? — Ja, weil, gestand der Angeklagte, weil er die Absicht habe, sein Haus in Waltershausen zu verkaufen und auszuwandern. — Eine Zeugin wußte zu erzählen, daß der Matthias sein Weib gewarnt habe, mit der Procession zu gehen, und weil sie nicht davon abzubringen, ihr den Rath gegeben hätte, recht weit hinten zu gehen. — Der Angeklagte leugnete es nicht, die Worte gesagt zu haben. Die Kugel, die aus der linken Brust des Ermordeten gezogen worden war, paßte zum Gewehre des Tuchwebers. Der Vertheidiger gab zu bedenken, daß die meisten Schußgewehre der Gegend dieselbe Innenweite hätten.

Am dritten Tage der Verhandlung war dasselbe Hin- und Herfragen, und auch allerlei neue Sachen wurden erörtert. Der Angeklagte war so viel als überwiesen, aber er leugnete. — „Gesteht er's," sagten die Leute, „so wird er gehenkt. Das weiß er." — Endlich zog sich der Gerichtshof zurück, dem Matthias war es in der qualvollen Stunde, da er auf die Entscheidung wartete, eingefallen: Wenn's einen Gott giebt, so muß jetzt Gerechtigkeit werden! — Er schlug sich den Gedanken, den er für ein Zeichen von Gesinnungsschwäche hielt, aus dem Kopf. Das Urtheil wurde verkündet. Zwanzig Jahre schweren Kerkers und Einzelhaft an jedem Jahrestage des Verbrechens.

Und dann kam diese graue, sonnenlose Ewigkeit, und was sich da herumschleppte voll Gram und tiefster Verbitterung,

das war kein Mensch mehr, durfte keiner sein, war nichts als Nummer 63. Ein Crucifix und ein Erbauungsbuch gaben sie her, die Nummer 63 soll beten!

Einige Monate nach seiner Gefangennahme kam die Nachricht von dem Tode seines Weibes. Guido übernahm Haus und Geschäft, ließ aber nichts von sich hören. Im Jahre ein- oder zweimal schrieb ihm der Matthias rührend herzliche Briefe, es kam keine Antwort; hätte er nicht von anderer Seite erfahren, daß Guido in Waltershausen lebe, wenn auch zurückgezogen und ungesellig, er hätte glauben müssen, der junge Mann sei auch gestorben. Daß Guido so undankbar sein konnte! — Er thut ohne Rücksicht auf Andere was er will, und straft die Menschenbrut mit Verachtung, da hat er recht. Aber undankbar sein gegen den Wohlthäter, da hat er nicht recht! Sei es darum! Fester Eigennutz ist ein Zeichen von Gesundheit. Das ist ein Eiserner geworden, dieser Guido! Den gönne ich den dummen bigotten Waltershausern!

Matthias war überzeugt, daß irgend einer seiner Feinde den Curaten nur darum getödtet habe, um ihn — den Tuchweber — teuflisch zugrunde zu richten. Diesem Feinde zu trotz wollte er nun in der Haft nicht verzweifeln, sondern die zwanzig Jahre überleben und dann als Rächer zurückkehren nach Waltershausen. Dann wolle er ein Stück aufführen, um die vorweg gebüßten zwanzig Jahre auch wirklich zu verdienen. Ein Matthias Scholler nimmt nichts geschenkt!

Die plötzliche Freilassung nun nach zwölf Jahren änderte alles. Anfangs wurmte es den Matthias, daß er sich in seiner Auffassung doch geirrt habe, daß Niemand ihn absichtlich verderben gewollt, daß das Gericht gewissenhaft und gesetzmäßig gehandelt und nun rasch gut zu machen suchte, was gut zu

machen war, und daß durch das offene Bekenntniß des Thomas Scheidlein sich eine Art von Gottesgericht kundgab. Alles das ging ihm gegen den Strich. Je niederträchtiger die Leute trotz ihres Pharisäerthums, um so größer seine Genugthuung. Er hätte lieber den Rest seines Lebens in dieser Gruft verbracht, um Recht zu behalten, als befreit zu werden und Unrecht zu haben. — Wer diese Stimmung genau geprüft hätte, sie war das erwachende Gewissen! — Als nun aber der Matthias Scholler durch die Frühsommernacht dahinfuhr, da wurde ihm anders ums Herz. In den Bergthälern, durch die der Eisenbahnzug dahinfuhr, lag Nebel, und durch den Nebel schimmerte der Morgen.

Der Matthias zog aus seiner Tasche die Papiere. Das eine erklärt in trockenem Kanzleistil, daß er schuldlos und frei sei und jede Mißachtung seiner Person ob der Kerkerhaft geahndet werde. Das zweite verknitterte Papier enthielt die unbehilflichen Schriftzeilen des Bauers Thomas und lauteten wörtlich wie folgt:

„Meine lieben Leut und kaiserliches Gericht!

Ich weiß mir nit zu helfen und i bitt tausendmahl um verzeihen. Ich habe den Pfarrer Johann Millinger umbracht, was am 27. Mai 1873 derschossen worden ist. Und ist ein Anderer deßtwegen eingesperrt worden und glaubts kein Mensch wie mir ist und hab den Mut nit, daß i mi selber that anzeigen. Aber den Briff will i unter Haupten legen und wann i stirb, sullts aufkommen, wie es hergangen is.

I bin selben noch ledig gewest und hab die Josefa Halleggerin gern gsechen, ist ihr aber der Alois Peintner

nachgestiegen und hab nix machen kinnen. Gerauft haben mir eh einmal, ist der Alois viel stirker gewest und hab mir denkt: Loisl wart, i bin dein klein Finger stirker wie Du mit Deiner Stierkraft! Hat mir der bös Feind den Gedanken eingeben: derschießen! Beim Beten, wanns sein kunnt, han i mir noch denkt, daß er nit in die Höll fahrt, das will i nit. Und wie selm der Maibittgang is gwest und im Finstern zurückgangen sein, da kommt mir die Anfechtung: er is dabei, heint is die Gelegenheit. Zuerst will i von Löwenwirth-Garten aus schießen, fallts mir ein: kunntst gsechen werden, von einem Stallfenster aus is gescheiter. Ich will in den Meßner-Kilian sein Stall, da sich i, es ist die Stubenthür offen und Niemand da, sind All beim Bittgang. Vom Fenster hinab, denk i, weiß nit wie mir gewest is, just wie ein Hund han i glechzt vor lauter Begier. Alsdann wi sie kommen sind, bei den vielen Kerzenlichtern han i den Alois glei gsechen, gleim beim Herrn Pfarrer. I setz den Stutzen ins Fensterecl, ziel an, druck los und lauf davon. Wie es nachher heißt, der Pfarrer wäre derschossen, han i gemeint, i muß mi aufhenken. Seit dem Tag keine ruhige Stund mehr. Auch um die Josefa is mir nix mehr gewesen und bin wie ein armer Sünder um einander geirrt. Jetz is das Zehrfieber da und weiß wul, daß es bald ein End hat mit mir. Jetz wißts es, meine lieben Leut und kaiserliches Gericht, und i bitt um tausend Gotteswillen, laßts den Tuchweber aus: Wie es mir wird gehen in der Ewigkeit, das weiß unsere liebe Frau. Thut's beten fi mi, und daß keinen die Gnad Gottes verlaßt. Heiliger Schutzengel mein, steh mir bei. Thomas Scheidlein.

Dorf Waltershausen, 30. April 1885."

„Unter-Selldorf!" ruft der Schaffner und macht den Schlag auf.

Der Mathias Scholler taumelt ins Freie.

III.

Daß der Mensch auch das Gehen verlernen kann! Die Füße waren ihm so leicht wie Federkiele, aber entweder sie waren ungleich lang oder es schwankte der Boden, den Oberkörper zog's einmal nach rechts und einmal nach links. Jetzt war's, als wollten diese Füße auf Einen Sprung die Welt durcheilen und jetzt schon zittern sie, als wollten sie einknicken. An der Gemarkung hatte er einen bemoosten Zaunstecken abgerissen, in dessen Spalten manches Käferlein nistete, der war sein Wanderstab.

Die Straße stieg sachte bergan, die Baumgruppen standen wie dunkle Flecken mitten im weißen, thauenden Frühlingsnebel. Das ist ja auch wieder eine Mauer, lieber Matthias! — Endlich ging's in den Wald hinein, da spannen die Nebel in den Aesten und die Wipfel stiegen in das Unsehbare empor, auf den Zweigen hingen funkelnde Tropfen und heller Finkenschlag durchklang diese silberweiß schimmernde Nacht.

Endlich war er auf der Höhung, wo der Weg zwischen grünen, von einzelnen jungen Lärchbäumen bestandenen Matten hinzog. „Ist das nicht der Acker des Ferner-Michel?" fragte sich der Wanderer. „Hier ist Korn gestanden in jenem Jahre, als sie mich fortgetrieben haben. Jetzt stehen Bäume da. Die sind mein Kerbholz. So viele Zeit ist man mir schuldig geworden." — Dort war ein Wassertrog, in welchen frisch von der Erde heraus auf einem Rinnlein ein Brunnen

rieselte. Wie zu einem Bande geflochtene Krystallfäden, so rann das Wässerlein still und emsig auf der Rinne, und während des kurzen Falles in den Trog drehte sich das breite Bändchen zu einer funkelnden Schnur, als welche die Quelle in den Trog rann. Neben dem Brunnen stand eine Thorschranke und an derselben eine Säule mit der Tafel: „Gemeinde Waltershausen."

Der Matthias hatte sich auf den Kopf des Brunnentroges gesetzt, um zu rasten. Das Haupt mit dem Arm gestützt, so saß er tief gebeugt, fast traumhaft war ihm zumuthe.

Als er nach einer Weile das Haupt hob, erschrak er. Der Nebel war vergangen, ein weiter, leuchtender Garten lag vor ihm und darüber im blauen Himmel — wunderbar! — der Sonnenstern.

Lange mußte der Matthias die flache Hand über die Augen halten. Es vergingen ihm fast die Sinne, die andere Hand senkte er, zu einem Pfannlein gehöhlt, in das Wasser, um sich zu laben. Erst allmählich konnte er es fassen, was das war, rings um ihn. Da lag von schönen Buchen- und Fichtenwaldbergen in weiter blauender Runde umgeben das Thal. Grüne Felder und dunkelnde Schachen und Gärten mit weißblühenden Apfel- und Kirschbäumen. Und mitten durch das glitzernde Band des Flusses, bestanden mit Weiden und Erlensträuchern. — Stattliche Höfe lagen da, unter Obstbäumen halb versteckt, und dort drüben auf sanftem Hügel das Dorf mit dem schlanken, silberschillernden Kirchthurm. Auf das Haupt des Schauenden wehten weiße Blüthen des Schlehdorns, in den Kronen der Ahorngruppe schrie unaufhörlich ein Kuckuck. Alllebendig war's ringsum, und doch ein unbeschreiblicher Frieden.

Das Thal schien dem Staunenden sich viel weiter gedehnt zu haben, als es ehemals gewesen; sein Blick war zwischen den Mauern enge Verhältnisse gewohnt worden und mehrmals tastete der Mann jetzt mit der Hand hinter sich, als müsse er die kalte Wand greifen.

Ob die Sonne jemals so hell niedergeleuchtet hat auf diese Erde, als an dem Morgen, da der Matthias, von der Festung zurückgekehrt, am Brunnen saß! Auf einmal kam ihm Wasser in die Augen — das scharfe Licht wird Ursache gewesen sein, das scharfe Licht! Jetzt läuteten zu Waltershausen die Glocken. — Wenn man's recht nimmt, dachte der Matthias bei sich, das Glockengeläute wäre ebenso schön als der Vogelgesang, wenn man aber an den Zweck denkt — ach, sie sind noch dieselben, die sie immer gewesen. Guido ist am Ende doch ausgewandert, um sich in einer freien, vorurtheilslosen Gemeinde niederzulassen.

Es drängte den Matthias weiter zu gehen und vollends hinabzusteigen in dieses Thal, dessen Anblick so verschiedenartige Empfindungen in ihm geweckt hatte. Als er an einen Rain kam, wo weiße und schwarze Schafe und Lämmer weideten, wo die Matte mit bebauten Feldern zusammengrenzte und wo Dorngehege blühte, saß am Strauch ein baarfüßiges Hirtenmädchen und flocht aus grünen Zweigen und Hagebuttenröslein an einem Kranz.

„Kleine Magd," redete sie der Matthias an, „was thust Du da?"

Das Kind blickte ihn verblüfft an, sagte nichts und flocht weiter. Er sieht es ja, daß es an einem Kranze flicht.

„Für wen gehört der schöne Kranz?" fragte der Matthias.

Nach einem Weilchen antwortete das Mädchen leise: „Der gehört der Mutter Gottes."

Der Mann schüttelte den Kopf. Dann wollte er doch dem Kinde eine kleine Gabe reichen; weil er sonst nichts hatte, so riß er von der Zwilchjacke einen Messingknopf los und sagte: „Schau, kleine Magd, da hast einen Thaler. Das hohe Gericht ist schuld, daß er nicht von Silber ist.“ — Und ging weiter.

Als er durch das Dorf schritt, blieben die Leute stehen und blickten ihm nach. Es waren lauter fremde Gesichter. Er wollte seinem Hause zu. Als er über den Kirchplatz ging, stiegen die Stufen zum Thore zwei Frauen hinan, die Eine trug ein kleines Kind. Der Matthias fragte eine der Frauen, was sie da vor hätten.

„Was werden wir vorhaben!“ rief sie schier unwirsch, „das kleine Kind wird getauft.“

Wem es angehöre?

„Dem Tuchmachermeister.“

So hat er doch das Haus verthan und ist ausgewandert, dachte der Matthias, und sind jetzt fremde Leute im Haus, wo ich meine alten Tage verleben hab' wollen. Am Ende gehe ich wieder zurück auf die Festung, sie müssen mich dort behalten, bis die zwanzig Jahre aus sind, wie sie's versprochen haben.

Begierig, ob wirklich alles noch nach der alten Leier ginge, trat er hinter den Frauen in die Kirche. Am geöffneten Taufbecken stand der Priester und der Kirchendiener. An den Stufen des mit Blumen und brennenden Kerzen geschmückten Hochaltares kniete ein noch jugendlicher Mann mit vorgeneigtem Haupte, die Rosenkranzschnur in der gefalteten Hand; er war versunken im Gebete.

Unwillkürlich trat der Matthias vor, um dem frommen Beter ins Angesicht zu blicken. Da stieß er ein Gestöhne aus, es war wie höhnisches Lachen.

„Guido!“ rief er und hielt die beiden Hände hin, „recht so! Verspotten muß man sie! Das wirksamste Mittel, sie zur Vernunft zu bringen.“

Guido — er war es ja wirklich — erhob sich und ohne ein Wort zu sagen, nahm er den Matthias an der Hand und führte ihn ins Freie.

„Ihr seid also wieder da, Vater,“ redete er ihn dort an. Das Wort war trocken wie ein Stück Holz von einem dürren Birnbaum. „Nein,“ fuhr er fort, „wenn Ihr glaubt, daß ich zum Spott vor dem Altare gekniet bin, so irrt Ihr. Ich bin Katholik geworden und lasse eben jetzt da drinnen meinen Erstgeborenen taufen.“

„So ist doch das ganze Gaukelspiel mit mir ein höllischer Traum!“ rief der Matthias und schlug mit der Faust auf seine Stirn.

„Was ist denn da Außerordentliches?“ sagte Guido.

„Setze den Hut auf, Du hast ja schon eine Glatze bekommen,“ sagte der Matthias.

„Und Ihr seid auch sehr alt geworden,“ entgegnete Guido. „Ja, die Zeiten ändern sich und die Leute auch!“

„Und Du wärest wirklich? Sohn, Du wärest wirklich ...?“

„Ich kann Euch nur sagen, der Materialismus — Gott verdamm' mich! — ist für Unsereinen etwas langweilig. Immer abseits im Schmollwinkel stehen müssen, wenn Andere genossenschaftlich fromm sind und Feste machen, und während sie singen und jauchzen von Gott, Vaterland, Menschenwürde, allein für sich hingrunzen: 's ist alles Vieh. — Ich danke schön! Es mag ja die Wahrheit sein, aber dieser alten, zaunmarterdürren Frau muß man dann und wann einen bunten Mantel umhängen, daß man sich mit dessen Farben und Falten die Zeit vertreiben kann. Und,

was die Hauptsache ist, Alter, ein Geschäftsmann muß mit der Menge mitmachen, will er seine Bude nicht zusperren. Bin ohnehin alles verschuldet worden mit Eurem Materialismus. Zweimal haben sie mich gepfändet, und Noth lehrt beten. Seither habe ich wieder Kunden. Wenn ich vor der Leut' Augen in der Kirche fleißig bete, kann ich viel Baumwolle ins Schafwolltuch mischen, viel, sage ich Euch!"

Mit übereinander geschlagenen Armen trat der Matthias einen Schritt zurück und sagte fast leise: „Guido! Du bist ein grundschlechter Kerl geworden."

„Das macht nichts," antwortete der Andere ruhig.

„Der Thomas Scheidlein soll auch so ein Frommer gewesen sein," bemerkte der Matthias.

„Und hat doch auf Leute geschossen, wollt Ihr sagen," setzte der Guido bei. „Ich könnte darauf antworten, daß er aus Frömmigkeit auch Reu' und Leid und sein Bekenntniß gemacht hat. Bedenkt's einmal, wozu der Teufel gut ist. Hätte sich der Mann nicht vor dem Teufel gefürchtet, Ihr säßet noch lange gut auf der Festung. — Wollt Ihr heute noch weiter?"

Dem Alten schnürte es die Kehle zu. — Ob er heute noch weiter will? hat dieser Mensch gefragt, der ihm alles verdankt und der warm in seinem — des Matthias Scholler's Hause sitzt, ohne den alten Mann auch nur auf einen Löffel Suppe einzuladen. Einladen? Hat der Matthias erst auf die Einladung zu warten? Kann er nicht hingehen und von seinem Hause wieder Besitz ergreifen? Worum nicht? Und doch stemmte er jetzt seinen Stock ein und sagte mit unbeschreiblich wegwerfendem Ton: „Ja, ja — ich will heute noch weiter."

„Dann müßt Ihr anrücken, sonst wird die Hitze zu groß. Also lebt recht wohl."

Guido wendete sich und ging davon. Ein Weilchen stand der Alte unbeweglich und schaute drein. Plötzlich hob er den Zaunstecken, und mit einer schreckbaren Grimasse schleuderte er ihn dem Ziehsohne nach. Der Stecken schlug unter dessen Füße, Guido stolperte darüber, aber ohne sich weiter darum zu kümmern, ging er seines Weges.

Der alte Matthias — nun war er wirklich alt geworden — wankte ohne Stock zwischen den Häusern hin und aus dem Dorfe. Vor demselben stand am Wege ein Crucifix, das hatte eine Kniebank und ein breites Schirmdach. Der einzige Schatten weitum. Matthias setzte sich auf die Kniebank.

Was er nun machen werde? sann er; da kam ein Gendarm des Weges. Alsogleich packte dieser Arm des Staates den Mann in Sträflingskleidern an. Wieso er in solchem Aufzug hierher käme? Wo er seine Papiere habe?

Nun wußte der Alte, was er machen werde. Er wies seine Papiere nicht vor. Er sagte, er habe nichts.

So ging es nun wieder den Behörden zu. Was sie mit dem Matthias Scholler weiters machen, das ist ihre Sache.

* * *

Dies ist die Geschichte zweier Menschen, die ihre Zeit und das Leben mißverstanden haben. Der Eine ist unglückselig, denn er hat ein Herz; der Andere hat keins, dem kann nichts passiren.





Philippus der Hasser.

Eine Erzählung.

Das war ein Unhold, dieser Philipp in der Lacken, Gott, das war ein Unhold!

Ein Bruder meines Vaters hat noch einen seiner Verwandten persönlich gekannt, und dieser hatte einen Bericht überliefert, der sehr schlimm lautet, weshalb man ihn für wahr halten muß, denn ein Vetter pflegt von seinem Oheim kaum so Arges zu erzählen, wenn er nicht durch einen rechten Grund dazu gezwungen wird. Es mochte aber nur eine Vererbung gewesen sein, der Vetter haßte den Oheim, wie auch dieser ein wilder, ein schrecklicher Hasser gewesen war, und indem er die Leidenschaft des Alten roh verwarf, beging er eigentlich dieselbe Missethat, die er an dem Oheim richtete. Ich übergebe den Bericht ohne viel Zuthat und Ausschmückung dem Urtheile der Gegenwart, begierig zu erfahren, was sie dazu sagen wird.

Der Philipp in der Lacken soll kohlschwarzes Haar und feuerrothen Bart gehabt haben und dieses ungewöhnlichen Aussehens wegen allein schon gefürchtet worden sein. Sein

Geschlecht war in dem Thale der Friesen, das breit und fruchtbar ist, uralt angesessen. Der Name „in der Lacken", den es trug, stammte von seinem Hofe her, der wie eine kleine Ritterburg auf der Insel eines großen Teiches stand, damit er geschützt sei gegen die Feinde, von welchen besonders der Philippus rings umgeben war. Die Leute nannten den Teich in verachtender Weise die Lacken, und der Philipp mit seinem Anwesen war ihnen wie die Kröte drin, aber das sagten sie nicht laut, denn der Mann war seines Reichthums und seiner zahlreichen Untergebenen wegen sehr mächtig und sehr böse.

So wie der Philippus das Haar eines Romanen und den Bart eines Germanen trug, so ähnlich mochte auch sein Blut mit den Eigenschaften der beiden Völker gemischt sein. Manchmal, wenn die guten Seiten mehrerer Völker zusammenkommen, giebt es herrliche Menschen; wenn gemischte Eigenschaften sich wieder mischen, entstehen unberechenbare Charaktere; und wenn die schlimmen Neigungen verschiedener Rassen sich vereinen, dann werden Ungeheuer geboren, wie sie aus ungemischtem Blute kaum hervorgehen können.

In Philippus hatte sich vereinigt die religiöse Entartung der Romanen und der Germanen: die Schwärmerei des Katholicismus und die Grausamkeit des Heidenthums. Er war, so bildete er sich selbst ein, strenger Christ, er betete, er fastete, er hüllte sich an Sonn- und Feiertagen in einen grauen Büßermantel, in welchem er sich auf dem Kahne über den Teich rudern ließ und in welchem er in der Kirche nächst dem Hochaltare auf dem Betstuhle kniete. Er übte die strengste Enthaltsamkeit und verlangte solches auch von seinen Untergebenen. Nur Eines vergaß der fromme Philippus, er vergaß die Liebe. Weil er aber doch ein heißes Herz in der Brust

hatte, das im Stande war, gewaltig zu pochen, so hegte und pflegte er statt der Liebe den Haß. Bei einem harten Oheim soll er erzogen worden sein und nie einen Hauch der Liebe erfahren haben. Also stand er einsam wie ein starrer Halm auf herbstlicher Heide. Selbst die äußere Natur haßte er und wollte sich an ihr rächen, wenn es regnete im Heuen oder windete in der Kornblüthezeit. Oefter als einmal sah man's, wie er mit seiner Peitsche wüthend in die Luft hineinhieb, daß es pfiff, um Wind und Wetter zu züchtigen, und einmal befahl er es sogar seinen Knechten, daß sie mit ihren Heugabeln gegen den Regen dreinhauen sollten. Sie thaten es, kam aber nichts dabei heraus, als daß sie naß wurden bis auf die Haut. Wo es nicht sein Vortheil heischte, mit Menschen zu verkehren, da floh er sie. Lebenslustige Männer verabscheute er, liebebedürftige Weiber verachtete er, und Kinder waren ihm eine werthlose Sache, über die er auf der Gasse hinwegschritt wie über junge Hunde und Kaninchen, die man nur nicht zu Tode tritt, weil die Eigenthümer darob Lärm schlagen würden. Philippus war natürlich Hagestolz geblieben, im Ganzen aber hatte er sich doch so gehalten, daß männiglich sagen mußte: Er ist ein Ehrenmann! Gegen seine Blutsverwandten, gegen Jedermann, der ihm nichts Uebles that, war er kalt wie ein Stein in der Bergschlucht; wenn ihm aber Böses geschah oder wo er es sich nur einbildete, daß Jemand ihm Böses wolle, da begann es zu glühen und zu kochen in seinem Gemüthe, sein Blut schoß zurück in die Brust, daß sein Antlitz blaß ward wie Lehm und seine Fingerspitzen kalt wie Eiszapfen. Aber aus seinen kleinen Augen zuckte es in grünlichen Strahlen. Und da fiel er vor einem steinernen Christusbilde, das unter der Eiche seines Hofes stand, auf die Knie, klammerte die Finger aneinander zu einer Doppelfaust, und

mit aller Inbrunst des Glaubens flehte er um Rache. In dem schönen Thale der Friesen gab es Leute, die harmlos sich des Lebens freuten in Spiel und Tanz — er haßte sie. In einem Nachbarsdorfe lebte ein alter Mann, von dem die Sage ging, daß er der lutherischen Lehre anhänge. Diesen Mann kannte Philippus gar nicht persönlich, aber er haßte ihn so sehr, daß er nächtelang schlaflos war und darüber nachsann, was er dem Abtrünnigen Schlimmes zufügen könnte. Am meisten aber haßte er einen Karrner. Dieser Karrner war in einem kleinen Eisenwerke desselben Thales angestellt, um mit einem Schubkarren Holzkohlen von dem Schoppen in die Schmiede zu befördern, wofür er einen Taglohn erhielt, von welchem er mit seiner großen Familie sehr kümmerlich lebte. Diesen Menschen haßte der Philippus über alle Maßen. Warum? Hätte er sich gefragt, er würde nicht Antwort haben geben können, denn der Karrner war ein harmloser, sanftmüthiger Mensch, der Niemandem ein Leides that. Aber Philippus hatte den Drang, seinen allgemeinen Menschengroll auf eine Person niederzulegen. Der Karrner war ein armer Mann, noch dazu ein Fremder, vielleicht sogar ein Andersgläubiger, der so leicht nicht einen Anwalt fand. Das fügte sich. Der Karrner Josue war vor Jahren als Fremdling in das Thal gezogen und hatte sich dort eingeheimt. Aber man wußte nicht, woher er kam, und weß Abstammung er sei. Der Philippus war eines Tages zum Richter und zum Prälaten gegangen und hatte die Ausweisung des Karrners begehrt.

„Hat Euch der Mann Unrechts zugefügt?" fragte der Richter.

„Nicht mir allein," rief der Philippus, „uns Allen fügt er himmelschreiendes Unrecht zu, denn er ist da, er zehrt von

unserem Korn, er trinkt von unserem Wasser. Warum soll den Erwerb, Kohlen zu führen, nicht einer der Einheimischen haben? Warum ein Fremdling?"

„Was geht das Euch an, Philipp?" fragte der Richter, „wollt Ihr Euch um die Karrnerstelle bewerben?"

„Es giebt keine Gerechtigkeit mehr," knirschte der Philippus, verließ mit knarrenden Schritten das Richteramt und begab sich zum Prälaten.

Vor diesem ließ er im Beutel Geld klingen und stellte ihm vor, daß der Josue das Verderben der Leute sein würde, wenn man ihn nicht fortweise, denn er sei kein Christ. Solcher Mensch gebe ein arges Beispiel, wie man auch als Unchrist leben könne, ohne von einem Blitze erschlagen zu werden, und er gebe das noch weit schlimmere Beispiel, daß der Mensch sozusagen seine Pflichten erfüllen könne, ohne Christ zu sein. Wäre der Josue ein schlechter Hund, ein Räuber und Mörder, so könne man ihn ganz gut in der Gegend belassen als Exempel, was ein Unchrist sei. Weil er aber zu den sogenannten braven Leuten gehöre, eben darum müsse er fort. „Es darf Keiner brav sein, der Unchrist ist!" schrie Philippus.

Der Prälat lächelte ein wenig. Dann sagte er: „Lieber Philippus! Euer Eifer um die Ehre der christlichen Kirche ist ganz löblich, vorerst aber wird es nöthig sein, daß Ihr selber Christ werdet. Prallet nicht auf, mein Freund! Ihr seid vom höllischen Haßteufel besessen, und Christus, unser Herr, hat gesagt, liebet euch untereinander, liebet auch eure Feinde! Darin unterscheidet sich ja eben unsere Religion von den Religionen der Heiden und Juden, daß sie Liebe ist, lautere Liebe. Darum eben ist die christliche Religion göttlich, darum verwandelt sie in ihrer Hand den Stein zu Brot und

das Brot in den Leib des Herrn, weil sie lautere Liebe ist. Darum verwandelt sie den thierischen Menschen zum sittlichen, zum hochgesinnten, uneigennützigen, opferfreudigen Kinde Gottes, weil sie lautere Liebe ist und Liebe verlangt überall. Viele Tausende von Jahren bestand das Menschengeschlecht vor Christus schon; zahllose Religionen lebten auf, gingen nieder, in den Menschen war das Gesetz des Eigennutzes, des Hasses, der Rache oder des stumpfen Hinsiechens an Herz und Geist. Da kam unser himmlischer Christ mit der Liebe. Und keine Religion hat die Menschen so hoch gehoben, als die christliche; die Milde, das Wohlwollen, der Friede, die Weltfreude auch, und das irdische Glück in seiner reinen Form, die ganze menschliche Gesittung, die in den Besten der Gegenwart Ausdruck findet, all das ist ein Werk des Christenthums. Der Christ haßt das Laster, die Verworfenheit als den bösen Feind, aber den Menschen als solchen, sei er wer immer, den haßt er nie. — Nein, lieber Philippus, der Josue ist ein fleißiger Arbeiter, ein braver Mensch, so viel ich weiß, der Niemandem etwas Böses thut, den wollen wir nicht verjagen. Wollt Ihr ihm schon zeigen, daß der Christ höher stehen kann, als etwa der Heide, so geht hin und schenkt ihm einen Beutel mit Geld für seine armen Kinder."

Sehr erbost verließ der Mann den Priester, die Treppe herab noch wiederholt das Wort „Pfaffe!" murmelnd. Wußte er doch, daß in den alten Schriften, die er besaß, ganz Anderes zu lesen stand. Die Zauberer, die Hussiten, die Juden, die Lutherischen verbrannt auf dem Scheiterhaufen! Das waren noch schöne, gottwohlgefällige Zeiten.

Unterwegs mußte Philippus an dem Eisenwerke vorbei; auf der Brücke des Hammerbaches begegnete er den Karrner

Josue mit der Kohlenladung. Mit heftigem Stoße prallte er an ihn, so daß der Karrner über die geländerlose Brücke in den Bach stürzte. Dann eilte er leicht wie auf Flügeln davon und rieb sich die Hände und ein Wohlgefühl war in ihm, wie er es noch selten genossen hatte.

Aber am dritten Tage, als er das Begräbniß des ertrunkenen Josue erwartete, ward Philippus zum Richter gerufen und dort stand der Karrner lebendig und ganz wieder trocken. Der Josue klagte ihn an. Natürlich war es nicht absichtlich, sondern ganz zufällig geschehen, daß er auf der Brücke an den Karrner gestrichen, der mit seiner ungebührlich breiten Fuhr die ganze Brücke eingenommen; der Karrner sei aber ein so maßlos boshafter Mensch, daß er absichtlich in das seichte Wasser gesprungen sein müsse, um nachträglich zu behaupten, er wäre hinabgestoßen worden. Nicht allein, daß er, Philippus, vollkommen frei von Schuld sei, verlange er auch eine Züchtigung dieser niederträchtigen Creatur.

Der Richter war aber von der eigentlichen Gesinnung Philipp's so überzeugt, daß er ihn auf drei Wochen in den Kerker führen ließ wegen muthwilliger Gefährdung des Lebens eines Anderen.

Das ist dem Philippus, genannt Philipp in der Lacken, passirt. Nun kann man sich denken, daß sein Haß und seine Rachgier im kühlen, feuchten Aufbewahrungsorte nicht verkümmerten, und in der That, als er wieder an das Sonnenlicht kam, war er abgemagert bis zum Gerippe und sein langes schwarzes Haar und sein langer rother Bart war wirr und wüst und stellenweise schimmelig. Das Fasten und das harte Lager konnten ihn nicht so heruntergebracht haben, denn derlei Bußübungen waren ihm nicht fremd, aber der Haß! Der Haß, dieses Ungethüm, hatte, als es an fremden

Körpern nichts zu beißen fand, sich gegen den eigenen gekehrt und in demselben unbarmherzig genagt und gewüthet. Philippus zog sich zurück auf seinen Hof in der Lacken und ließ sich lange nicht mehr sehen. Er las in seinen alten Schriften, und weil das „Vaterunser" und „Avemaria" ihm viel zu matt und weich schienen, so erfand er sich für seine Person eigene Gebete, die er an jedem Morgen und an jedem Abende mit größter Inbrunst sprach. Das Gebet war voller Kraft und Gluth, es lautete:

„Herrgott, Allmächtiger im Himmel! Strafe die Unchristen und die Fremdlinge und die Kinder der Welt und alle meine Widersacher. Strafe meine Feinde. Zermalme sie mit Deiner Faust, zertritt sie mit Deinem Fuß, daß das Eingeweide fahr' aus ihrem verfluchten Leibe. Ich bete Dich an, o heiliger Gott! Rächer! Ich stifte der Messen sieben auf ewige Zeiten und Lichter aus reinem Wachse sollen brennen vor Deinem Tabernakel! Laß Dein rosenfarbiges Blut nicht umsonst geflossen sein für mich, tödte meine Feinde! Gieb, daß sie erblinden im Walde und in den Abgrund stürzen! Sende Deinen Blitz an die Thore ihrer Häuser, daß sie den Ausweg nicht finden und im Feuer umkommen! In ihr Trinkwasser gieße die Pest! Rufe die Kriegsheere der Erde, daß sie metzelnd Dein Reich befreien von dem Unzücht! Herrgott, mich, Deinen treuen Diener, lasse nicht zu Schanden werden. Amen."

Also war die Andacht Philipp's, aber es war ihm leichter, nur so lange er betete; denn es geschah nichts von Allem, was er erflehte und er fühlte sich tief bekümmert, seine Wuth war nichts als die Waffe des Ohnmächtigen.

Seine Verwandten, sein Gesinde sah, wie Philippus immer finsterer ward, aber sie wagten nichts, um ihn fröhlicher zu machen. Im Hofe auf dem Teich hörte man

kein Jauchzen und keinen Gesang und kein frohes Lachen. Nahe dem Lackenhofe, am Ufer der Insel stand ein alter Eichbaum, der weitum den Platz und das Wasser überschattete und eine Dämmerung legte auf den Rasen. In dieser Dämmerung stand ein altes Kreuz mit einem steinernen Christus. Dieses Kreuz hatte neun Querbalken, wovon der vorletzte nach oben als der längste die Arme des Heilandes trug. Das Kreuz ragte hoch zum Geäste auf und die Gestalt war lebensgroß. Es war vor Zeiten draußen in dem großen Walde gestanden, welcher unter dem Namen der Kürlingerwald im ganzen Lande berüchtigt ist. Es hatte nämlich in demselben vor Jahren eine große Räuberbande ihr Unwesen getrieben, Reisende ermordet und war oft hervorgebrochen, um Meierhöfe und ganze Schlösser auszuplündern. Eines Tages wurde in dem Kürlingerwalde ein durchfahrender Hochzeitszug, bestehend aus neun Personen, ermordet. Der Räuberhauptmann wollte die schöne Braut entführen, der Bräutigam schoß ihn nieder, worauf sich ein Gemetzel entspann, dem der ganze Festzug unterlegen war. Zum Gedächtnisse hatte man das neunbalkige Kreuz aufgestellt. Später, als der größte Theil des Waldes der Axt zum Opfer gefallen war und das hohe Kreuz herren- und schattenlos auf dem Riede stand, nahm der Philippus davon Besitz, führte es in seinen Hof, stellte es dort auf unter dem Eichbaum und verehrte es hoch. Man sagte aber dem Manne nach, daß er dieses Kreuz weniger des Heilandes wegen ehre, als vielmehr ob der blutigen That, deren Erinnerung daran geknüpft war.

Unweit des Teiches standen mehrere Meierhöfe, die dem Philippus zu Eigen waren, und zu denen sein Gesinde täglich auf großen flachen Kähnen über das Wasser fuhr. Auch

Getreide, Heu, Holz und andere Dinge wurden mittelst solcher Kähne über den Teich in den Wohnsitz geschafft. Der Teich lag da wie ein See und hatte dort, wo die Schleuse das Wasser hereinließ, eine lange Zunge in das Gelände hin. Als Philippus eines Tages unter dem Eichbaum vor dem Kreuze kniete, fiel sein Blick auf diesen Canal hinaus und sah, wie dort zwischen Erlen und Silberweiden zwei Knaben standen und mit kurzen Stäben Fische angelten. Dem frommen Manne blieb das Gebet im Munde stecken, er erhob sich langsam und strengte seine Augen an, daß er die Fischdiebe erkenne. Er erkannte sie, es waren die Söhne des Karrners Josue, die er beim Vorübergehen an ihrer Hütte schon oft mit den Augen gespießt hatte. Ein heißes Lustgefühl stieg in ihm auf, eilig holte er vom Hause einen Feuerhaken und einen Strick, damit ging er zum Landungsplatz und ruderte auf einem Kahne hinaus. Aber die entgegengesetzte Richtung, er wollte dann hinter den Uferbüschen die Knaben anschleichen, sie an sich reißen, binden und in den Hof schleppen, um sie zu strafen, das heißt, den Haß zu befriedigen, der in ihm gegen den Karrner mit gesteigerter Heftigkeit brannte. Als er jedoch an die Stelle kam, waren die Kinder nicht mehr dort. Tiefen Mißmuthes voll kehrte er zurück auf den Hof und gab seinen Knechten den Auftrag, wenn ihnen von den diebischen Karrnerleuten Eines unter die Hände käme, dasselbe ihm zu überliefern, ob lebendig oder todt, der Lohn sei zwölf Silberthaler und ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch.

Da war es eines Abends im Erntemonat. Den ganzen Tag über hatten die Kähne verkehrt zwischen den Meierhöfen und dem Wohnsitze im Teiche. Es gab schwere Garbentrachten und Philippus freute sich. Es war ein Hagelwetter

niedergegangen in der Gegend, er freute sich, daß der Himmel seine Felder verschont hatte, aber noch mehr freute er sich, daß er die seiner Nachbarn verheert hatte. Und diesem Freudentag folgte ein würdiger Abend. Mit der letzten Garbenfuhr brachten drei Knechte einen Mann mit, der auf den Garben ausgestreckt lag und um Erbarmen wimmerte. Er war mit Strohwinden an Händen und Füßen gebunden, es war der Karrner Josue.

Als Philippus gehört hatte, welch ein werther Gast angefahren gekommen wäre, stellte er sich, die Hände in den Taschen des Beinkleides und mit ausgestemmten Füßen ans Ufer und sah mit großem Behagen zu, wie die Knechte den Gefangenen zu Häupten und zu Füßen packten, um ihn abzuladen. Mit einer Schwenkung des Kopfes deutete er gegen den Eichbaum hin, sie thaten nach Befehl und vor dem Kreuze warfen sie den Karrner zu Boden.

„Herr und Vater!" so begann nun einer der Knechte zu berichten. „Wir haben ihn ertappt. Des Meierhofes Haushahn hatte er gestohlen und getödtet und verzehrt. Wir haben den armen, lieben, schönen Vogel seit dem Morgen nicht mehr gesehen. Aber am Nachmittage haben wir Federn gefunden hinten im Schachen, und nicht weit davon den Karrner, der eine solche Feder auf dem Hute getragen. Er wollte vorüberhuschen, aber wir haben ihn abgefangen, er hat geleugnet, aber wir haben ihm nicht geglaubt. Wir haben den Dieb und Mörder des unschuldigen Thieres zu Dir gebracht."

„Einer bekommt nur vier, weil Euer Drei sind," sagte Philippus zu den Knechten, „das Gebetbuch sollt Ihr abwechselnd benutzen. Bleibt nur da. Wir haben heute einen heiligen Feierabend. Nachher werden wir Wein trinken.

Zuerst müssen wir eine Abendandacht halten und dem Herrgott ein Opfer darbringen vor dem Kreuze."

Diese Worte waren in einer so seltsamen Art und Weise gesprochen, daß die Leute einander mit Befremdung ins Gesicht schauten. Philippus, ohne den Gefesselten, der auf dem Rasen sich wand, zu beachten, kniete hin vor das Kreuz, streckte die beiden Arme gegen Himmel und hub an, so zu beten: „Gerechter Gott, ich danke Dir, Du hast mich erhört. Du hast meinen Feind gelegt in die Gewalt meiner Hände. Dein ist die Rache, und nach Deinem heiligen Willen will ich meine Feinde lieben. Ich thue ihm kein Leid aus Haß, ich tödte ihn nicht aus Rache. Ich liebe meinen Feind und werde ihn küssen, ehe er geopfert wird dem himmlischen Vater. Herrgott! Du bist nicht der Judengott, der das Opfer Abraham's verschmäht hat, Du bist der Christengott, der das blutige Opfer seines eingeborenen Sohnes angenommen hat zur Versöhnung. Mein himmlischer Vater! Ich bin nicht der hoffärtige Pharisäer, der an Deinem Altar steht, ich bin der demüthige Zöllner, der sein Angesicht verhüllt und betet: Herr, ich habe gesündigt. Nimm für alle meine Sünden dieses Opfer und verzeihe mir und gieb mir ein langes Leben und eine glückselige Sterbestunde und die ewige Seligkeit. Amen."

Mittlerweile war es dämmernd geworden. Am Himmel lag eine rauchbraune Wolkenschicht, nur am Gesichtskreise gegen Sonnenuntergang war ein glühendrother Streifen schnurgerade hingezogen, wie ein Spalt zwischen Wolken und Erde, durch die das Abendroth hereinleuchtete. Vom Hause hatte sich bald alles Gesinde versammelt um den Eichbaum und Manchem begann unheimlich zu werden.

„Mein lieber Mitbruder im Herrn," so redete Philippus nun den Karrner an. „Heute finden wir uns vor

einem anderen Richterstuhle, als dazumal. Ich hege keinen Groll gegen Dich, ich wünsche, daß Du die ewige Seligkeit erlangest und fordere Dich auf, Deine Sünden zu bereuen."

„Herr Philippus, ich weiß nichts von dem Hahn!" entgegnete der Karrner, seine Stimme war heiser; „ich habe ihn nicht gestohlen. Ich bin auf einem Botengange zum Schmied in Siebenbrücken nur vorbeigegangen an dem Meierhofe. Sie haben mir die Federn vom Hahn gezeigt, ich sagte aber, das sind keine Hahnenfedern, das sind Geierfedern, wovon ich eine auf den Hut gesteckt, und ich weiß nichts vom Hahn!"

Philippus streichelte mit seinen knochigen Händen sich den langen rothen Bart. Dann sagte er zum Gefangenen: „Du zwingst mich auch noch, daß ich Dich als Lügner strafe. Du weißt es wohl noch nicht, wie meine ehrwürdigen Vorfahren den Lügner gerichtet haben? Du sollst es aber sogleich erfahren. — Junge!" so wandte er sich an einen halberwachsenen Burschen, „gehe in meine Stube und hole die schwarze Tasche heraus."

Die Verblüffung der Anwesenden wuchs. In früheren Jahren war Philippus ein beliebter Metzger gewesen. Hatte es in der Nachbarschaft und selbst weiter um im Thal etwas zu schlachten gegeben, so wurde Philippus dazu gebeten; dieser Mann warf mit einigen Schlägen jeden Ochsen hin, und das Schwein war auf seinen wohlgezielten Stoß augenblicklich todt. Als aber Philippus später bei zunehmendem Alter und bei gesteigertem Grolle gegen alles anfing, sich an den Qualen der Thiere zu ergötzen, machte er die Sache umständlicher und richtete es manchmal so ein, daß das Opfer noch zuckte, wenn er ihm die Eingeweide herausriß.

Da meinten die Leute, er solle daheimbleiben auf seinem Lackenhof, sie wollten ihre Metzgerei schon selbst besorgen. Also mußte er sich begnügen mit den Freuden, die das Metzgern in seinem eigenen Hause bot. In der schwarzen Ledertasche, um welche der Junge jetzt geschickt worden war, befanden sich die Schlachtwerkzeuge.

Weil es nun dunkel geworden war, ließ Philippus zwei Fackeln anzünden, deren Träger zur rechten und zur linken Seite des Kreuzes stehen mußten. Der schwarze Pechrauch qualmte empor zum steinernen Bilde des Gekreuzigten, das Antlitz manchmal verhüllend vor dem rothen Scheine. Philippus öffnete die Tasche, er that es langsam, mit feierlicher Geberde, doch das leise Zittern seiner Hand verrieth eine innere Leidenschaft. Das erste, was er hervorzog, war ein schweres Beil; dann kam ein wuchtiger Eisenring mit scharfen Kanten, hernach ein langes scharfes Messer. Der Gefesselte begann beim Anblick dieser Dinge zu beben am ganzen Körper, die Zuschauer wurden blaß vor Entsetzen. In den Mienen des Philippus war ein unheimliches Zucken, in seinen grünlichen Aeuglein ein grauenhaftes Leuchten. Der Oberknecht flüsterte zu seinem Kameraden: „Er ist wahnsinnig geworden!" Zögernd trat der Knecht zu Philippus vor, berührte ihn ein wenig am Arm und sagte leise: „Herr und Vater! Wäre das so gemeint? Peitschen, wenn Ihr wollt, aber so nicht. So nicht. Es ist ja nur ein Hahn gewesen, ein altes werthloses Thier. Wir führen ihn zum Gericht, wenn Ihr wollt, heute noch. Dort sollen sie den Dieb bestrafen. Lieber er zum Gericht, als Ihr ...."

Philippus bäumte sich langsam empor. „Was geht das Dich an!" sagte er dumpf und rauh. „Ich werde vor dem irdischen Richter stehen, ich weiß es, sie werden mich ver-

urtheilen. Jedoch mein himmlischer Richter wird mir um dieses Opfers willen gnädig sein. Richtet ihn auf!"

Nach diesen Worten ergriff er mit beiden Händen das Beil. In demselben Augenblicke krähte ein Hahn.

„Das ist er! Er ist es!" Rief Alles untereinander und deutete auf einen Söller hin, wo das Thier nun saß. „Er ist nicht getödtet worden, er kräht! Er ist auch nicht gestohlen worden, da oben sitzt er!"

„Es muß ein anderer sein!" sagte Philippus.

„Nein, nein, es ist der vom Meierhof. Mit einer Garbenfuhr muß er herübergekommen sein auf die Insel. Es ist unser Hahn, wir kennen seine Stimme und der Karrner ist unschuldig!"

„Und sterben muß er doch!" sprach Philippus, mit gehobenem Beile dem Hingestreckten nahend. Jene drei Knechte, die den Karrner gebracht hatten, rissen den Wüthenden nach rückwärts. Er fluchte, daß die Blätter zitterten auf dem Eichbaum, er fluchte, daß das Kreuz erbebte in seiner Grundfeste; wüthend, rasend wehrte er sich vor seinen eigenen Knechten. Es half nichts, sie warfen ihn zu Boden und entwanden ihm die schreckliche Waffe. Der Jungknecht erfaßte das Schlachtmesser, schnitt an dem Josue die Strohwinden entzwei, führte den also Befreiten eilig zum Ufer hinab, machte den zur Stelle stehenden Kahn frei, und nun glitt der Karrner hinaus — gerettet.

„Gerettet!" schnaufte Philippus, sich mit gewaltigem Grimme von den Armen seiner Knechte loßreißend, das Messer erfassend und hinabstürmend zum Ufer. „Gerettet? Davor behüte mich der allmächtige Gott! Sterben muß er!"

Aufrecht wie er war, lief er ins Wasser hinein, der schwarzen Masse des Fahrzeuges nach, welches eben vom

Ufer abgestoßen hatte. Der Karrner sah noch die Gestalt des Verfolgers und in dessen Hand das Blinken des Messers, er sah, wie die Gestalt mit jedem Schritte, den sie nach vorwärts that, tiefer ins Wasser sank, bis endlich nur mehr das dunkelbemähnte Haupt über demselben war. Aber dieses dunkle Haupt glitt heran und rasch heran, so sehr der des Ruderns unkundige Karrner auch die Schaufel einsetzte und vorwärts strebte. Er hörte das schnaufende, gräßlich wüste Fluchen des Verfolgers, er sah, wie manchmal neben dem Haupt aus dem Wasser ein Arm sich hob mit dem Messer. Der Mann schwamm nicht, das war zu merken, er hatte noch Grund unter den Füßen. Also floh das Fahrzeug vor der schwarzen Kugel, die auf der Oberfläche des Wassers nachzurollen schien. Der Karrner dachte an sein armes Weib, an seine Kinder, er rief die Mutter Gottes an um Hilfe in solcher Noth, mit aller Macht die Fluthen schlagend. Und siehe, der dunkle Punkt des Hauptes tauchte tiefer und tiefer hinab — noch ein Sprudeln und Gurgeln des Wassers, dann war der Verfolger verschwunden.

Der Karrner erreichte das andere Ufer, sprang aus und lief davon wie neu geboren, neu dem Leben wieder geschenkt.

Die Nacht währte lange. Im Lackenhof war keine Ruhe. Als es morgen ward und der Hahn krähte, suchten sie nach dem Hausherrn. Man fand ihn nicht auf der Insel und nicht drüben im Meierhofe. Die Sonne stand schon hoch, als er unten, wo der Teich in ein Bächlein abfloß, ausgestoßen wurde. Das lange schwarze Haar voller Schlamm, der lange rothe Bart voller Schlamm und Schaum, im verglasten Auge keine Gluth mehr — der Haß war erloschen mit dem Leben.

Das ist die Geschichte von Philippus dem Hasser. Warum sie erzählt worden ist? Aus Vorwitz nicht, aus Lust zum Fabuliren nicht. Auf ihrer Stirn deutlich zu lesen steht der Grund. Sie ist erzählt worden dem häßlichen Hasse zu Trotz und der lieben Liebe zu Liebe.

Karl der Große.

Ein Wunderliches aus dem Dorfe.

Karl Oberbergbreitebner war so groß, daß der Witz seiner Dorfgenossen zwei aus ihm machen wollte, einen Langen und einen Dicken. Wäre noch auf einen Dritten etwas übrig geblieben, so hätte ich für einen Klugen gestimmt. Karl's Gehirn war entweder so klein, wie bei einem Huhn, oder so groß, wie bei einem Büffel. Doch hatte er sein Lebtag nie etwas Dummes gesagt, denn er sprach nicht viel, hatte kaum etwas Albernes gedacht, denn er dachte nicht, er handelte bloß. Er hätte aber auch das tollste Zeug schwatzen können, seine Körperstärke war so groß, daß er kaum viel Widerspruch erfahren haben dürfte. Zwei derbe Arme sind eine doppelte Beweisführung.

Karl war der Sohn des Dorfschneidermeisters, hatte das ehrsame Handwerk des Vaters gelernt und ging mit diesem, einem kümmerlich kleinen und hageren Männlein, auf der Ster um, von Hof zu Hof. Seit sein Karl groß geworden war, konnte das Meisterlein die entlegensten Höfe auch zur Winterszeit bei Schnee und Sturm besuchen. „Pack

mich, Karl!" sagte er, und Karl nahm ihn auf den Rücken oder unter die Achsel und trug ihn gemächlich bergauf und thalab; doch mußte der kleine Alte dem großen Jungen fortwährend den Weg zeigen und ihn auf denselben dahinleiten. Karl konnte nicht Kleider anmessen, nicht zuschneiden, überhaupt selbstständig nichts fertig machen. „Das nähe!" sagte sein Vater, und er nähte es, aber auch um keinen Stich mehr und keinen weniger. „Das bügle!" sagte sein Vater, und wenn er ihm eine lebendige Katze hingehalten, so hätte er sie gebügelt. Wozu das Nähen und wozu das Bügeln? Ich glaube nicht, daß Karl jemals auch nur im Gedanken darnach gefragt hatte. Warum auch?

Aber die Leute schätzten seinen Werth. Wenn irgendwo ein großer Holzblock zu schleifen, ein schwerer Stein zu wälzen oder eine Kohlentracht zu schleppen oder eine andere Last zu bewältigen war, so schickte man nach dem Schneider. Eines Tages hatte unten in der Engschlucht des Richterbauers Kuh gekalbt. Karl Oberbergbreitebner ward ersucht, daß er hinabgehe und das Kalb den steilen Hang heraufträge. Er nahm einen großen Kohlenkorb, stieg in die Schlucht, und brachte das Kalb und die Kuh. Sie wollten nicht auseinander, meinte er, und so habe er sie gleich beide genommen.

Da kam eines Tages eine Stadtherrschaft ins Dorf gefahren, mit der Absicht, den Hochstandel zu besteigen. Nun war aber der Hochstandel ein stattlicher Berg und die Dame der Herrschaft eine stattliche Frau, ein Gleich und Gleich, das sich nicht gerne gesellt. Ein alter, magerer Herr und die zwei munteren Töchterlein waren muthig, die stattliche Frau jedoch ließ Umfrage halten nach einem Wagen, um auf den Hochstandel zu fahren. Wägen leide der Berg nicht, wurde

ihr gesagt, Maulthiere, Esel oder dergleichen zum Reiten seien auch nicht vorhanden, hingegen lebe im Orte ein Schneider, welcher die Stelle genannter Vierfüßler recht gern übernehme und die Frau auf den schönen Berg tragen wolle. — Ein Schneider! Die vierfältige Herrschaft rümpfte die Nase, ließ aber doch den Mann holen. Dieser erschien mit seinem riesigen Kohlenkorbe, dessen Boden er mit Reisig bedeckt hatte, so daß ein gar einladendes Nest ward. Als ihm dargethan ward, um was es sich handle, nahm er zuerst den großen Pack mit Eßwaaren, legte ihn hinein, dann nahm er ohne Umstände die Dame und hob sie in den Korb; nahm hierauf eines der Fräulein und hob sie in den Korb, nahm hernach das andere Fräulein und hob sie in den Korb. „So," murmelte er, „jetzt thut sich's, jetzt brauch' ich nur noch etwas zum Festkeilen." Nahm auch den alten Herrn her und steckte ihn zu seiner werthen Familie in den Korb. Dann packte er sich die ganze Bergpartie auf den Rücken und stieg langsam an.

Die beiden Stadtfräulein gehörten zur Gattung der Backfische, sie fürchteten sich daher gleich anfangs vor dem Riesen und hatten Angst davor, daß er sie unterwegs ermorden würde. Das Ungethüm zeigte sich jedoch überraschend harmlos, es ging mit dem Rückkorbe sachte den sonnigen Hang hinan und pflückte Erdbeeren. Ohne mündliche Artigkeiten warf er zwei Erdbeersträußchen hinter sich in den Korb. Die Fräulein verstanden das so, als sollte es für sie eine kleine Aufmerksamkeit sein, sie naschten daher die Beeren von dem Strauß und überlegten Jedes für sich, ob man sich in diesen gewaltigen und doch so netten Mann nicht verlieben könne? Mittlerweile wimmerte die Frau Mama in ihrer Einpfropfung und der Herr Papa hielt eine Vorlesung über die Naturkraft.

Nach drei Stunden waren sie dort, wo es nach allen Seiten abwärts geht, und wo man stehen muß, wenn man nachträglich will sagen können, wir standen zweitausend Meter hoch über dem Meere. — Karl Oberbergbreitebner ging immer vorwärts, als ob er ohne Säumen in die freien Lüfte weiter steigen oder auf der anderen Bergseite wieder hinabgehen wollte. Die Bergpartie im Korbe mußte ihm ein vierfach donnerndes Halt! zurufen, bis er stehen blieb. Also stellte er den Korb auf das Gestein, die Insassen stiegen mit vieler Umständlichkeit aus und rieben sich die Beine. Während Karl zurückblieb beim Korb, suchte die Herrschaft den schönsten Aussichtspunkt, und das würdige Oberhaupt erklärte die Fernsicht. Sie wäre furchtbar hübsch, erklärte Frau Mama, während die Fräulein auf Steinblöcken saßen und in ihre Tagebücher kritzelten, wie das reizend gewesen wäre auf dem Hochstandel, ein junger schöner Mann habe sie Alle zusammen hinaufgetragen, oben hätten sie dann die Aussicht angesehen und einen guten, reichlichen Imbiß eingenommen.

Auch Frau Mama erinnerte sich daran, daß es Zeit wäre zum Imbiß, und sie riefen den Karl, der hinter einer Felswand gelegen war, daß er mit dem Korbe herüberkommen solle. Karl kam mit dem Korbe herüber, aber es war nichts drinnen, als Reisig.

„Wo ist der Pack mit den Speisen?" fragte die Dame.

Karl schaute sie mit einigem Befremden an und antwortete: „Der Pack? Der ist nicht mehr."

„Um Gotteswillen, er war ja im Korbe!"

„Ich habe ihn herausgethan," sagte Karl.

„So hole ihn!"

„Er ist halt nicht mehr."

„Was ist mit ihm geschehen?"

„Weiter nichts," antwortete Karl, „aufgegessen habe ich ihn schon."

„Ungeheuer!" Ein vierfacher Schreckensruf war's, gräßlich genug, daß Karl der Große vor Grauen umfallen konnte; aber er stand. Ganz ruhig und schlicht stand er da und blickte so treuherzig drein, als ob nichts geschehen wäre.

Die Fräulein fielen den Eltern um den Hals und riefen: „Vater! Mutter! Wir müssen Hungers sterben auf diesem Berge!"

Nun war Karl schier verzagt und meinte, er habe nicht gewußt, daß das Essen für die Anderen wäre. Sie sollten aber nur rasch wieder in den Korb steigen, daß er sie hinabbringen könne, bevor sie ganz verhungerten.

Na, das war doch klug! Und also ist es auch geschehen. Da die Herrschaft glücklich in das Dorfwirthshaus zurückgekommen war und der Papa den Karl nach dem Trägerlohn fragte, bedeutete der Große, es sei nichts, es zahle sich nicht aus.

Es waren sehr vornehme Leute aus der Stadt, und so gering waren sie in ihrem Leben nicht geschätzt worden, als von diesem Schneider.

Wenn Karl sechs Tage lang bei der Nadel gesessen war, wußte er am Samstag nicht mehr, wohin mit seiner Kraft. Da fiel es ihm ein, daß es eine ganz gute Erholung sein müsse, wenn er am Sonntag Steine auf den hohen Standel tragen würde. Die Steine waren vom Berge ja herabgekollert, weshalb sollten sie nicht wieder hinaufgetragen werden? Als er jedoch mit seiner Ladung zu den Almen hinaufgekommen war, brach der Kohlenkorb, und die Steine kollerten wieder thalwärts. Als sie in hohen Sätzen dahinsausten und bei ihrem Auffallen tief in den Boden schlugen, daß hier Sand

emporsprang, dort Funken aufstoben, erscholl ein heller Schrei. Karl blickte hin und sah eine kleine Sennerin, die Gras schnitt. Das Dirnlein war so niedlich und zart, daß die Arbeit nur mit Mühe und Anstrengung von statten ging. Nun geschah es, daß Karl zu ihm hintrat, aber nicht um die Kleine in den Sack zu stecken, sondern um unter Stottern und Mühen zu fragen, ob sie sein Schatz sein wolle?

Das Dirnlein antwortete natürlich, daß er ihr für Einen zu viel sei, und daß sie Zwei nicht brauche.

Als sie hernach in die Sennhütte ging, schlich ihr der Große trotzdem nach. Aber als er zur Thür kam, da plagte es. Diese war nicht allein viel zu niedrig, sondern auch viel zu schmal; er wand sich zwar hinein, aber die Thürpfosten ächzten. Drinnen stand er mit tiefgebeugtem Haupte vor der Kleinen, denn aufrecht stehend hätte sein Kopf durch die morschen Bodenbretter ein Loch gebohrt hinauf in den Dachraum, wo das Heu war. Also in demüthiger Haltung fragte er sie noch einmal, und sie antwortete ihm spottweise, ein Schneider sei ihr zu windig.

Karl setzte sich ruhig auf einen Schemel, da knickte dieser ein, mit zwei Füßen zugleich, und Karl der Große lag mit gekrümmten Beinen ungefüg auf der Erde. Die Sennerin war ein gescheites Dirnlein und dachte: Die schwersten Baumstämme können ihm nichts anhaben, und ein armseliges Fußschemlein bringt ihn zum Falle. So steht es mit diesen starken Männern. — Sie foppte ihn weiter, da meinte er lächelnd, er würde ihr noch einmal etwas Schlimmes anthun, wenn sie so arg gegen ihn wäre.

„Hascherlein, was kannst denn Du mir anthun?“ fragte die Kleine den Großen.

„Ich?" sagte er, „dieweilen Du einmal auf der Wiese bist, trag' ich Dir Deine Hütten davon. Christel, was thust denn nachher, he?!"

„Ja," rief sie, „nachher lauf' ich Dir mit einer Brennessel nach, bis Du die Hütten fallen laßt!"

Karl schwieg. Vor Brennesseln hatte er immer Grauen empfunden und er beschloß, das Dirnlein nicht mehr zu reizen.

„Nein, ich thu' Dir nichts," sagte er gutmüthig, „mich kränkt es recht, daß Du mich nicht magst, aber thun thu' ich Dir deswegen doch nichts."

„Da bist Du wohl brav," antwortete sie, „und hat auch der Elephant zur Mücke gesagt, die lustig in den Lüften summt: Mücklein, fürcht' Dich nit, ich thu' Dir nichts. — Bist wohl brav, Karl!"

„Sie hat gesagt, ich bin brav. So mag sie mich ja." — Mit diesem tröstlichen und wirklich logischen Gedankenanflug stieg er vom Berge herab.

Als das Gerede umging, der Schneider Karl wolle heiraten, rief sein Vater, das Meisterlein: „Wie kann denn der heiraten! Kann ja kein Weib ernähren."

„Wer eins ertragen kann, wird auch eins ernähren können," antwortete der Pfarrer, welchem Heiraten, Kindstaufen und Todesfälle stets willkommen sein durften.

„Er kann nichts als tragen, ziehen und schieben," gestand der Vater.

Hierauf ein Bauer: „Das ist ja genug. Kann mein Ochse auch nit mehr und baut mir doch den Acker an. Halt geleitet muß er werden."

Wie? Der Karl Oberbergbreitebner will sich beweiben? Da wollen wir den baumstarken Kerl doch besser nutzen. Soldat werden! sagt die Militärbehörde, Vaterland ver-

theidigen! sagt sie. In das Feld marschiren! sagt sie. Der Recke hebt an zu zagen. Im Felde thun sie ja schießen und stechen! Ist es nicht so? Thun sie im Felde nicht schießen und stechen? Und wir sind ja in einer viel größeren Gefahr, als jeder Andere, weil wir, hoch und breit gewachsen, sehr leicht zu treffen sind. — Und da sage man noch einmal, daß Karl nicht tiefsinnig denken könne!

Drei Wochen war er bei den Soldaten, als endlich der Hauptmann laut ward: „Mit diesem Lümmel ist ja nichts anzufangen! Er hat in keiner Montur Platz und beim Exercieren! Gott, beim Exercieren ist er viel zu stabil. Wo er steht, da steht er, und es bedarf vieler Kraft und Strategie, um ihn in Bewegung zu setzen. Marschirt er, so marschirt er und findet nicht leicht einen hinreichenden Grund, um nach rechts oder links kehrt zu machen, oder gar stehen zu bleiben. Wenn sich der alte Herkules einmal pensioniren läßt, so mag der Karl Oberbergbreitebner angestellt werden zum Weltkugeltragen — bei den Soldaten können wir ihn nicht brauchen."

Nun kam Karl wieder heim und klagte es seiner kleinen Sennerin: „Sie sagen, sie könnten mich nicht brauchen."

„Das will ich doch sehen!" rief die Kleine, „spute Dich zum Pfarrer und sag', ich wollt' Dich heiraten in vierzehn Tagen. Marsch!"

Die Leute schüttelten den Kopf, und warum sollten sie es nicht, es war ja der Ihrige, und nicht der des kleinen Almdirndels, in welchem besondere Pläne webten. Wer pachtete denn das Straßenhäusel am Fuße des Sattelberges? Die kleine Christel pachtete. Wer vertröstete den Eigenthümer mit dem Pachte auf das nächste Jahr, bis man sich mit dem Vorspannfuhrwerk Geld verdient haben würde? Die

kleine Christel vertröstete. Und wer hatte kein Pferd und keinen Ochsen, als er Vorspann leisten sollte über den Sattelberg? Die kleine Christel hatte nicht. Wer aber spannte der Kohlen- und der Roheisenfuhr und dem schweren Reisewagen den jungen Ehemann vor über den Sattelberg? Die kleine Christel spannte vor. Jawohl, die kleine Frau Oberbergbreitebner spannte den jungen Oberbergbreitebner vor, und dieser zog im Vereine mit Pferden und Ochsen tapfer an; die Pferde und Ochsen waren höchst verwundert, einen zweibeinigen Genossen an ihrem Gespann zu sehen, und sie mußten sich sehr zusammennehmen, um von ihm nicht beschämt zu werden.

Die Löhnung, welche Klein Christel für solche Vorspann einzog, berechnete sie auf eine Pferdekraft, und sie begegnete damit keinem Widerspruche.

Hatte sie den Karl zu Hause, so hegte und pflegte sie ihn mit allem Nothwendigen, damit er gesund und stark bliebe. Er war ihr Capital, und Karl fühlte sich sehr gehoben, nun eine seiner Natur entsprechende Thätigkeit gefunden zu haben. Christel miethete auch einen Acker, und da konnte man sehen, wie sie hinten am Pfluge dreinging, ihn führte und das Zuggespann mit Hi und Hott leitete. Das Zuggespann war ihr Karl.

Also ging es nun in Eintracht und gemeinnütziger Wirsamkeit voran. Da geschah etwas Unerwartetes. Zwischen dem Heimatsdorfe des Karl Oberbergbreitebner, welches Lehbach hieß, und dem Nachbarsorte Standelegg war ein Streit ausgebrochen. Es lag nämlich zwischen diesen Orten die kleine Gemeinde Hüttel, deren Insassen „lebendige Lehbacher und todte Standelegger" waren. Mit ihren Kirchengängen, Hochzeiten, Taufen, Geschäften u. s. w. kamen sie nämlich nach Lehbach herüber, ihre Leichen gehörten jedoch

auf den Kirchhof des kleinen und näher gelegenen Standelegg. Als durch die Gemeinde-Autonomie die Dörfer zum Gebrauche ihrer Vernunft kamen, sagten die Standelegger: Wenn die Hüttler lebendigerweise nach Lehbach neigen, so brauchen wir sie auch todterweise nicht. Mit den Behörden ließ sich nichts anfangen, diese sagten, es habe zu bleiben, wie es bisher gewesen, und so sahen die beiden Ortschaften, sie müßten die Angelegenheit unter sich entscheiden. Mit Schreien und Streiten ging es nicht, das hatten sie schon erfahren; also schlug ein kluger Kopf vor, Lehbach und Standelegg sollten durch Krieg entscheiden, wie Deutschland und Frankreich entschieden hätten, nämlich tapfer miteinander raufen, und der Stärkere sei der Sieger. Aber nicht etwa so dumm, wie es die Reiche machten, wo ganze Völker aneinanderprallten und sich gegenseitig durch Mord und Brand schreckbar zugrunde richteten, sondern vielmehr so, daß jedes der beiden Dörfer einen Mann auf den Kampfplatz schicke. Die beiden hätten miteinander ohne Waffe, nur mit ihren natürlichen Gliedern und körperlichen Fähigkeiten zu ringen, und der zuerst falle, dessen Gemeinde sei die besiegte.

Das wurde abgemacht. Also hielt die Dorfgemeinde Lehbach Umschau nach ihrem stärksten Manne, und natürlich fiel die Wahl auf Karl den Großen.

„Ja, ja," sagte dieser, „wenn Ihr wollt, ich thu's schon. Will schon raufen." That aber weiter nichts desgleichen, als ob die Wahl ihn freue oder aufrege, und ganz gleichmüthig trottete er an dem bestimmten Tage auf den Kampfplatz. Siegte Karl, so gab es in der Zwischengemeinde Hüttel wie bisher lebendige Lehbacher und todte Standelegger. Siegte der von Standelegg gesandte Streiter, so sollte Hüttel fürderhin auch bei lebendigem Leibe, mit seinen Kirchgängen,

Hochzeiten, Kindstaufen und Geschäften den Standeleggern zu Eigen sein. Der Standelegger Kämpfer war ein ganz gefüger, rühriger Tischlergeselle, mit dem ein Karl Oberbergbreitebner Fangball spielt. Aber bevor die hellen Haufen der Zuschauer und Zeugen sich noch recht versammelt hatten, lag der Karl schon im Sande, der Tischlergeselle saß festgeklammert auf seiner mächtigen Brust und zündete sich eine Pfeife an.

Der Karl blieb ganz ruhig liegen und horchte gelassen dem Geschrei der Menge, die ihn verlachte und den Gegner bejubelte. Erst als Klein Christel kam, ward es anders mit ihm. Todtenblaß im Gesichte, ganz leise flüsternd befahl sie, daß er aufstehe. Also begann er mit Händen und Füßen Anstalten zu treffen, daß er sich erhebe, und schon nach drei Minuten war es so weit, daß die Kleine den Großen vor sich hertreiben konnte gegen das Straßenhäusel. Die lebendigen Hütteler waren für Lehbach verspielt, alle Schmach entlud sich über das arme Straßenhäusel und es schien kein Mittel mehr zu geben, die Ehre des Großen wieder herzustellen.

Da kam ein schwerer Winter. Der Schnee lag mannshoch in der Gegend und alle Wege waren geschlossen. Seitdem die lustigen Hütteler nicht mehr nach Lehbach kamen, ging es hier recht langweilig zu und man tröstete sich nur mit dem Gedanken, daß sie bei dem großen Schnee auch nicht nach Standelegg gehen könnten; sie waren eingemauert in ihrem Dorfe Hüttel. Es nahten die Faschingstage. Zu dieser Zeit sagte eines Tages Klein Christel zu ihrem Großen: „Karl, mach Dich auf und geh hinüber nach Hüttel. Geh heute hinüber und morgen wieder zurück."

Karl fragte nicht warum; er verzehrte eine weite Schüssel Heidenbrei, dann ging er nach Hüttel. Der Schnee reichte ihm bis an die Brust, der Karl schob sich langsam voran

und hinter ihm war eine tiefe breite Furche. Am nächsten Tage kam er wieder zurück, und hinter ihm her zog eine lange Reihe faschingslustiger Hütteler, Männlein und Weiblein, die bei dem frischgetretenen Pfad nach Lehbach eilten, um im Wirthshause zu tanzen, zu essen, zu trinken und beim Kaufmann Lebensmittel einzukaufen.

Nun erst merkten die Leute von Lehbach, was Karl der Große als Schneepflug bedeutete, und als solchen mietheten sie ihn von Klein Christel, so oft im Winter die Pfade verschneit waren zwischen Lehbach und Hüttel. Also gewöhnten die Hütteler sich neuerdings an Lehbach, sie waren wieder „lebendige Lehbacher und todte Standelegger."

Klein Christel konnte sich wieder freuen an ihrem Karl; ihr Ansehen und der Wohlstand ihres Hauses wuchs. Sie wäre in der Lage gewesen, eine junge Familie zu ernähren, allein diese war nicht da und kam nicht, und es ist jammerschade, daß weder die kleine, fleißige und kluge Christel, noch der große Karl fortgepflanzt werden. Die Zukunft könnte Beide brauchen, und zwar zusammen vermählt; mit Klugheit allein, oder mit Kraft allein läßt sich doch nicht viel machen.



Ehre.

Eine Geschichte aus unseren Tagen.

Herr Kreisrichter, ich bitte auf ein Wort!"

„Nun, nun, lieber Herr Seelader, was bringen Sie mir denn noch so spät?"

„Auf ein Wort!"

„Und so aufgeregt?"

„Es ist etwas Wichtiges. Sie werden erstaunen, Herr Kreisrichter. Ich muß bitten, daß Sie mich festnehmen lassen!"

„Aber, Seelader! Solche Späße!"

„Es ist kein Spaß. Bei Gott nicht. Sie müssen mich einsperren. Sogleich! Ich habe einen Freund ermordet. Den Johann Hallsteiner. Den Sohn der alten Hallsteiner, die heute gestorben ist."

„Was? den Johann Hallsteiner haben Sie ermordet? Aber lieber Freund, was fehlt Ihnen denn? Der Johann Hallsteiner ist ja schon seit Jahren todt."

„Ich habe ihn erschossen. Ich werde alles beweisen. Ich zeige es jetzt an. Es ist die Zeit gekommen. Herr Richter, Sie haben einen Schuldigen vor sich. Einen Mörder!"

Nun war der Kreisrichter in der That erschrocken, denn der junge Mann sah in diesem Augenblicke wirklich aus wie ein Mörder. Ganz verstört, blaß, wirr. Der Richter klingelte und befahl dem eintretenden Diener: „Schnell zum Doctor Grohbach. Er soll sofort kommen!"

„O nein, Herr Richter," sagte Seelader, „krank bin ich nicht. Ich bin ja ruhig, sehen Sie mich nur an, es ist die Wahrheit, was ich sage."

„So kommen Sie," sprach der Kreisrichter freundlich und suchte den jungen Mann am Arm zu nehmen. „Ich werde Sie in Ihre Wohnung begleiten."

„Sie sind immer gut gewesen gegen mich und sind es auch jetzt," sagte Seelader. „Aber es ist anders geworden. Ich darf nichts mehr annehmen. Ich werde diese Nacht noch in meinem Zimmer zubringen, wenn Sie mich nicht in den Arrest thun wollen, morgen jedoch zum Landesgericht gehen. Der Verantwortung wegen sollten Sie mich aber sogleich da behalten. Es wäre besser, Herr Kreisrichter!"

Unter warmem Zureden brachte dieser den jungen, aufgeregten Menschen in sein Dachzimmerchen, empfahl ihn angelegentlich der Miethfrau und schickte den Arzt.

Dann eilte er nach Hause.

„Denkt Euch, Kinder!" sagte der Kreisrichter bei dem Abendessen zu seiner Familie, ‚mein Amtsschreiber, der Seelader, ist erkrankt."

Die älteste Tochter, Fräulein Ludmilla, horchte auf.

„Und das schwer, unheimlich erkrankt," fuhr der Richter fort. „Ein Gehirnleiden. Ich muß nur erst zu Doctor Grohbach schicken, was er an ihm gefunden hat. Kommt der Arme heute Abends — eben erst vorhin — zu mir und bittet mich in höchst aufgeregter Weise, ich solle

ihn festnehmen lassen, er habe seinen Freund Hallsteiner erschossen."

Fräulein Ludmilla legte Messer und Gabel weg.

Die Frau Richterin sagte: „Du scherzest doch, Mann!"

„Ich weiß wohl, daß der Selbstmord seines Freundes ihm nahegegangen ist damals," sagte der Richter, „aber nach Jahren — es mag ja fünf oder sechs Jahre seit jener Geschichte mit dem Hallsteiner her sein — könne doch, meint man, aus diesem Grunde eine Gehirnstörung nicht mehr zum Ausbruche kommen. — Wie war das nur gleich, damals?"

„Der Postbeamte Johann Hallsteiner," sagte nun die Frau, „hatte — so viel ich mich erinnern kann — sich eine Veruntreuung zu Schulden kommen lassen und in dem Augenblick, als man ihn festnehmen wollte, sich eine Kugel durch den Kopf gejagt."

„Richtig, und ich entsinne mich, wie sein Freund Seelader, der war damals noch Student, am Grabe des Verscharrten einen lauten Schwur gethan haben soll, die Ehre des Freundes zu retten, seinen Tod zu sühnen, oder so etwas."

„Dann hast Du ihm ja zur kleinen Stelle verholfen, die er heute noch einnimmt."

„Er wird demnächst avanciren. Einen fleißigeren und gewissenhafteren Schreiber habe ich nie gehabt. Dazu ein stiller, eingezogener Mensch, bescheiden und liebenswürdig —"

Fräulein Ludmilla's Wangen blühten wie Rosen im Mai.

„Als Student soll er's ja flott getrieben haben, bis die kleine Erbschaft seiner Eltern dahin war," bemerkte die Frau Kreisrichterin. „Man glaubt nicht, wie vortheilhaft ein Mensch sich ändern kann, wenn er in das Geleise der Arbeit kommt. Und rührend war es, wie er die armen Eltern seines

unglücklichen Freundes unterstützte, sich selbst alles versagte, um von seinem geringen Gehalte die siechen, verlassenen alten Menschen zu versorgen. Als vor einigen Monaten der alte Hallsteiner starb und heute die Frau, habe ich mir gedacht: Jetzt wird der gute Seelader auch aufathmen können und seinen Gehalt für sich selber anwenden."

„Es muß ihn doch der Tod der alten Frau so sehr erschüttert haben," meinte der Kreisrichter.

„Wahrlich, ein leiblicher Sohn kann nicht besser, nicht liebreicher gegen seine Eltern sein, als der Amtsschreiber es gegen die alten Hallsteiner-Leute gewesen. Nur fällt mir jetzt ein Wort auf, das er vor einigen Tagen, als er bei uns speiste, gesagt hat. Als er hörte, daß das Befinden der Frau Hallsteiner sich verschlimmert hatte, sprach er plötzlich: Mir scheint, nun werde ich bald Feierabend bekommen."

„Am Ende ist doch etwas dahinter," meinte der Richter und begann, dieweilen er seine Pfeife stopfte und in Brand steckte, über mancherlei nachzusinnen.

Und also hatten sie zusammen sich über den jungen Mann unterhalten, der sich als Mörder gestellt hatte. Fräulein Ludmilla war völlig still dagesessen und allmählich auch recht blaß geworden. Sie hatte sich scheinbar in ihre Häkelarbeit vertieft. Auf einmal stand sie auf und ging rasch zur Thür hinaus.

Die Frau seufzte. Der Richter sagte: „Morgen Früh sogleich will ich die Geschichte untersuchen. Am Ende ist doch etwas dahinter."

* * *

Die Nacht war schlaflos vergangen. Max Seelader hatte sich sammt seinen Kleidern ins Bett gelegt. Seine

paar Sachen hatte er schon gestern in einen Sack gethan und sie nicht mehr ausgepackt. Nur eine kleine Photographie war aus der Tasche hervorgeholt und auf das Tischchen neben seinem Lager gestellt worden. Ein lieblicher Mädchenkopf, das Original haben wir schon gesehen.

Zur Stunde, als der Kreisrichter im Amte zu erscheinen pflegte, ging der junge Mann hin zu ihm und sagte: „Da Sie mir mein Recht vorenthalten wollen, so reise ich jetzt zum Landesgericht, daß ich um Strafe bitte, theurer Herr! Vor Ihre Familie darf ich nicht mehr treten. Ich danke Allen für alles Gute, ich sage Ihnen Lebewohl. Verzeihen —"

Er stockte.

„Jetzt lasse ich Sie aber nicht mehr fort, lieber Seelader," sprach der Richter, „daß bei Ihnen etwas nicht richtig ist, sehe ich nun. Setzen Sie sich zu mir und erzählen Sie mir ruhig das Anliegen, welches Sie drückt."

„Ich danke Ihnen. Aber Beichte und Freundeszuspruch können mir nicht viel nützen. Es wird besser sein, wenn auch Ihre Herren Adjuncten anwesend sind. Und der Arzt, damit sichergestellt wird, daß ich nicht geisteskrank bin."

„Sie wollen also ein förmliches Verhör. Gut, es soll geschehen."

Nach wenigen Minuten stand der junge Mann vor dem Gerichte, und nach einigen einleitenden Vorfragen begann er also zu sprechen:

„Meine Eltern waren Gewerbsleute in N., sie wollten, nachdem ich das Gymnasium absolvirt, auch mich für ihren Stand abrichten. Als sie starben, war ich frei und benutzte die Erbschaft, um in die Stadt zu gehen und zu studiren. Nicht so sehr wissensdurstig war ich, aber nach dem lustigen, ungebundenen Studentenleben plangte es mir. Und ein solches

habe ich geführt, fünf Jahre lang. Die Commerse, die Kneipen, die Mensuren und dergleichen machten mir viel Spaß, ja nahmen mein ganzes Wesen in Anspruch. Für einen wirklichen Gewinn hielt ich das Bewußtsein und das Hochhalten der Ehre, wie solches außer bei den Soldaten und Studenten in keinem Stande eigentlich entschieden und leidenschaftlich genug gepflegt wird. Ich will mich weiter darüber nicht auslassen, es ist etwas Schönes, wenn ein junger Mensch seine Ehre höher werthet, als alles auf der Welt. Schon im zweiten Jahre meiner Studentenschaft hatte ich einen Collegen aus der hiesigen Stadt kennen und achten gelernt, und bald entwickelte sich zwischen uns eine innige Freundschaft. Er war der Sohn armer Eltern, mußte freilich mehr ans Lernen denken, als ans Burschenleben, und einer Stellung zutrachten, in welcher er sich und seine Eltern ernähren konnte. Das hinderte den wackeren Johannes nicht, die Studentenideale zu hegen und zu pflegen, und besonders die Burschenehre ging ihm über alles. Auf mehreren Mensuren bewies er seinen Muth, und in einem Duelle trat er für die beleidigte Ehre eines Freundes ein. Dieser Freund war ich. Es handelte sich um nichts weiter, als um einen boshaften Spott, den ein mir mißgesinnter Bursche in meiner Abwesenheit mir angethan. Johannes forderte ihn auf Pistolen. Am zerrissenen Kinnbacken trug er zeitlebens ein Merkmal seiner tapferen Freundschaft. Natürlich schloß uns dieser Handel noch enger und unzertrennlicher aneinander und ich schwor ihm, über seine Ehre ebenso zu wachen, als er über die meinige gewacht und als ich über meine eigene wachen kann. Und sollten wir vom Schicksal einmal voneinander getrennt werden, und sollten wir in was immer für eine Lage versetzt werden, unsere gegenseitige Ehre wollten wir behüten wie

unser Leben, ja unendlichmal muthiger und glühender, als unser Leben. — Was sonst an Studentenangelegenheiten, Ehrensachen und Freundschaftsbeweisen war, kann übergangen werden. Ich weiß, was hier zu erzählen ist. Johannes hatte seine Studien vollendet und erhielt eine Anstellung als Postbeamter. Trotzdem brach er nicht mit den lustigen Kreisen, in welchen er sich früher bewegte, ja, er erschloß sich noch neue. Man hielt ihn auch fest in denselben, denn er war ein heiterer, angenehmer Gesellschafter, und nach den langweiligen und verantwortlichen Stunden in der Amtsstube hatte er Zerstreuung nöthiger als je. Es gab kleine Gelage mit Minnescherzen, mit Glücksspiel und anderen Lustbarkeiten. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und es fiel mir auf, daß er häufig in später Nacht nach Hause kam. Einmal habe ich ihm etwas darüber gesagt, er antwortete, daß weder seine Berufs- noch seine Kindespflichten darunter Schaden litten, wie ich auch thatsächlich nie eine Klage über ihn hörte und wie ich auch wußte, daß seine alten mühseligen Eltern, die damals auf dem Lande lebten, in ihrem Johannes den Ernährer und Beschützer anbeteten. Also ging es eine Weile, und plötzlich war das Verhängniß da."

Seelader unterbrach sich und trocknete mit dem Taschentuche seine Stirn.

Nach einer Weile sagte der Richter: „Nun, erzählen Sie weiter."

„Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt," so fuhr der junge Mann fort zu sprechen, „daß mein Freund Johannes einen kleinen, scharfgeladenen Revolver bei sich trug. — Wozu denn so etwas? fragte ich ihn einmal. — Man kann nicht wissen, antwortete er, ob man nicht plötzlich in die Lage kommt, seine Ehre zu retten. — Das war mir dunkel.

Ich hielt es im Scherze gesprochen und dachte: er hat amtlich mit Geldsachen zu thun, es kann ja eine Waffe vorgeschrieben sein. Im Ganzen gefiel mir aber an Johannes etwas nicht mehr so recht, und ich konnte mir doch keine Rechenschaft darüber geben, was eigentlich an ihm unangenehm, oder vielmehr unheimlich war. Bei Allen, die ihn kannten, stand er in hoher Achtung und von Jedem, der mit ihm umging, ward er geschätzt als guter Kamerad. — Und nun kam diese Nacht."

„Wünschen Sie vielleicht ein Glas Wasser?" unterbrach einer der Adjuncten den Erzähler, weil dieser erregt zu sein schien.

„Ich weiß wohl, was ich thue," fuhr Seelader fort. „Mit dem, was ich jetzt zu bekennen habe, vernichte ich mich. Und das will ich auch, darum stehe ich da. — Sie sehen, ich bin nicht aufgeregt, bin meiner Sinne vollkommen mächtig und es wird sich leicht weisen, daß jedes Wort, was ich spreche, richtig ist. So etwas merkt man sich ganz genau. — Es war in der Nacht vom elften bis zwölften Februar 1885. Johannes war wieder spät nach Hause gekommen und schlief sehr fest. Ich schlief nicht so fest und hörte es sogleich, wie Jemand an unsere Thür klopfte. Da es wiederholt pochte, so stand ich auf, nachzusehen, was es gäbe. Vor der Thür stand der Hausherr in flüchtig übergeworfenem Mantel und theilte mir flüsternd mit, daß er Auftrag habe, den Herrn Johannes Hallsteiner zu wecken. Es scheine etwas Besonderes dran zu sein, im Vorsaal sei ein Gerichtsbeamter und auf der Treppe stünden zwei Gendarmen. — Fast zu Tode erschrak ich und dann dachte ich: Was erschrickst Du denn? Ein Irrthum liegt vor, den wollen wir gleich aufklären. Doch als ich draußen mit dem

Gerichtsbeamten redete und den Verhaftsbefehl sah, gab's keine Ausflucht mehr und ich machte mich erbötig, den Gesuchten zu wecken und vorzubereiten, ohne daß mir auch nur eine Ahnung dämmerte, um was es sich handeln könne. Ihn im Schlafe überfallen, das würden sie doch nicht wollen. Als der Beamte vom Hausherrn sich die Versicherung geben ließ, daß die Fenster unseres Zimmers vergittert wären und auch sonst eine Möglichkeit des Entkommens nicht denkbar sei, durfte ich ins Zimmer zurücktreten. Die Thüre hinter mir legte ich ins Schloß, zündete Licht an und weckte den Freund. — Johannes, sagte ich, Du sollst aufstehen, es fragt Jemand nach Dir. Er war sonst Keiner von Denen, die sich schnell aus dem Schlafe aufzuraffen vermögen, aber jetzt schießt er empor, und wie ich ihm die Art des nächtlichen Besuches andeute, wird er todtenblaß. — Johannes, um des Himmelswillen, was ist das? frage ich. — Du siehst es ja, antwortet er ganz heiser. Hierauf stürzt er in den Winkel hinter meinen Schrank, reißt etwas aus der Tasche seines Rockes, kauert sich nieder, wimmert, wehrt mit der Hand mich, den Hinzueilenden, ab und schleudert endlich den Revolver von sich. Ich hebe die Waffe auf und sage heftig: Was hast Du gethan? — Er fällt mir um den Hals: Hilf mir, Freund, es ist alles aus. Schulden, Spielschulden. Meine Ehre! Die Ehre mußte ich retten. Geld unterschlagen. — Ohnmächtig muß ich geworden sein in demselben Augenblicke, denn als ich mich finde, ist er angezogen und macht sich bereit. An der Thür pocht es ungeduldig. — Noch einen Augenblick, bitte ich! ist mein Ruf, dann zum Freunde: Johannes, so gehst Du nicht fort. In dieser Begleitung nicht! — Dann rette mich, sagt er und blickt hilfesuchend um sich. — Du hast in Deinem Amte Geld veruntreut?

sage ich und es kocht in mir, wild, rasend wild ein unbeschreiblicher Aufruhr, da, das ist Deine Rettung! und drücke ihm den Revolver in die Hand. Er schaudert zurück und lacht hohl auf: das habe ich ja auch so gemeint. Seit einem Jahr trage ich ihn bei mir in der Tasche. Wenn's zum äußersten kommt, einen Fingerdruck. Und jetzt, jetzt fehlt mir der Muth! Oh, zertritt mich, die feige Bestie, speie mich an! Auf den Schuß habe ich gerechnet, für den schlimmsten Fall, mitten in Lust und Freuden habe ich auf den Schuß gerechnet, und jetzt fehlt mir dazu der Muth! hast Du ein solches Scheusal schon gesehen? — Als er so ruft, mir geht's durch Mark und Bein. Schreck, Zorn, Mitleid gräbt in mir. Ich presse seine Faust zusammen, daß ihm die Waffe nicht entfallen kann. Bebend an allen Gliedern, schluchzend bitte ich ihn: Freund, geliebter, einziger Freund, verlasse Dich selber nicht zu dieser Stunde. Sühne Deine Schuld, rette Deine Ehre, ich beschwöre Dich! Du kannst nicht mehr weiterleben, Du kannst nicht, Johannes, Du bist ehrlos, verflucht, verloren! Rette Dich! Nur einen Funken Wille, nur einen Funken! Schließe die Augen, denke nichts, denke, es ist ein Traum, drücke los! Du mußt, Johannes, Du mußt! — Ich kann nicht! stöhnt er. O Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! — Draußen machen sie bereits Anstalt die Thür einzubrechen. Mein einziger, mein liebster Mensch! flehe ich, bei Allem, was uns heilig war auf dieser Welt, laß Dich nicht forttreiben wie einen gemeinen Dieb. Mach ein Ende! Ich zwinge Dich! — Er will den Revolver auf den Boden fallen lassen, ich drücke ihn zurück in seine Hand, will die Mündung gegen ihn wenden, seinen Finger krümmen auf den Hahn — wir ringen, die Thür kracht unter dem Zwängeisen. Wir ringen heiß, da knallt der Schuß, und

Johannes sinkt zu Boden. — Die Ehre ist gerettet! Ich habe mein Wort gehalten! das ist mein Gedanke, denn ich — ich habe losgedrückt! Ich habe ihn erschossen. Die Kugel drang unter dem Kiefer hinein nahe an der Narbe, die er bei jenem Duell meinetwegen davongetragen. Kaum es geschehen ist, stürzen sie zur zertrümmerten Thür herein. — Zu spät, sage ich, er hat sich erschossen! Ich habe vergebens mit ihm gerungen um den Revolver. — Dann haben sie ihn in die Todtenkammer getragen. — Und ich, wie ich allein bin und vor mir die Blutlache sehe, da schreit es plötzlich in mir: Was hast Du gethan? der Ehre wegen ein Mörder, ein Lügner geworden! Welcher Ehre wegen! Sage, verdammter Wicht, was entehrt denn? Entehrt das Stehlen anvertrauter Gelder, oder entehrt erst der Gendarm? Nicht was Dein Gewissen sagt, ist die Hauptsache, sondern was die Leute sagen! Von solcher Art ist die „Ehre", der Du bisher alles geopfert hast, Deine Zeit, Dein Studium, Deine Begeisterung, Deinen Freund, Deine Seele. — Also rief es in mir, aber dieser Ehrbegriff, dieser verfluchte Ehrgeiz war noch nicht todt in mir, er rang mit meinem Gewissen, wie ich vorher mit dem Freunde gerungen. Du mußt Dich als seinen Mörder nennen und Deine Strafe leiden, mahnte das Gewissen. — O Schande! Schande! rief der Ehrgeiz, ein Meuchelmörder, ein Lügner, ein Schurke zu sein! — Höllische Pein litt ich in jenen Tagen. Dann ward mein Freund von Professoren zerschnitten, daß sie die Ursache seiner That fänden. In einer Anwandlung von Geistesverwirrung, sagten sie. Dann ward mein Freund hinausgetragen hinter das Lazareth und unter der Mauer eingescharrt. Als ich seine alten, nun ganz verlassenen Eltern sah, und wie die Mutter an seiner Grube ohnmächtig zusammensank und sein Vater

an der Krücke und mit schneeweißem Haar fast stumpfsinnig auf den Sarg starrte, da wußte ich, was zu thun war. Ein Ausgleich wurde geschlossen zwischen meinem Ehrbegriff und meinem Gewissen. Zur Stunde faßte ich den Entschluß, mich nicht anzuzeigen, sondern mein Leben und Streben Denen zu widmen, welchen ich den einzigen Sohn geraubt habe. Und erst wenn sie gestorben sein werden und meiner nicht mehr bedürfen, dann will ich hingehen und mich dem Gerichte stellen. Also schwur ich es, und das auszuführen war nun meine Ehrensache. Es war das eine andere Ehre und ein anderer Ehrgeiz, mein Gewissen war damit einverstanden. Mein kleines Vermögen war erschöpft, den letzten Rest schickte ich den Eltern meines Freundes. Ohne mein Studium vollendet zu haben, trachtete ich nach einer Stellung, um Brot zu erwerben. Endlich bekam ich die Schreiberstelle hier beim Kreisgerichtsamte, und da ich nebenbei in freien Stunden jüngeren Schülern Unterricht gab, so ward es mir möglich, außer für meine persönlichen Bedürfnisse, die ja nicht groß sind, für das Greisenpaar zu sorgen. Unerträglich war es mir, wenn ich gelobt wurde deswegen, daß meine Treue zum unglücklichen Freunde so groß wäre. Es war, als ob man einen am Galgen Baumelnden lobte, daß er es so hoch gebracht habe. — Seine Eltern selbst lebten stumpfsinnig und freudlos dahin und nahmen das, was ich ihnen geben konnte, wie der Bettler ein Almosen nimmt, als das, was es ja auch ist, als etwas Selbstverständliches. Mein Gewissen war nie zur Ruhe gekommen und nur wenn ich darbte, um den alten Leuten um so mehr schicken zu können, wurde es für den Augenblick milder gestimmt. Trost gab mir der Himmel auch an guten Menschen, die er mich finden ließ, und es waren Anzeichen vorhanden, daß ich einmal glücklich,

sehr glücklich werden könnte. Aber ich durfte das Glück nicht annehmen. Es war Ehrensache, ich durfte es nicht annehmen. So unausstehlich, so häßlich war ich mir geworden, daß ich willig die Buße trug, um mich mit mir zu versöhnen, um mich einst selbst wieder achten zu können. Nach fremder Achtung, nach fremder Leute Meinung über mich hörte ich nicht mehr aus, für solche Ehre bin ich unempfindlich geworden. — Das alles sage ich zu meiner Vertheidigung, damit man sehe, wie es mir Ernst war. — Nun sind die zwei alten Leute gestorben. Ich habe keine Verpflichtung mehr. Und nun ist es an der Zeit, meine That einzubekennen und mich dem Urtheile der Gerechtigkeit zu übergeben."

Max Seelader schwieg.

Die Richter blickten einander an. Ein solcher Fall war ihnen noch nicht vorgekommen. Zum Glücke brauchten sie darüber nicht abzuurtheilen. Feucht waren des alten Kreisrichters Augen, als er aufstand, dem jungen, jetzt auf seinem Platze schier zusammengeknickten Menschen die Hand auf die Achsel legte und sprach: „Haben Sie noch etwas zu bestellen, so thun Sie es. Ich will dann mit Ihnen zum Landesgerichte fahren. Ihre Geschichte gehört vor die Geschwornen."

Also hatte Einer aus mißverstandener Ehrbegier seine Ehre verloren und also rang er heiß, um durch Buße und Aufopferung die wahre Menschenehre zu gewinnen, die wir Alle haben müssen, wenn wir starkmüthig sein und im Herzen Frieden haben wollen.

Ueber Max Seelader findet demnächst im Landesgerichte die Hauptverhandlung statt. Lieber Leser, solltest Du dabei einer der Geschworenen sein — welches Urtheil würdest Du fällen?

Lieb' läßt sich nicht lumpen.

Eine Erzählung.

Auf dem vornehmen Oceandampfer „Poseidon" befanden sich zwei Auswanderer, welche die Aufmerksamkeit der übrigen Reisenden erregten. Eine anmuthige, etwa vierunddreißigjährige Frau und ein schöner junger Mensch. Ein Ehepaar oder Geschwister konnten sie kaum sein, dafür war das dunkle Auge, mit welchem die Frau manchmal auf ihn blickte, viel zu unstet, zu gewitterhaft, und dafür war das Wesen des jungen Mannes manchmal zu befangen, manchmal zu kühn sich geberdend — ein zu seltsames Gemisch von Schüchternheit und Trotz. Als der „Poseidon" von der deutschen Küste gegen den Westen abgedampft war, hatte die Frau heftig geweint, hatte der Jüngling seine Hand auf ihre Schulter gelegt, bis sie plötzlich ihre beiden Arme um seinen Nacken schlang und ihn küßte. — Hatten diese Beiden freiwillig der Heimat entsagt? Waren sie aus zwingenden Gründen ausgezogen? Oder hatten sie sich sonstwie verfahren in der Alten Welt und steuerten nun der Neuen zu, um in ihr einen frischen Lebenslauf zu versuchen? — Also fragten

die Mitreisenden sich. Doch das Paar that nichts, zeigte nichts, was Antwort geben konnte.

Eine solche Ausfahrt hatte Frau Johanna von Martenstein wohl kaum gedacht an jenem Tage, als sie mit zwei Rappen vom Kirchhofe zurückfuhr — eine Witwe von einundzwanzig Lenzen. Damals war ihr sonst lebensfreudiges Herz zugedeckt mit so schwerem Leide, daß ihr die ganze Welt wie ein Todtenhaus erschien, in dessen Gewölbe die Sonne als trübe Ampel hing. Damals war ihr unmöglich zu denken, daß in ihrer schmerzerfüllten Brust jemals noch ein irdisches Begehren wach werden könnte. Von Natur religiösen Gemüthes und religiös erzogen, hatte sie sich damals vorgenommen, den Mitmenschen von nun an lauter Gutes zu erweisen, zuvörderst Gutes solcher Art, daß es ihnen nicht so sehr für diese, als vielmehr für jene Welt zunutze kommen konnte. Und sie hatte sich vorgenommen, ganz nur noch dem Ewigen zu leben, von Stufe zu Stufe emporzusteigen in jenes Reich, in welchem dem so früh Verlorenen sie wieder zu begegnen hoffte.

Denn wie namenlos nichtig ist ein Leben, wo selbst die Glücklichsten ungeheurem Leide zur Beute werden müssen! War Johanna von Martenstein, das blendend schöne, heitere Fräulein, auf dem reichen Wohnsitze ihrer Väter nicht beneidenswerth gewesen? War ihre Liebe zu Oswald von Siegenberg, dem herrlichen Manne, nicht so, daß sie selbst manchmal schauerte vor der Gewalt dieser Seligkeit? Ein Jahr währte es, ein ganzes Jahr und drei Tage — nicht länger. Im fröhlichen Treiben eines Schützenfestes ward er durch ein zufällig sich entladendes Schießgewehr getödtet. O gleißendes Geschick mit deinem „Zufällig!" Da doch das darauf Kommende so folgerichtig ist, berechnet auf ein einsames Menschendasein voll grenzenloser Trauer!

An jenem Tage, als Frau Johanna vom Kirchhofe heimfuhr gegen ihr Bergschloß, scheuten im Dorfe vor einem Dörcherkarren die Pferde und traten eines der halbnackt umherlaufenden Kinder zu Boden. Als das Gespann wieder stillstand, ließ Frau Johanna das verletzte Knäblein zu sich in den Wagen heben und bei den Dörcherleuten nachfragen, ob dasselbe ihnen gehöre, und was sie in diesem Falle verlangten an Vergütung.

Das Haupt der fahrenden Bettlerfamilie, ein struppiger, von Branntwein riechender Mann, kroch aus dem Blachenkobel hervor und erklärte rülpsend, an Vergütung erbäten sie drei Silbergulden oder fünf, oder so viel, als der gute Wille wäre; den Jungen aber möge die hohe Frau nur behalten, sie hätten noch genug solchen Gezüchtes.

Frau von Martenstein sah in dieser Begegnung einen Wink des Himmels, den Knaben zu sich zu nehmen, ihn aus Liebe zu ihrem Gatten zu pflegen, gottselig zu erziehen, ihn gleichsam als Seelenopfer zu bestimmen für den Frieden des so plötzlich Verblichenen. Sie zahlte also an die Dörcherfamilie der Silbergulden zehnmal fünf, mit der Bedingung aber, daß dieselbe auf den Knaben keinerlei Ansprüche mehr mache, ganz als wäre er gestorben und begraben. Bei solchem Handel hatten beide Theile gewonnen. Die Bettlerleute waren ein lästiges Kind los, und wer einen Blick in das Nest unter der Karrenblache gethan hätte, der würde gesehen haben, daß vielfacher und mannigfacher Ersatz vorhanden war. Das Lebendigbegrabenwerden eines solchen Würmleins im vornehmen Herrschaftswagen konnte der sonnengebräunten Mutter also nicht viele Thränen entlocken. Frau Johanna vergaß ob des hübschen Knaben, der nach Stillung des Blutes und nach einigem Wimmern neben ihr auf blauem Sammtkissen

schlummerte, ein wenig ihres Geschickes, und sie nahm sich zu solcher Stunde heilig vor, aus diesem armen Kinde eine Ehre Gottes zu machen.

Am allermeisten gewann bei dem Geschäfte der kleine Konrad selbst, der das fahrende Dörcherdach vertauschte um eine feste Ritterburg, deren Ahnenreihe sich sachte ausgemündet hatte in das rothe Meer des bürgerlichen Geblütes, also daß der Stromerknabe kein allzu fremder Eindringling war auf dem vielthürmigen Schlosse. Der herbeigerufene Arzt hatte die Verletzung am Arme als eine ungefährliche bezeichnet, und so geschah es, daß der Knabe Konrad unter gutem Zeichen einzog durch das hohe Thor, aus welchem sie zwei Stunden früher den todten Herrn davongetragen hatten.

Frau Johanna von Martenstein legte ihr Trauergewand nicht mehr ab. Ob unter diesem schwarzen Winter das junge Herz nicht noch einmal zu blühen anfängt, das muß die Folge zeigen.

Der Knabe hatte in einem rückseitigen Theile des Schlosses sein Stübchen und seine Wärterin bekommen, und wurde vorbereitet für die Schule, zu der er denn auch bald hinabtrippelte in das Dorf. Täglich ein paarmal sah ihn die Frau, sie gewöhnte sich an den aufgeweckten Burschen, er speiste mit ihr an demselben Tische, und damit sie ihn persönlich überwachen konnte, ließ sie ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmerchen herrichten, in welchem er spielen und lernen konnte. Die Schule war mit ihm zufrieden, und als sie im Dorfe nach vier Jahren zurückgelegt war, sprach Frau von Martenstein eines Tages bei dem alten Pfarrer des Sprengels vor, theilte ihm ihre Absicht mit, den Jungen in das lateinische Studium einführen und zum Priester ausbilden zu lassen. Der Pfarrer lobte diese Absicht, bestärkte sie in derselben

und versprach, die nöthigen Schritte einleiten zu wollen. Also geschah es, daß Konrad nach fünfjähriger Schloßherrlichkeit in ein bischöfliches Seminar kam und dort anfing, alle Wissenschaften zu betreiben, allen Betrachtungen obzuliegen, die den menschlichen Geist allmählich in Gegensatz bringen zu den menschlichen Sinnen, die ihn entweder sachte und ruhig, oder unter schweren Krämpfen ablösen von dem Weltlichen und ihn ganz in den Bereich des Gedanklichen und Uebersinnlichen hinüberspielen. Daß heranwachsende Knaben während und trotz solcher Studien naturgemäß so recht in das blühende, gährende Leben hineinranken, wird nicht beachtet.

Wenn Konrad zu den Vacanzen heimkam, ward es allemal lebendiger und frischer auf Martenstein, und die junge Frau im schwarzen Gewand hatte manche Freude. Sie nahm sich stets vor, strenge zu sein gegen den munteren Knaben, denn im Buche stand geschrieben: „Das Himmelreich leidet Gewalt!" Aber wenn Konrad in dem großen verwilderten Baumgarten auf die lustigste Weise umherregierte, die Wildtauben jagte, aus dem Bache mit der Hand Forellen fing, auf den Bäumen mit Eichhörnchen um die Wette kletterte und anstatt eines vollbrachten Lateinpensums lebendige Vöglein, die er selbst gefangen, nach Hause brachte, da beobachtete sie ihn oft heimlich mit Vergnügen und vergaß der Strenge. Und wenn er im großen Teiche schwamm und oft minutenlang unter den Wellen blieb, da bangte ihr um ihn, bis sein Haupt wieder frank und frei aus dem Wasser hervorstand. Sie faltete die Hände in ihrem Schoß und dachte: Es wird ein schöner Bräutigam der heiligen Kirche!

Wenn er endlich wieder fortgezogen war in die ferne Stadt, da empfand Frau Johanna ihre Einsamkeit doppelt,

und sie zählte die Monate, die Wochen, die Tage, die Stunden endlich, bis er wiederkehrte. Aber ganz so, wie er fortgezogen, kam Konrad nie zurück; war es, daß er schlanker geworden, war es, daß seine Knabenstimme einen tieferen Ton angenommen, war es, daß an der Oberlippe und unter den Ohrläppchen junger Bartanflug schattete, war es, daß sein Wesen ebenmäßiger, ernster erschien — mit jedem Jahre kam er anders heim, als er fortgezogen.

Und eines Morgens, als Konrad in die Laube trat, wo sie zu frühstücken pflegten, und ihr den Morgenkuß darbrachte, zuerst auf die Hand und dann auf den Mund, fiel dieser Kuß so aus, daß Frau Johanna zuerst betroffen zu ihm aufblickte und dann mit kühlen Worten befahl: diese Formalitäten hätten von nun an aufzuhören, er möge seiner Ehrerbietung für sie stets nur in strenger Pflichterfüllung Ausdruck verleihen.

Konrad erröthete, dann setzte er sich ihr gegenüber und nahm schweigend sein Morgenbrot ein. Er konnte freilich nichts dafür, daß aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, und daß die Dankbarkeit, welche er für seine Gönnerin empfand, in Zuneigung sich verwandelt hatte. Der Schloßfrau war nicht wohl zumuthe, sie sah plötzlich, daß ein Gefühl, welches ihr bisher die einzige Labe ihres freudlosen Lebens gewesen, zur Gefahr sich steigerte. Noch an demselben Tage mußte Konrad übersiedeln in den entlegensten Tract des Schlosses, wo ihm zwei Zimmer auf das sorgfältigste eingerichtet wurden. Damit gab Frau Johanna sich aber nicht zufrieden, denn sie sah, daß er sich beengt und befangen fühlte. Um den Rest der Vacanzen — es waren die letzten vor der Priesterweihe — dem jungen Manne nicht gar zu verkümmern, unternahm sie eine Reise nach einem entfernten

Wallfahrtsorte, bei deren Rückkehr sie den Studenten nicht mehr auf dem Schlosse zu treffen hoffte. Aber was sie hoffte, das fürchtete sie, und was sie fürchtete, traf ein. Konrad war bereits abgereist in das geistliche Institut und hatte ein Schreiben zurückgelassen, in welchem er dankte für alle Wohlthaten, in welchem er versprach, täglich, so lange er lebe, am Altare für sie zu beten, und in welchem er von ihr Abschied nahm. Daß die Zeilen nur geschrieben worden waren, um alles zu verschweigen, zu verhüllen, was in dem leidenschaftlichen Herzen des jungen Mannes vorging — Frau Johanna müßte kein Frauenherz gehabt haben, um es nicht ein wenig zu ahnen. Die Verstellungskunst hatte Konrad auf dem Seminar wohl gelernt, allein daß er sie so sehr zu seinem eigenen Nachtheile anwenden mußte, das war nicht nach seinem Sinne.

Das Herz der Schloßfrau Johanna war nun erwacht. Zornig schrieb sie an den Jüngling, er sei undankbar, daß er solchergestalt fortlaufen könne. Und in einem heftigen Schreiben an das Institut verlangte sie den Theologen. Er eigne sich nicht zum Priester, er habe aus eigenem Antriebe diesen Stand nicht gewählt, habe nur aus Pflichtgefühl die ihm unbesonnen vorgeschlagene Laufbahn betreten, auf der er bald pflichtvergessen und unglücklich werden müßte. Sie rufe ihn daher zurück und wolle ihn für einen praktischen Beruf ausbilden lassen. — Als die Briefe abgesandt waren, erschrak sie. Was soll das werden? Wohin soll das führen? fragte sie sich selbst. Gieb Gott, was Gottes ist! — Das Institut antwortete nicht anders, als daß der Tag bekannt gegeben ward, an welchem Konrad seine erste Messe lesen werde. Frau Johanna athmete fast auf nach schwülem Drucke. In einem heißen Gebete hatte sie des Himmels Beistand an-

gerufen gegen die Macht der Versuchung, und es gelang ihr, ein Bruchstück ihrer Standhaftigkeit wieder zurückzuerobern. — Es ist vorbei, also beredete sie sich selbst, die Zeit meiner Liebe liegt weit hinter mir. Ich habe nur noch einen Weg: dem Himmel zu.

Die erste Messe sollte Konrad in der Dorfkirche lesen, zu welcher Martenstein eingepfarrt war. Zu diesem Festtage rüstete sich die ganze Gegend, das Dorf und auch das Schloß. Doch hatte Frau Johanna den alten Dorfpfarrer ersucht, daß Konrad während seiner Anwesenheit im Pfarrhofe wohnen dürfe. Diesen Wunsch hörte der alte Herr mit einigem Befremden, sagte ihn aber gerne zu. Am Vorabende des Festes erschien Konrad. Er war im Gewande des Priesters, allein in dem schwarzen Talare war sein schönes Angesicht noch blasser, sein Auge noch thauiger, neben der Tonsur kräuselte sein braunes Haar noch reicher und lockender. Als er hörte, daß seine Wohnung im Pfarrhofe war, stutzte er. Noch am dunkelnden Abende ging er zum Schlosse hinauf und fand Frau Johanna im Baumgarten einsam an einem Tische sitzend, in ihrer Hand einen frisch geflochtenen Kranz aus weißen Rosen.

„Mutter," sagte er, ohne anders zu grüßen, „ich muß Dich schwer beleidigt haben, daß Du mich verstoßen hast!" Er fiel vor ihr auf die Knie, und sein ganzer Körper bebte in Schluchzen.

„Konrad!" rief sie, der Schrei war gellend, sie beugte sich, suchte ihn aufzurichten. Er haschte nach ihrer Hand und drückte diese heftig an seinen Mund.

„Kind!" sagte sie und entzog ihm die Hand rasch, fast zornig. „Du bist ja mein Kind!" hauchte sie, riß ihn mit beiden Armen an sich, bedeckte seine Stirn, seine Augen,

seinen Mund mit Küssen. — Frau von Martenstein! — Frau Johanna von Martenstein! Küßt so eine Mutter? Ja wohl, er war festgeschmiegt an das schöne Weib, wie der Säugling sich festschmiegt an die Mutterbrust ... Aus dem Thale klangen die Kirchenglocken, da schleuderte Frau Johanna ihn mit einem Fluche von sich, und ehrfurchtsgebietend wie eine Siegerin schritt sie dahin unter den Bäumen. In der darauffolgenden Nacht schloß sie kein Auge. Ihr Herz blutete und blutete, sie wimmerte unter der Last des einsamen, freudlosen Lebens, sie wollte beten um Kraft, um Ergebung, aber ihr Gebet rief: Lieben oder sterben!

Am nächsten Tage, als Konrad, angethan mit prunkendem Ornat, am reichgeschmückten Altare stand, auf dem Haupte eine Krone aus weißen Rosen, umgeben, bedient von einer Priesterschaar, umklungen, umjubelt von Musik, wie ein Heiliger verehrt von der versammelten Menschenmenge, da saß Frau Johanna in ihrem Kirchenstuhl, und geruhigt dankte sie Gott, daß rein das Opfer am Altare stand. Konrad war anzusehen wie eine aufrechtstehende Leiche, so fahl war sein Angesicht, so seelenlos seine Bewegung, so erloschen sein Auge.

Bei der Abreise Konrad's war Frau von Martenstein gefaßt, beinahe heiter. Seine Züge blieben blaß und kalt, als wären sie zu Marmor geworden seit zwei Tagen. Kein heller Blick, kein warmes Wort mehr, ernst und still fuhr er davon und der Stadt zu, in welchem das Priesterhaus stand.

Frau Johanna hatte sich sehr getäuscht mit ihrer Siegesfreudigkeit. Als alles vorüber war, und wieder der Alltag herrschte auf Martenstein, als sie sich vorstellte, daß das nun in unabsehbaren Zeiten so bleiben müsse, daß nie mehr ein lieber Mensch das Schloß, den Baumgarten beleben würde, da krampfte es in ihrem Herzen wie höllische Pein.

Und in den Nächten kam es über sie wie Anklage, wie Vorwurf — eine herbe Gewissensqual. Mit welchem Rechte hatte sie den Knaben aus der Armuth gerissen, um ihn ins Elend eines Standes zu verbannen, zu dem er nicht geboren ist, wo er kein Glück finden kann? Das fahrende Leben von handwerkenden, bettelnden Dörchersleuten, ist es nicht besser als ein Lebendigbegrabensein in der Soutane? Wie liebesdurstig er ist! Etwas, das nicht ihr Eigenthum war, hat sie sich angeeignet, um es dem Vortheil ihres Seelenfriedens zu opfern. Und nun muß sie etwas, das ihr Eigenthum ist, hingeben und hinwelken sehen. Ihren Bräutigam hat sie der Kirche überantwortet, einer Braut, die ihren Gespons zur himmlischen Seligkeit erhebt oder schon auf Erden verdammt macht. — So deutlich hatte Frau Johanna noch nie gesehen, als jetzt, da es zu spät war.

Zu spät? Wann ist's zu spät? Er lebt noch, sie kann ihren Irrthum noch sühnen, ihm noch Genugthuung geben ... Das wäre die Stimme des Gewissens, meinte sie, es war aber die Stimme der Leidenschaft. Wie man auch tüfteln und deuteln mag, das Herz will seine Rechte, und Lieb' läßt sich nicht lumpen.

Und eines Tages besuchte Frau von Martenstein wieder einmal den alten Pfarrer ihres Ortes, um ihn zu fragen, ob das landwirthschaftliche Erträgniß des Jahres auf seinen Feldern wohl für die Bedürfnisse reiche, oder ob sie ihm mit etwas beispringen dürfe. Der Greis dankte, was er habe, das genüge reichlich für seinen Bedarf. Hierauf brachte die Schloßfrau Folgendes vor: Sie werde von Tag zu Tag älter, es falle ihr manchmal beschwerlich, zur Pfarrkirche herabzusteigen, besonders zur Winterszeit. Also beabsichtige sie, die alte Schloßkapelle wieder in Stand setzen zu lassen,

der Altarstein besitze urkundlich ohnehin die vorgeschriebenen Weihen, und so wolle sie täglich die heilige Messe im Schlosse lesen lassen.

„Wie alt seid Ihr denn?" fragte hierauf der Pfarrer.

„Wohl schon ziemlich in den Dreißigern," antwortete Frau Johanna.

„Und weil Ihr, die ziemlich in den Dreißigern stehende Frau, nicht herabgehen könnet zur Pfarrkirche, soll ich, der ziemlich in den Achtzigern stehende Mann, täglich zu Euch hinaufsteigen, um die Messe zu lesen?" fragte der Greis.

„Das könnte kein Christenmensch begehren," antwortete die Frau von Martenstein, „natürlich muß ich mir selbst einen Schloßkaplan halten. Und in dieser Angelegenheit wollte ich um Eurer Hochwürden Vermittelung gebeten haben. Ich dachte nämlich an Konrad, der, so viel ich weiß, noch keinen Seelsorgerposten hat, und der mit mir ohnehin in verwandtschaftlichem Verhältnisse steht."

Auf solche Eröffnung versetzte der Pfarrer: „Frau, warum habt Ihr es nicht früher gesagt, daß Ihr mit dem jungen Manne zusammen leben wollet? Jetzt ist es zu spät, er hat die Weihen des katholischen Priesters, und Ihr wisset, was das heißt."

Frau Johanna stutzte, als sie ihre Gedanken also errathen sah; zwar stellte sie sich anfangs höchst überrascht wegen solcher „die gute Absicht gröblich mißkennender Deutung", machte eine schlaue Schwenkung und sagte, es müsse ja nicht gerade Konrad sein, er sei ihr nur eingefallen, sie wolle sich für einen älteren Herrn entscheiden, damit böse Zungen kein Aergerniß fänden. Allein den alten Herzenskenner täuschte sie nicht. Es war ihm ja schon früher die Neigung nicht ganz verborgen geblieben, die in dem jungen Priester für seine

Gönnerin keimte; und gerade seine plötzliche Kälte und Versunkenheit machte ihn nachdenklich. Der alte Pfarrer, in der Absicht, Schlimmes zu verhüten, schrieb an das Consistorium und sprach diesem die Meinung aus, daß es bei dem schwärmerischen Temperamente Konrad's, bei seiner weltmännischen Befähigung und der unternehmenden Thätigkeit desselben gerathen sein dürfte, den jungen Priester nicht in eine ruhige Seelsorge seiner Heimatsgegend zu setzen, sondern diese schätzbaren Eigenschaften vielmehr auszunützen etwa für Bekehrungsmissionen bei fremden Völkern. Mehr sagte der Alte nicht, das Consistorium verstand ihn vollkommen.

Mittlerweile hatte Frau Johanna auf Mittel und Wege gesonnen, Konrad wenigstens als Leutpriester auf eine der Pfarreien zu bekommen, über welche sie vermöge alter Schloßrechte das Patronat inne hatte. Es war ihr unmöglich zu denken, daß sie fürder dem lieben Menschen fern sein sollte. In einer Nacht träumte ihr, daß eine Stimme rief: Johanna, wozu verlangest du dir den jungen Priester? zum Beichten oder zum Sündigen? — Noch im Halbschlaf rief sie laut: Er ist mein Herzensfreund!

Also waren seit dem Fest der ersten Messe an sechs Monate verflossen, da erhielt Frau Johanna ein Schreiben folgenden Inhaltes:

„Theure Mutter!

Im Rathe der göttlichen Vorsehung ist es bestimmt, daß Menschen, die sich allzulieb haben, weit auseinander müssen. Du kannst Dich verstellen, wie Du willst, ich weiß, daß Du mich liebst. Aber wir sehen uns nicht mehr auf dieser Welt. Ueber mich ist beschlossen worden, daß ich nach Ostindien reisen muß als Missionär. Heiden

bekehren, ohne selbst bekehrt zu sein. Ich bin kein Mensch mehr, sondern ein willenloses Werkzeug, es ist alles aus, in zwei Tagen reisen wir, unser sieben, mit dem Orientzuge ab. Anders hätte es kommen können. Wie gut Du es mit mir gemeint hast! Habe Dank, Du in Ewigkeit meine Lieb' und Pein. Gedenke, dieses Leben ist bald vorbei. Vielleicht in jenem Dein Konrad."

Als Frau Johanna den Brief gelesen hatte, war ihr gar nicht so zumuthe, als müsse sie verzweifeln oder verzichten. Im Gegentheil, sie fühlte plötzlich eine bisher ungekannte Kraft und Kampflust in sich. Der Brief war voll blutigen Schmerzes und voll herber Vorwürfe. „Ich bin kein Mensch mehr!" Wer hat sein Menschenthum ihm genommen, wer muß es ihm wieder geben? — Durch des Weibes Gehirn wogten frische Pläne. — Abreise in zwei Tagen mit dem Orientzuge! Alle Dazwischenkunft in der Stadt ist zu spät. Doch zieht die Eisenbahn nicht über die Heiden? nicht durch die Dohlenschluchten, welche nur wenige Meilen von Martenstein entfernt sind? Die Station Dohlau liegt in wüster, einsamer Gegend, muß dort nicht jeder Zug stehen bleiben, um Wasser zu schöpfen? — Die Frau war entschlossen.

Konrad's Gemüth glich am Tage der Abreise einem ausgebrannten Vulcan. O, wie hatte es getobt, geloht! — jetzt war es still. Man sagte ihm, er gehe in einen fremden Welttheil, und willenlos gab er sich drein. Von seinen Genossen waren mehrere voll heller Verzückung, sprachen von den Flammenzungen des göttlichen Geistes, die niedergefallen wären auf ihre Häupter, um welche sie bereits den Heiligenschein erblickten. Fast frevelhaft hochgemuth verließen

sie die Heimat. Konrad saß ähnlich einem Marmorbildnisse einsam an einem Fenster des bereits hinrollenden Zuges und war vertieft in sein Brevier. Aber an das Gebet dachte er nicht, an nichts dachte er, der Stumpfsinn des Wehrlosen war über ihn gekommen, der Stumpfsinn des Gefesselten. Manchmal blickte er müde hinaus auf die Landschaft, und wie Wälder und Wiesen, Berge und Thäler versanken von diesem schönen Lande. Es dämmerte der Abend; wenn neuer Tag erwacht, wird Fremde um ihn sein. Ihm gleichgiltig, sein Herz ist ohnmächtig geworden. — Der Zug rollte über Heiden, rollte in einer Felswildniß, durch eine Waldschlucht. Nun stand er still. Auf dem Bahnhof brannten zuckend ein paar Laternen, gepeitscht vom Sturmwind. Niemand stieg aus, Niemand ein, an der Maschine rauschte das Wasser. Plötzlich schreckte Konrad auf, er hatte draußen seinen Namen rufen gehört. Dort an der Wand stand eine schwarze Gestalt, die rief laut, wenn in dem Zuge ein hochwürdiger Herr Namens Konrad sei, so möge er auf einen Augenblick ins Freie kommen.

Fast unwillkürlich erhob sich der Genannte und stieg aus. Die schwarze Gestalt faßte ihn an der Hand, zerrte ihn heftig in den Hintergrund durch das Thor, stieß ihn in einen bereitstehenden Wagen, die Thür schlug zu, und die Rosse trabten dahin durch Nacht und Sturm.

Als Konrad zu sich kam, merkte er wohl, daß er an Seite der Frau Johanna von Martenstein saß.

„Schon das zweitemal," sagte diese, „führe ich Dich so im Wagen heim. Du bist mein."

„Ich bin verloren," hauchte Konrad.

Von den Füßen der Pferde sprühten Funken, aus den Nüstern der Pferde stoben Flammen, fast so war es bei den grellleuchtenden Blitzen zu sehen.

„Wir fahren in die Hölle!“ stöhnte Konrad.

„Drein gesaust, Kutscher!“ rief Frau Johanna, ihre Arme ungeduldig in die Luft hinausstoßend: da flohen die Felsen, die Bäume, die fahlen Strünke vorüber wie Nebelgebilde im Sturm. Aufrecht stand der Kutscher und stach mit den Augen auf den wilden Pfad hin. Ein blendender Blitz, ein Knall, daß die Grundfesten bebten, da sprang, von einem Steine geschnellt, der Wagen empor, der Kutscher war weithin geschleudert, und die wilden Pferde rasten entfesselt dahin.

„Sterben!“ sagte Konrad.

„Leben!“ rief Frau Johanna, aber das wüste Gefährte toste leitlos, weglos hin und einem Abgrunde zu, in dessen Tiefe gelbe Nebel wallten. Bei dem rothen Scheine einer in den Himmel emporwabernden Fichte sahen sie das Verderben, dem sie in gräßlicher Eile nahten.

„Sterben!“ wimmerte jetzt Frau Johanna.

„Leben!“ schrie der Jüngling, sprang jäh auf den Bock, erfaßte den Leitriemen und riß mit übermenschlicher Kraft die Rosse zurück. Diese standen.

Mit einem Tone, in welchem Entzücken und Ehrfurcht lag, sagte Frau Johanna zu Konrad: „Mich gereut es nicht, daß ich Dich hole, Du bist ein Mann.“

Endlich kam der Kutscher nachgehinkt, um seinen Platz wieder zu besteigen. Vom Himmel goß unendlicher Regen.

Zur Stunde des Morgengrauens, als der Wagen in den Burghof von Martenstein gerollt war, als Konrad in seinem wohlbekannten, trauten Zimmer saß, belehrte ihn die gluthvolle Umarmung der Schloßfrau, welch eine Wendung sein Leben genommen hatte. Und nun zeigte es sich auch,

daß dieser junge Mensch nichts weniger war als ein Marmorbildniß, nichts weniger als ein ausgebrannter Vulcan.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Frau Johanna von Martenstein in ihre Gemächer wankte, dort in die Kissen sank und weinte. — Also mußte es geschehen! Seit Jahren hatte es in ihr gerufen: Laß ihn nicht von dir! Und seit Jahren hatte sie die Frömmigkeit gemahnt: Weihe ihn dem Herrn! Sie hatte sich beherrscht, hatte ihn hingegeben. Und nun, als er dem Herrn geweiht war, raubte sie ihn aus seinem Tempel. Was einst ein Vergehen gewesen wäre, das hatte sie reifen lassen zur schweren Sünde. — Was soll jetzt werden? Wird dieser Frevel Gottes Gnade finden? Vielleicht. Nie aber die der Kirche, nie die der Gesellschaft.

Zur späten Stunde desselben Tages trat Frau Johanna von Martenstein vor den jungen Mann und sagte: „Konrad, wir haben unser Geschick beschlossen und den Schlüssel ins Meer geworfen. — Vor einiger Zeit hat Jemand angefragt, ob Martenstein verkäuflich sei. Wohl, ich verkaufe alles, hier ist nicht mehr unseres Bleibens. Du solltest nach dem Osten, nun gehe mit mir nach dem Westen. In einer vorurtheilsloseren Welt wollen wir unser Haus gründen. Ist es Dir also recht?"

„Wie kannst Du fragen?" versetzte Konrad.

„Weil Du nun der Herr bist," antwortete sie.

Er sagte nichts mehr, um so mehr sprach sein erwachter Blick. Ein ernster Stolz, eine frisch auflodernde Daseinslust war in dem Wesen des jungen Mannes, dem die Frau in der Vollreife des Lebens sich gern unterwarf für alle ihre Zukunft.

Wenige Wochen später befand das Paar sich auf dem großen Oceandampfer „Poseidon“. Wir überlassen es seinem guten Sterne und hoffen, daß es nach so abenteuerlichem Uebergange in ein gutes Geleise gelangen werde.





Das Mädchen unter dem Fichtenbaum.

Ein Märchen für große Kinder.

Dort, wo eine Weidenau zu Ende geht und eine Steppe beginnt, steht ein kleiner dunkler Fichtenwald, und unter einer der uralten Fichten stand vor nicht langer Zeit ein schönes schlankes Mädchen und wartete.

Die Eltern des Mädchens waren kurz hintereinander auf den Kirchhof getragen worden, der Bruder war in die weite Welt gegangen, und es war Niemand vorhanden als eine alte Muhme mit wirrem Haupthaar und langem spitzen Kinn. Diese Muhme sagte eines Tages zum Mädchen: „Dora! das Haus, in dem Du wohnest, gehört nicht mehr Dein, das Gewand, in dem Du gehst, ist nicht erworben, das Brot, welches Du issest, ist gewürzt mit herber Nachred', und das Lamm, welches wir heute schlachten wollten, hat in dieser Nacht der Stössel-Zerg geholt. Wir haben nichts mehr Dora, Du mußt fortgehen."

Da sagte das Mädchen: „Wohin soll ich gehen? Ich habe nicht gelernt, ein Haus zu bauen, ich habe nicht gelernt,

ein Tuch zu weben, ich habe nicht gelernt, das Brot zu erwerben."

„Nicht mit dem, was Du kannst, verdiene Dir Dein Leben, sondern mit dem, was Du bist," also die Muhme. „Du bist ein schönes Kind, Dora, Du bist ein ungeheures Glück für Den, der Dich erkennt, und er wird Dir all sein Hab und Gut zu Füßen legen."

Das Mädchen hub an zu weinen, denn es verstand nicht, was die Muhme meinte.

„Warum bist Du betrübt?" fragte es diese, „Du mußt ja munter sein wie die Lerche im Kornfeld. Gehe nur hinaus an die schöne breite Straße, die so schneeweiß daliegt über das Land hin, wie ein aufgespanntes Leinwandfach. Dort, wo die Straße durch den dunklen Fichtenwald geht, stelle Dich unter einen Baum und warte, bis er kommt."

„Wer soll denn kommen?" fragte das Mädchen.

„Dein Bräutigam wird kommen."

„Mein Bräutigam!" also jauchzte das Mädchen auf. Und dann lachte es still und heiter, wie ein Maiglöcklein.

„Er wird kommen und um Dich werben und Dich mit sich führen. Aber Du mußt Dich nicht an ihm irren, denn es werden Viele vorübergehen und Dich anschauen mit wohlgefälligen Augen und sich so benehmen, als wären sie Dein Bräutigam. Gieb acht, Kind, der Rechte ist nur Einer! Aber mit dem geh' und dem vertrau'."

Also hatte das schöne schlanke Mädchen seine Sachen in ein Handbündel gethan, war damit auf die weiße Straße gegangen und an derselben dahin bis zum dunklen Wald. Dort hatte es sich unter eine uralte Fichte gestellt und dort wartete es nun auf den Bräutigam. — Sein schlichtes Kleid hatte die Farbe von blassen Rosen, um den runden lilien-

weißen Hals hatte es ein blaues Bändchen, an welchem ein elfenbeinernes Kreuz hing — das die Mutter im Sterben ihm umgehangen als Vermächtniß. Das lichtleuchtende Haar war kraus und flaumlockig und umfloß gleichsam wie ein Heiligenschein das runde blühende Gesichtchen. Der kleine rothe Mund war nicht ganz geschlossen, es schimmerte ein weißes Zähnchen durch; die wie ein Kirschlein gewölbte Oberlippe zuckte ein wenig. Die runden tiefblauen Augen standen weit offen, denn sie schauten ja nach dem Bräutigam aus.

Am Morgen war der Thau gehangen an den Zweigen des Baumes, und in jedem Tropfen loderten Himmel und Erde in all ihren Farben und Feuern. Und zu dieser Morgenstunde schritt die Straße entlang ein junger Wanderbursche. Der hatte eine schöne geschmeidige Gestalt und einen hellen Blick, in welchem Frohsinn und Klugheit war. Auf seiner Oberlippe schattete ein braunes Bärtchen. Das Gewand, welches er trug, war ärmlich und hatte Flicken an den Ellbogen und an den Knien, und doch saß es durchaus gut auf dem ebenmäßigen Leibe. Bei sich trug er nichts als einen kleinen Korb mit Handwerkszeug und ein feines Spazierstöckchen.

Als er das Mädchen unter dem Baume erblickte, blieb er stehen, lüftete sein graues Hütchen und fragte freundlich: „Was stehst Du denn da?"

„Ich warte auf meinen Bruder, der Jäger ist und Fasanen schießt dort unten auf der Au," so log das Mädchen, denn das begriff es wohl, die Wahrheit durfte er nicht merken.

Der Bursche aber sprach: „Ich bin auch ein Jäger, der nach Arbeit jagt, habe aber keine liebe Schwester, die auf mich wartet. Darum kann ich weilen und Dir die Zeit vertreiben helfen."

„Es ist gut gemeint,“ antwortete sie, „doch ich vertreibe mir die Zeit und die Leut', die mir nicht gefallen, schon allein.“

Der Wanderbursche wußte recht gut, wie das gemeint war, dachte aber bei sich: die Straße ist unser aller Heimat, da kann sie mich nicht hinausschaffen, und der grüne Wald ist unser aller Hütte. Er setzte sich neben sie auf den Rasen und sagte: „Die Sonne steht schon hoch über der Au. Wir wollen frühstücken miteinander.“

Er zog aus dem Sacke ein schwarzes Stück Brot, brach es mitten auseinander, hielt den einen Theil dem stehenden Mädchen hinauf und sagte: „Nimm. So nimm doch. Ich habe es erst selber zu schenken bekommen und ich meine, es schmeckt doppelt, wenn gleichzeitig Zwei daran essen.“

Das Mädchen ließ ein wenig das Augenlid sinken und antwortete: „Schwarzbrot! Ich bin Backwerk gewohnt zum Frühstück.“

Der Bursche schwieg und aß sein Brot allein. Nach einem Weilchen jedoch fragte er sie, ob er ihr einen frischen Trunk Wasser bringen dürfe; dort am Waldrand sei eine Quelle und besseres Wasser bekäme sie auf der ganzen Welt nicht.

„Brot und Wasser!“ lachte sie auf, „o Du armer Schlucker!“

Darauf sagte der Bursche nichts mehr. Er stand auf, lüftete sein Hütlein und schritt davon.

Das Mädchen blickte ihm nach. — Warum er nur schon geht? fragte sie sich, warum er es so eilig hat? Was es für ein schöner Knabe ist! Einen so schönen Menschen habe ich mein Lebtag nicht gesehen. Am Ende — ist es der Bräutigam gewesen! Nein, das kann nimmer sein, es war ein Bettelmann.

Sie stand unter dem Fichtenbaum und wartete.

Ein mildes Lüftchen rieselte manchmal in den Wipfeln, und in den Aesten jubilirten die Finken und die Amseln. Die Schatten der Bäume waren kürzer geworden und legten sich nicht mehr hin auf die weiße Straße. Auf dieser kam jetzt eine Staubwolke heran, in der Staubwolke rollte ein zierlicher zweiräderiger Wagen, in welchem ein blaubefrackter und hochbehuteter Kutscher saß. Auf dem Bocke ritt ein junger Herr, welcher zwei Paar flinker Pferde leitete. Drohte es schief zu gehen, so griff der Kutscher ein, und flog das Gefährte glatt dahin, so wies der junge Herr den aufmerksam auf etwelche Gefahren lauernden Kutscher zurück: „Schweig'! Das verstehst Du nicht."

Als solcher Passagier unter dem alten Fichtenbaum das Mädchen sah, riß er so heftig an dem Leitriemen, daß die Pferde plötzlich stehen blieben und fast aufbäumten. Er sprang vom Kutschbock, trat mit kleinen eiligen Schritten hin und rief: „He, schöne Maid! Unter dem Baum! und es regnet gar nicht! Ueber die Steppe? Höflichst eingeladen, mitzufahren!"

Vier Rösser wären ihr zu wenig, gab das Mädchen zur Antwort, und zwei Wagenräder zu viel. Ihr Vater habe zehn Pferde und keinen Wagen, denn er weide sie auf der Steppe und verkaufe sie an vornehme Cavaliere.

Der junge Herr hatte in der Faust ein Ding, mit dem er sich den Backenbart strich und in das er jetzt ein wenig hineinguckte; das Mädchen erkannte es als einen Taschenkamm mit Spiegelchen.

„Möchte die Pferde sehen!" schnarrte er nun. „Vornehmer Cavalier! Vater geadelt worden. — A propos, Kleine, ich liebe Dich."

„Und ich warte eben auf meinen Bräutigam," sagte das Mädchen.

„Oh fatal!" näselte er, „übrigens — thut nichts. Holt uns nicht ein. Vollblut!"

„Ich bin zwar," sagte nun das Mädchen, „all meiner Tag in keiner so fürnehmen Kutsche gefahren. Möchte es aber wohl einmal. Bei Euch hätte ich es gewiß gar nicht schlecht, nur hat's halt einen Haken. Der Herr kommt mir etwas dumm vor, und so was mag ich nicht."

Der Cavalier stieß ein paar kurz gebrochene Laute aus und that, was in diesem Falle sehr klug war, er sprang auf den Bock und ließ es davongehen. Das Mädchen blickte der Staubwolke schmunzelnd nach und dachte: Der war es nicht.

Es blieb stehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Bald war die Schwüle und die Stille des hohen Mittags. Kein Blatt regte sich und kein Flügel. Schwerfällig und ächzend kam ein Bauernkarren herangezogen. Zwei klobige Ochsen zogen eine Ladung Getreide; auf dem obersten Sacke saß ein hagerer Mann und leitete mit trägem Hi und Hottah das Gefährte. In den Wald gekommen, spannte er die Ochsen aus, führte sie zwischen das Gestämme hin, daß sie ruhen konnten und Gras fressen. Er selber wollte sich in den Schatten seines Karrens legen, da bemerkte er am Baume das Mädchen.

„Ist das nicht die Dora?" fragte er. „Was machst denn Du hier ganz allein?"

Sie gab keine Antwort. Er trat hin zu ihr in den Schatten, nahm der Kühlung wegen den großen Filzhut vom Kopf, da sah man sein graues Haar.

„Hast Du schon zu Mittag gegessen?" fragte er und hub an, einen kleinen Pack auseinander zu thun. „Sieh, das

langt für Zwei." Brot und Rauchfleisch und Käse. Das Mädchen schielte ein wenig so darauf hin. Es hätte schon Neigung zum Essen, und der Klaus — er war es, der wohlhabende Bauer — hatte immer eine väterliche Gesinnung für sie bewiesen, da konnte sie ja etwas annehmen. Sie setzte sich daher ein paar Schritte von ihm entfernt auf das Moos und langte bescheidentlich hinüber, als der Klaus ihr ein saftiges Stück entgegenhielt.

„Wie geht es Dir denn, seit Dir Vater und Mutter gestorben sind?" fragte er sie dann freundlich. „Verlassen wirst sein, ich glaube Dir's. An Dich denke ich oft, Dora," setzte er leise bei. Das Mädchen blickte ihn betrübt an und biß dann tapfer in das Geräucherte.

„Ich komme mir auch verlassen vor, seit mein Weib gestorben ist," fuhr er fort. „Muß mich auch wieder um was Liebes umschauen. Allein geht's nicht auf der Welt. Meinst Du auch so, Dora?"

„Freilich," antwortete das Mädchen.

„Auf meinem Hof ist kein schlechter Ort," sagte der Klaus. „Wir lassen uns nichts fehlen und das da" — er deutete auf die Getreidefuhr, „das ist wieder übrig geworden. Der dumme Stössel-Zerg wollte in der vergangenen Nacht ein Bündel davon stehlen, hat aber statt des Kornsackes einen Sack mit Scheuersand erwischt. Also habe ich gottlob immer Glück und dieses Korn führe ich auf den Markt, giebt gutes Geld. Aber jetzt zu was brauche ich denn Geld, wenn ich Dir kein seidenes Jöpplein kaufen will, Dora! Schon lange kenne ich Dich, und wie Du schön und sittsam bist, habe ich mir oft gedacht, wärest nicht zu schlecht zur Hauswirthin für meinen Hof. — Du sagst nichts. Warum sagst Du denn nichts, Dora? Korn ausführen und ein Weib heim-

bringen, das wäre mir ein glücklicher Tag. Ja, Mädel, es wäre mein heiliger Ernst. Warum sagst Du denn heute nichts zu mir?"

„Ich bedank' mich schön, Vater Klaus," flüsterte das Mädchen. Das verstand er. Vater Klaus! Freilich war er nicht mehr jung. Seit einem Menschenalter hieß es immer von ihm, er wäre ein Mann in den besten Jahren.

Trotzdem er abgewiesen war, trug er dem Mädchen noch Käse an; das dankte aber, es sei schon satt.

„Willst noch bleiben da? Oder willst mitfahren auf den Markt?" fragte er.

„Ich will noch bleiben da," antwortete das Mädchen.

Vater Klaus spannte seine Ochsen ein und fuhr langsam davon. Dora schaute ihm nach und murmelte: „Es wäre kein schlechter Ort, aber das graue Haar! Das graue Haar!"

Das Mädchen blieb stehen unter dem Fichtenbaum und wartete.

Es wartete, bis dem Himmel das Auge überging. Die Schatten dehnten sich wieder, an dem Fichtenstamme kletterte ein Eichkätzchen auf und ab, von der Steppe her hallte das Bellen eines Thieres. Ueber das Firmament zogen Wolken heran, theils von der Sonne beschienen, so daß sie wie Goldscheiben leuchteten, theils trübe und rostbraun, als wären sie gewitterschwer. Das Mädchen blickte unverwandt auf die Straße hin. — Jetzt könnte er doch schon bald kommen.

Und er kam. Ein stämmiger Mann mit braunem Haar und rothem Bart und mit scharfem gebieterischen Auge. Er hatte um die Lenden eine weiße Schürze geschlungen, er führte am Strick ein falbes Kälbchen, und ein großer Hund bellte hetzend um das geängstigte Thier. Dem Kalbe knickten die Vorderfüße ein, als ob es kniend um Gnade flehen

wollte, aber der Hund biß es in die Schenkel und der Mann riß es mit dem Stricke empor.

Da rief das Mädchen auf die Straße hin: „Seid doch nicht so grausam!"

Der Fleischerknecht sah hin und sagte: „Du hast recht, schönes Waldfräulein. Das Kalb ist schon müde, ich will es rasten lassen unter den Bäumen und mich zu Dir setzen."

Und als er den Strick an den Baumast gebunden hatte und zu ihren Füßen saß, sagte er: „Du bist ja die schöne Dora, die ich heiraten möchte."

„So einen, der Kälber schlachtet, nehme ich nicht," war ihre Antwort.

„Warum?" fragte er, „so Einer ist gesund und stark und hat Geld. Aber ich will Dir dieses Kalb schenken, Du kannst es aufziehen, daß es Milch und Junge giebt und Du einen schönen Viehstand bekommst."

„Ich will keinen Mann, der grausam ist," gab sie kurz zurück.

„Wenn Du mich nicht willst, so werde ich noch grausamer sein und das Thier vor Deinen Augen zu Tode hetzen lassen."

„Das könnt Ihr thun," versetzte sie noch und dann schwieg sie beharrlich auf alles, was er sagte, bis er verdrossen und roh mit Kalb und Hund seines Weges zog.

Gott behüte mich vor einem Solchen! dachte sich Dora, blieb aber stehen unter dem Baume und blieb stehen.

Nun begann der Abend zu dämmern. Das Mädchen wußte, daß es auf der Steppe Wölfe gab. Wo ist der Bräutigam? Keiner von Allen, die an diesem Tage vorübergekommen waren, konnte es gewesen sein, Jeder hatte einen so großen Fehler gehabt. Der Eine war arm gewesen, der

Andere dumm, der Dritte alt, der Vierte roh. Der Fünfte wird recht sein. Wenn er nur käme! — Es finsterte die Nacht. Lange standen die Fichtenwipfel noch schwarz in den Himmel hinein, endlich sah man sie nicht mehr und es war rabenschwarz um und um. Ueber das Mädchen war eine große Angst gekommen, aber nun konnte es gar nicht mehr weiter, weil es nicht Weg, nicht Steg fand. Und wie es über den langen Tag unter dem Fichtenbaum gestanden war, so stand es auch in der Nacht unter demselben, und ihr einziges Denken und Fühlen und Beten war: Wenn er nur käme!

Da hörte sie Schritte. Heftig pochte ihr junges Herz, vor Furcht und vor Hoffnung pochte es, und als die schweren Schritte näher kamen, that sie einen Angstruf.

„Wer ist da?" fragte eine Männerstimme.

Das Mädchen hielt den Athem ein, aber der Mann stand schon vor ihr und nahm sie an der Hand. Er hielt sie fest und als er sie an sich, mit sich zog, war der Widerstand nicht groß. Er führte sie durch den Wald, er führte sie über die Steppe, es war, als stiegen sie nieder in eine Schlucht und traten in einen unterirdischen Raum. Auf eine Schicht von Moos sank das erschöpfte Mädchen nieder und schlief.

Die Steinwand war schon grau, als es immer noch schlief und genau in derselben Lage, wie es hingesunken. So müde war sie gewesen. Am Eingange auf einem Haufen Sand saß ein Greis, der hatte ein Auge verbunden, mit dem anderen blickte er trübselig auf die Schlummernde und erwog, was da zu machen wäre. — Ein ganz einzig feiner Fang! Aber wie ihn ausnützen? Das schöne Kind verkaufen?

Endlich erwachte das Mädchen, rieb sich die Augen und sah verwundert umher. In einer Felsenhöhle war sie, von

den Wänden fielen Wassertropfen auf das Moos herab. Die Spalte, welche den Eingang bildete, war fast verwachsen von wuchernden Sträuchern, durch welche das Tageslicht spärlich hereinkam. Am Eingange, neben einem träge glosenden Feuer, in welchem Pilze brieten, hockte ein widerlich häßlicher alter Mann in feuchte Lumpen gehüllt. Es war Stössel-Zerg, der Dieb. — Der bewachte sie. Der also hatte sie hierhergeführt, dem war sie gefolgt als ihrem Bräutigam ....

Nach dem ersten Schreck lachte sie laut auf. Ein Verzweiflungsschrei war dieses Lachen. Alle Anderen hatte sie abgewiesen, weil Jeder einen Fehler gehabt. Sie wollte nur einen Fehlerlosen nehmen. Jetzt hatte sie Einen, der alle Fehler zusammen hatte, er war arm und dumm und alt und schlecht.

* *
*

Darum hatte sie so wild aufgelacht.

„Du lächelst, mein Schatz," sagte der Stössel-Zerg. „Ich will Dir etwas sagen. Ein Weibsbild kann ich nicht brauchen. Einen Kameraden will ich haben in meinem Geschäft, denn mich verlassen die Kräfte schon. Darum mußt Du jetzt in diesen Männeranzug steigen und ein kecker Bursche werden, daß Du in Dachfenster kannst kriechen, Schlösser kannst öffnen und Schätze kannst sammeln für mich, Deinen Herrn. Ich werde Dich schon unterweisen."

Das Mädchen war klug und dachte, Männerkleider wären ein sicherer Hort. Es zog daher das Gewand eines Bauernknechtes an, welches der Stössel-Zerg einst heimlich aus einem Hofe geholt hatte, und als Dora in der Hose stak, empfand sie auch schon Mannesmuth. Wohlgemuth aß sie mit dem Greise die gebratenen Morcheln, dann machte

sie sich bereit, auf Beute auszugehen, und der Stössel-Berg nickte beifällig mit dem Kopfe.

Also eilte über die Steppe ein flinker Bauernknabe dahin, und als er zur Straße kam, begegnete er zwei Landwächtern. Denen verrieth er das Nest des Stössel-Berg. Dann lief er die Straße entlang, unermüdlich bis Mittag. Um dieselbe Zeit war es, daß er einen jungen Wanderburschen einholte, welcher ein Gewand mit Flicken trug, eine geschmeidige Gestalt hatte, an der Oberlippe ein braunes Bärtchen, und im frischen Gesicht ein betrübtes Auge.

Der Bauernknabe drückte den Filzhut tief über die Stirn herab und fragte: „Wohin gehst Du denn?"

„Das ist einerlei," antwortete der Wanderbursche.

„Gehst Du nach Arbeit aus?"

„Es ist einerlei. Im nächsten Dorfe beim Schmied ist mir Arbeit zugesagt, ich nehme sie nicht."

„Warum nimmst Du sie nicht?"

„Mich freut nichts mehr."

„Wenn Du nicht arbeitest, kannst Du nicht heiraten."

„Es ist einerlei. Gestern habe ich sie das erstemal gesehen und das letztemal. Sie will mich nicht. Ich gehe sterben."

„Willst so ganz allein sterben gehen?"

„Es ist einerlei."

„Willst Du nicht auch mich mitnehmen? Ich will auch sterben gehen."

„Was thut denn Dir weh?"

„Daß mir mein Schatz ist davongegangen. Und daß mein Schatz so traurig ist. Und daß mein Schatz will sterben gehen."

Als der Wanderbursche solches Wort gehört hatte, blieb er stehen und schaute seinen Weggenossen an. Das Mädchen schleuderte den Hut in die Lüfte und lachte.

„Gehen wir Zwei miteinander?" fragte sie wie ein lieber Schelm. „Ich gehe recht gern mit Dir — sterben oder leben mit Dir, ist mir einerlei."

„Leben!" jauchzte der junge Wanderbursche, sein Auge leuchtete in lauter Frohsinn. Und hierauf schritten sie selbander dem nächsten Dorfe zu, wo Arbeit war und wo ihre Zukunft lag. Hurtig ging der junge Schmiedgeselle dran, seinen Fehler abzulegen. Und im Grunde gewöhnt sich ein fleißiger Mann keinen Fehler so leicht ab, als den: arm zu sein.

— Nehmt Euch inacht, Ihr hübschen Dirnlein all! Nehmt Euch inacht beim Abweisen und beim Zusagen. Nicht Jede trifft es schließlich noch so gut wie das Mädchen, das unter dem Fichtenbaume stand.



Wie Eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam.

Zum kleinen Moidei machen wir eine große Einleitung. Da war ein grünes, fruchtbares Thal. In demselben lebten Weiber, lauter Weiber, und alles Uebrige war unbekannt. Außer dem bißchen gegenseitiger Scheelsucht und außer dem bißchen Tratsch war keine Unterhaltlichkeit. Aber auch der Tratsch war sehr mager, er hatte keinen rechten Stoff. Der Mensch muß zweiköpfig sein, dann erst ist es ein Vergnügen, seine Sünden durchzuhecheln.

Eines war aber dabei, ein junges, kühnes Weib, das wollte nicht mitthun, sondern trieb sich einsam auf besonderen Wegen um. Sie empfand, daß sie einsam war, ohne zu wissen, daß sie zweisam sein könnte. Gegen Sonnenaufgang des Thales war ein hohes Gebirge. Und weil jeden Morgen darüber eine Sonne aufging, so meinte das einsame Weib, es müsse dort was Heißes dahinter stecken. Sie versuchte daher mehrmals, das Gebirge zu besteigen, aber sie kam nicht hinauf. Wohl brachte sie von ihren Ausflügen mancherlei seltsame Sachen mit. Einmal eine Alpenrosenknospe, die erst an ihrer Brust sich entfaltete, einmal das Horn eines Stein-

bockes, das sie sich an den Kopf setzte, wohin es aber nicht passen wollte. Ein andermal brachte sie ein länglich-rundes, gesprenkeltes Ding, das keines der Weiber kannte. Es ging von einer Hand in die andere, bis das Ding plötzlich barst und ein Vöglein heraussprang, daß sie anfangs erschraken, sich dann aber höchlich daran ergötzten.

Nun zogen die Weiber selbander in das Gebirge, um Vogelnester zu suchen und Eier auszuheben; aber der Einsamen wurde dieser Spaß bald langweilig, sie strebte von den Engthälern gegen die Höhen empor und immer weiter hinauf. Einmal blieb sie sehr lange aus, als sie wieder zurückkehrte, wußte sie aber auch was zu erzählen.

Sie sei so weit hinaufgekommen, bis der Boden unter ihren Füßen auf der anderen Seite wieder abwärts gegangen. Jenseits des Gebirges sei auch ein Thal, und aus demselben seien ganz eigenartige Wesen heraufgestiegen — große, knochige Menschen, und hätten Haare im Gesicht.

Ob sie gefährlich wären?

Für den ersten Augenblick schienen sie sehr gefährlich. Einer sei wie wüthend auf sie hergefahren, aber die Sache sei nicht sehr schlimm gewesen. Alsdann seien die absonderlichen Menschen in ihr Thal hinabgegangen, und sie — die Einsame — sei diesseits herabgestiegen.

Auf solche Mär wurden die Weiber höchst aufgeregt und sie stiegen höher und höher hinan in das Gebirge, muthvoll bereit, die Ungeheuer aufzusuchen.

Mittlerweile hatte sich auch im jenseitigen Thale unter den bärtigen Wesen das Gerücht verbreitet, daß sich hinter dem Gebirge Geschöpfe aufhielten, den Menschen höchst ähnlich und doch nicht mit ihnen vergleichbar. Sie seien ganz unheimlich glatt und zart und ihr Anblick könne wahnsinnig

machen. Alsogleich waren auch sie entschlossen, über so eine Nachbarschaft nähere Erfahrung einzuholen; sie stiegen ihrerseits das Gebirge hinan — und oben auf dem Rücken, wo liebliche Hochmatten waren, trafen sie sich.

Die neue Bekanntschaft fiel zur gegenseitigen Zufriedenheit aus, und bevor sie sich trennten und jeder Theil wieder in sein Thal stieg, verabredeten sie über Jahresfrist eine neue Zusammenkunft auf den Hochmatten des Gebirges.

Und so ward es, daß sie Jahr für Jahr oben zusammenkamen, die Weiber des diesseitigen und die bärtigen Wesen des jenseitigen Thales, und daß sie allemal einen Monat beisammen blieben auf dem Gebirge, um den milden Sonnenschein und den Wohlhauch der Alpenblumen zu genießen.

Allmählich erschienen im Thale der Weiber winzig kleine Geschöpfe, im Ganzen den großen ähnlich. Die Mädchen blieben bei den Weibern, die Knaben wurden in das Thal ihrer Väter geschickt. — Und es entwickelte sich ein großes Geschlecht, gewaltig an Körperkraft und an Seelengluth.

Diese tropische Sage von der Entdeckung der Männer und von dem jährlich nur einmal übersteigbaren Gebirge zwischen den beiden Geschlechtern kann uns nachdenklich machen. Wir haben es besser und sind schlimmer daran. Nichts entmannt den Mann mehr, als die beständige weibliche Gesellschaft. Die Leidenschaft und Gluth der ersten Liebe, welcher noch allerlei Hindernisse unter die Füße geworfen werden, wird lahm, sobald das Ziel ohne jeglichen Kampf täglich erreichbar ist. Wird lahm und matt und langweilig, und wie Mancher wünschte sich zwischen sich und seiner trauten Ehehälfte ein hohes Gebirge.

Zwar würde bei der heutigen Ausbildung der Touristik schließlich weder der eine noch der andere Theil den Jahreslauf

abwarten, sondern wöchentlich ein- oder gar zweimal eine Bergpartie machen. Oder es müßten die Mittel der Technik daran, um Tunnels zu schaffen durch das Gebirge, um so das Leben, welches unsere Vorfahren in seltenen, aber scharfen Dosen genossen, für den Alltagsgebrauch zu verdünnen und zu verwässern.

An die Sage der Entdeckung der Männer erinnere ich mich jedesmal, wenn ich in jene Gegend unseres Vaterlandes komme, in welcher die Weiber jährlich einmal auswandern, um, wie es heißt, sich Männer zu suchen.

In jener Gegend ist es herkömmlich, daß im Juni und Juli die Dienstmägde ihre Dienstorte verlassen, um in den „Schnitt" zu gehen. Sie haben sich das von ihren Dienstherren zum Vorbehalt gemacht und ziehen in den Sommermonaten, so lange zu Hause das Getreide noch nicht reif ist, ins Unter- oder Vorderland, wo die Wachtel lustig schlägt im Kornfeld, wo das Korn schon der vielen fleißigen Sicheln harrt, und wo sich die Schnitterinnen ein Stück Geld verdienen können.

„Sie gehen Männer suchen," ist der Spott, den man ihnen von daheim nachsendet. Und es geschieht in der That zuweilen, daß die Eine oder die Andere Einen mit heimbringt oder selber nicht mehr zurückkommt, oder wenigstens nach dem abgelaufenen Dienstjahre wieder ins Unterland zieht, wohin sie die Wachtel lockt. Bei Mancher freilich ist es nichts weiter, als daß sie nebst ihrem vollen Geldtäschchen nur noch ein anderes Andenken mit nach Hause bringt, das dann die Lust und das Leid — das Verhängniß ihres Lebens wird. — Derlei geschieht häufig — die Kornraden und die Mohnblumen, die in den Halmen wachsen, brennen gar so roth. Aeußerst selten aber geschieht es, daß Eine als Ehefrau

in den Schnitt zieht und als Jungfrau heimkehrt. Einmal ist das doch geschehen.

Der Schneidermeister Benjamin hatte seine dritte Frau genommen — ein kleines, jugendfrisches Weibchen — die Moidei. Selbstverständlich nahm er's heikel mit seiner Kleinen, und, wie er ein zwar nicht mehr junger, aber ein vierschrötiger Kerl war, so wußte er den übrigen Männern in solcher Sache Respect einzuflößen, und auch seiner Moidei. Diese ließ sich's mit dem eingeflößten Respect genug sein und hielt sich soweit brav. Das Schlimme jedoch war, daß der Meister erwerbshalber darauf angewiesen war, sein junges Weibchen zur Hochsommerszeit in den Schnitt zu schicken. Vier Wochen weg sein vom eheleiblich angetrauten Manne! Draußen im Land giebt's allerhand Leut, und so ein Weiberblut kann man nicht zwingen: Der muß Dir gefallen und Der darf Dir nicht gefallen, und Dem mußt Du eine auf die Backen versetzen, wenn er zuthunlich werden sollte. Oh, die Weiber, wenn sie fortgehen! Lassen sie ihre Treue beim Manne daheim, so gehen sie treulos fort, und nehmen sie die Treue mit sich, so kommen sie oft ohne dieselbe heim. Die Moidei nimmt sich selber mit, nimmt sich ganz mit! in ihrem Kopf wird freilich der Ehemann noch ein Weilchen hocken, aber bei ihren Augen werden andere Männer hineingucken, bei ihren Ohren werden kecke Bursche hineinsingen und flüstern, an ihre Nase werden vorwitzige Jungen duftende Rosen halten, und wenn sie in solcher Noth den heiligen Namen des Ehemannes anrufen will, da wird man ihr mit bärtiger Lippe den Mund verschließen, mit heißem Begehr umschlingt sie den Mann, der eben erst zehn Stunden weit weg war ....

So spintisirte der Meister Benjamin. Und wenn sie wenig Geld heimbringt vom Schnitt: Du mußt Dich nicht

gar viel verlegt haben aufs Schneiden! Hast keine Zeit dazu gehabt? — Und wenn sie viel Geld heimbringt: Ist das alles fürs Kornschneiden?

Die Moidei war nun draußen in Urlaufen und schnitt Korn auf den Dorfäckern; ihren Unterstand hatte sie beim Meßner genommen.

Warum just beim Meßner? fragte sich der Meister Benjamin, warum nicht beim Wirth, beim Schuster oder sonst wo? Was ist der Meßner für ein Mensch? Ein alter Junggeselle. Ein frommer Mann natürlich. Gott, diese Betbrüder, das sind gerade die Aergsten. Man kennt diese Leute, wie sie in der Kirche mit ihrem Klingelbeutel zwischen den Weibsbildern herumschleifen und „Vergeltsgott" sagen, ohne daß was hineingeworfen wird. Der Meßner von Urlaufen ist noch nicht „fünfzig", hat — wie man hört — stets Backen und Kinn glatt rasirt und hat seinen Bartkranz hinten am Halse wie die Schiffersleute. Die den Bart so tragen, das sind allemal die Schlimmsten. Eine Glatze soll er haben, aber die rückwärtigen Haare nach vorn kämmen, damit man die Glatze nicht sieht! Warum thut er das, als weil er noch jung sein will? Und warum will er noch jung ausschauen, als um Weiber zu bethören? — Und bei diesem Gauch wohnt sie, die Moidei! Einen Brief schreibt sie an den Heimgespons: es ginge ihr soweit gut. Vergißt aber die Marke darauf zu kleben, daß er Strafporto zahlen muß.

Endlich ist der Schnitt vorbei, die Moidei kehrt heim, springt dem Meister Benjamin an die Brust und packt ihr Geld aus. Es ist nicht zu viel und nicht zu wenig. Ist verdächtig! Warum sie's gar so genau macht! Wenn die Weiber so zärtlich sind und so accurat, da haben sie was zu verdecken. — Zudem wird gemunkelt, der Wind weht so

mancherlei Anspielungen hin und her vom Meßner in Urlaufen und seinem Stübel, er hatte nur eins; wohl auch einen Heuboden, aber auf den gingen die Leute nicht ein. Das ward dem guten Meister Benjamin endlich zu arg. Er kannte zwar den Meßner nicht, so wie er auch von diesem kaum gekannt sein konnte, aber eine gerade Verständigung ist zwischen Männern am besten. Der Meister schrieb dem Meßner einen Brief von wegen der kleinen Moidei, und was an der Leute Reden sei? und er, der Meßner, würde schon noch erfahren, mit wem er's zu thun habe! und unterstrich die Worte, weil man sie im Briefe nicht schreien kann.

Der Meßner in Urlaufen war bei Empfang des Briefes stark verblüfft. Was Der mit seinem Dirndel für Geschichten macht, da! dachte er. Soll's nicht schneiden ausschicken, wenn er nachher Angst hat, sie könnt' unters Stroh kommen. Das ist der „Geltsgott" dafür, daß ich sie aus Christenpflicht auf meinem Heuboden schlafen laß, daß das unerfahrene Ding nicht Schaden leidet. Soll ein andersmal der Alte selber mitgehen und sein Parasol halten übers Mädel, daß sie ja keine Sommersprossen heimbringt. — Und weil er ein gutes Gewissen hatte, wie es jedem Küster geziemt, so nahm er alsogleich ein Blatt Papier und schrieb an den Schneidermeister Benjamin:

„Ich unterzeichneder bestedige Mit mein Heiligen eid und bey der Meßner-Ehre fon Urlaufen, daß die Schniderin Maria-Moidei mein Hauß als jungfrau verlassen hat.

Johann Sappel
Meßner zu Urlaufen."

Einen solchen Brief muß man sich doch hinter den Spiegel stecken. Meinst Du's nicht auch, Meister Benjamin?



Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut.

Ein Sittenbild.

Wenn ich sage, daß alle über hundert Jahre alten Bauernhäuser im Gebirge aus Holz gebaut sind, so klingt das nicht besonders; auffallender, wenn ich behaupte, daß die meisten aus Holz gebauten Bauernhäuser über hundert und zweihundert Jahre stehen!

Dem Holz wäre es immerhin zuzutrauen; die alten Wälder waren aus anderem Holze, als die gegenwärtigen, degenerirten, verweichlichten. Aber dem Feuer ist es kaum zuzutrauen. Da steht das Gebäude, zunderdürr vom Fußboden bis an die Gipfel des Strohdaches, draußen fuchteln die Blitze, drinnen die Menschen mit den harzigen Leuchtspänen. Die niedrige Küche ist von Holz und mit glänzender Rußkruste überzogen, der Rauchfang aus Brettern zusammengenagelt, der Feuerhut über dem Herd aus Lehm und Stroh geflochten; schier wunderlich, daß sie nicht auch den Herd und den Ofen aus Holz gezimmert haben. Der Kranz um den Herd, der die Steine zusammenhält, ist wirklich auch hölzern, ebenso das Ofengeländer und die Thür des Ofenloches; dazu

das unvorsichtige Gebaren der Leute mit Feuer und Licht auf Dachböden, in Ställen und Scheunen, polizeiwidrig alles im höchsten Grade — und siehe, die meisten dieser Häuser müssen wegen Altersschwäche niedergerissen werden. Da muß Einer doch wahrhaftig Respect vor dem heiligen Florian bekommen, dem der Bauer den Feuerwehrdienst und zumeist auch die Feuerassecuranz anheimgestellt hat.

Kaum ein Fünftel solcher Häuser fällt dem Brande zum Opfer. Wenn die Flamme aber doch einmal anleckt dort, wo sie nicht hingehört, dann mögen die Bewohner nur eilig ihre nackten Glieder zusammenraffen und draußen von sicherer Stelle aus zusehen, wie das Schauspiel verläuft. Den Thätigsten schießt's allerdings in die Hände, als müßten sie Zuber schleppen und Wasser gegen das Feuer oder die bedrohten Theile hingießen; aber diese Sache hat lediglich nur die Bedeutung der Ceremonie.

Das Gebäude brennt zu Asche nieder mit Allem oft, was darin war. — Und aus der Asche erhebt sich noch vor Jahresfrist der Phönix.

Es ist für den Gebirgsbauern allerdings mitunter besser, er „brennt ab", als wenn er sein baufälliges Haus mit Mühe niederreißen und mit Mühe aufbauen muß, denn die Feuergarbe, die in einer Nacht das ganze Thal gluthroth beleuchtet, entflammt den Wohlthätigkeitssinn der Nachbarn weit mehr, als der staubige Moder der auseinandergerissenen Zimmerbäume.

Nichtsdestoweniger lassen sie Einen, der ein neues Haus oder auch nur ein anderes Wirthschaftsgebäude aufzuführen hat, allein. Es herrscht bei den Gebirgsbauern noch eine Zusammenhaltigkeit, von der jene Herren, die alle Humanität nur den Städtern zuschanzen, sich nichts träumen lassen.

Einen Zimmermeister, ein paar Maurer und einen Dachdecker muß sich der Bauer für seinen Hausbau bezahlen — denn diese Professionisten gehören zu jenen Leuten, die vom Unglücke Anderer leben müssen; und für ein Unglück hält es der Bauer auch, wenn's in der Reihe seiner Vorfahren und seiner Nachkommen just ihn trifft, den alten hinfälligen Bau erneuern zu müssen. Aber die Gehilfen des Zimmermeisters, ebenso die Holzknosper (Zimmerholzaushacker), die Steinbrecher, sowie das nöthige Fuhrwerk, insofern es der Bauende aus Eigenem nicht aufbringt, schicken ihm die Nachbarn, und betheiligt sich oft die ganze Gemeinde unentgeltlich daran, daß der neue Bau schöner und stattlicher ausfällt, als der alte war. Der Eine liefert die Zimmerbäume, welche, weil zumeist keine Sägemühle zur Verfügung steht, mit der Axt ausgeknospet, das heißt viereckig gehackt werden müssen. Ein Anderer führt von einer fernen Sägemühle das nöthige Bretterwerk herbei. Ein Dritter bringt den Strohschaub für die Dächer; dort oben für das Haus in der Einsamkeit erhebt die Bauordnung gegen Strohdächer keine Einsprache; nur eine steinerne Küche und ein gemauerter Schornstein ist alles, was sie heute etwa begehrt. Ein Vierter macht hölzerne Dachnägel und Thürklinken; der kostspielige Schlosser und Schmied wird so viel als möglich umgangen; selbst die Thürschlösser werden in manchen Häusern noch aus hölzernem Eisen gemacht, und von einem Sachverständigen, nämlich von einem Einbrecher habe ich einmal sagen gehört, daß er lieber drei Eisenschlösser breche, als einen hölzernen Thürriegel.

Wenn nun aber das Material da ist, und die Arbeiter an dem neuen Bau und auf demselben lustig heben und hämmern, so brauchen sie auch was zu essen. Das Ersparte

im Getreidekasten — wenn der nicht etwa niedergebrannt ist — kleckt nicht, die Arbeit ist schwer, die Leute wollen sogar gut und viel essen. Das wissen die Nachbarn recht wohl, sie schicken daher Weißbrot, sie schicken Speck und Milch, und vor Allem Butter.

An eine solche Buttersendung knüpft sich nun ein eigener, ein recht lustiger Brauch, den ich in meiner Heimat oft erlebt habe und der, wie ich höre, auch in anderen Gegenden der österreichischen Alpen herrschen soll. Das aber sage ich, wenn ich der Pfarrer wäre und in Religionssachen was d'reinzureden hätte, dieser Brauch müßte mir abkommen, selbst wenn die Butterträgerin gegen den Pfarrhof heranstiege, er müßte mir abkommen. Es ist ja eine leibhaftige Verspottung des Processionswesens, was sie da treiben!

Die Zimmerleute auf ihren hohen Gerüsten sind sehr fleißig, aber sie lauern in ihren Arbeiten fortwährend, ob nicht von irgend einer Seite eine Butterträgerin heranschleicht. Diese Butterträgerin ist gewöhnlich die dralle Kuhmagd, die Schwaigerin aus einem Nachbargehöfte. Sie trägt auf dem Kopfe einen breiten Korb oder großen Milchzuber, der mit weißem oder blumigem Tuche verbunden ist. Da drinnen in solch verdecktem Behälter ruhen denn auf breiten Schüsseln etliche gewaltig große Butterstriezel, Rahmtöpfe, Speck- oder Selchfleischklumpen. Die Magd geht gar behutsam, daß nicht etwa die schwere Last das Uebergewicht kriege. Daß sie den Kopfkorb etwa mit den Händen hielte, das gehört sich nicht, thut auch nicht noth; der Korb, oder Zuber, was es ist, ruht sicher auf dem Riegelkranz, wie ein ringartig gewundenes Tuch heißt, das die Magd als Unterlage auf dem Haupte trägt. Die Butterträgerin schleicht auf Um- und Abwegen dem Hause zu, von dem ihr das Tönen der

Zimmerbäume, das Klingen der Werkzeuge, das Lachen der Arbeiter entgegenhallt. Ihr pocht das Herz. Heimlich sucht sie die Nothhütte zu erreichen, um im Stillen der Bäuerin die Gabe ihres Dienstherrn zu übergeben.

Aber das Heimliche ist umsonst. Einer, hoch in den Dachsparren, hat sie schon bemerkt und schreit mit heller Stimme: „Geschwind, Leut', eine Buttertragerin kommt!"

Dieser Ruf ist das Signal zu einem großen Aufruhr; die Burschen springen von ihren Knospböcken, von ihren Gerüsten, von den Dächern, aus dem Innern des im Wiederhalle klingenden Baues hervor, erhaschen Bretter und Schlägel, stürzen in die Hütte um Töpfe, Pfannen, Hafendeckel, Blechschellen und was an Schrillendem und Lärmendem zu finden ist, und eilen damit der Butterträgerin entgegen. Sie klappern mit den Brettern, trommeln auf den Kübeln, schrillen und schellen mit Pfannen und Blech; sind Schußwaffen zur Hand, so werden sie abgeknallt; alte Hörner und Hirtenpfeifen gellen und schwirren auch mit; und eine solche Musikbande schreitet nun, feierlich den Zug eröffnend, der Butterträgerin voran gegen den neuen Bau. Unmittelbar vor der Trägerin kehrt ein Mann mit Besen den Weg glatt. Sacktücher und Schürzen wehen an hohen Stäben und schwingen sich und neigen sich fortwährend gegen die Priesterin, die mit ihrem Allerheiligsten da herankommt. Sie ist blaß und es zittern ihr die Füße vor Scham, vor Zorn oder auch vor Freude, je nachdem sie den Auftritt als Spott oder Ehre auslegt, was ganz von ihrem Temperament und ihrer Weltanschauung abhängt. Sie muß recht acht geben, daß ihr nicht die ganze Bescherung vom Kopfe stürzt, wie es einmal der Anbauern-Magd in Alpel passirt ist, worauf ein nichtsnutziger Junge, anspielend auf die vier Stationen

der Frohnleichnamsprocession ausrief: „Geht's her, da ist ein Evangeli mit Segen!" und sie Butter und Rahm vom Erdboden auffraßen. Mitunter thut die Magd auch wacker mit, schreit, schilt oder lacht, oder auch stellt sich hochfeierlich und läßt die Ehren mit Würde über sich ergehen, wie ein Bischof.

Was die Umgebung an Menschen hat, Alles ist um sie zusammengeeilt; die Einen streuen Gras und Blumen, die Anderen Säge- oder Hobelspäne; Andere johlen die Weisen alter Kirchenlieder; wieder Andere stellen sich hinten an und küssen den Boden, auf dem die Butterträgerin gewandelt ist.

Am Plan des Hauses, auf einem Schragen steht ein Prediger, welcher kirchliche Art und Sprüche parodirt und solche in witziger und derber Weise auf die Butterträgerin bezieht. Immer wieder ist es der kirchliche Cultus, an welchem der Bauer seinen Witz ausübt, und nicht fein springt er mit ihm um, gerade als hätte derselbe mit der Religion nichts zu schaffen. Mir liegt eine Predigt: „Auf den heiligen Einzug einer Butterin" vor, die zu derb ist, als daß ich mir sie hier wiederzugeben getraute. Dieselbe wird auch zumeist durch das Geklimper und Geschelle unterbrochen, doch später, wenn die Burschen unter sich allein sind, herumgetragen und auswendig gelernt von dem, der's noch nicht kann. Uebrigens schließt die Predigt mit einem ganz ernsthaften Dank und Lobe Gottes, der „die Kühe futtert und die Wiesen buttert".

Nach der Predigt mischt sich der Prediger wieder unter die Menge und stimmt mit ihr einen Lobgesang an, dessen Pointe sich aber nicht auf die Butterträgerin spitzt, sondern zumeist auf irgend ein paar unbeliebte Gesellen, die etwa

Hansel und Hiesel heißen mögen. Die Menge schreit im Gebettone:

> Heilich, heilich, heilich,
> Der Hansel ist abscheulich,
> Der Hiesel, der ist ah nit schön,
> Die mögen miteinandergehn.
> Heilich, u. s. w.

So ist es ein übermüthiger, überaus lebendiger Zug, der sich dem Hause zu bewegt. Die Bäuerin kommt ihm schon lachend entgegen, um der Butterträgerin die Last abzunehmen.

„O lieber Narr!“ ruft sie, ohne auf die Rotte weiter Rücksicht zu nehmen. „Das schickt der Tonibauer?“ (Oder wie er heißen mag.) „Jesseles, Jesseles! Das ist aber schon gar alles zu viel, das! Und die Schwar'n, die's hat!“

„Um Gotteswillen, gieb Achting, Bäurin, es sind auch etlich Eier d'rin!“ mahnt die Magd.

„Eier auch, sagst? Und gewiß recht große; aber so eine Gutheit vom Tonibauer! Laß vieltausendmal Vergeltsgott sagen, Deiner Bäurin! Leicht kann ich ihr's bald zurückerstatten.“

„Wir bauen ja kein Haus nit!“ sagt die Magd.

„Du Narrisch! Kann ja niederbrennen!“ meint die Bäurin in ihren Freuden. „Aber jetzt mußt mitgehen. Geh nur mit; sei nit so gschamig. Viel kriegst eh nit. Geh' nur mit!“

Die Magd schlüpft hinter der Bäuerin in die Nothhütte; dort wird ausgepackt, bewundert und die Trägerin wird bewirthet mit Eierspeise oder Schmalzmus, während die Arbeiter draußen ihr Wesen weiter treiben.

Natürlich muß sich die Magd nun vor dem Essen und während desselben entsprechend zieren, als, sie wäre ja kein

Brösel nix hungrig, es wäre eine rechte Grobheit, da eine Weil' essen hergehen! So sollt' die Bäurin doch wenigstens mitessen und kosten, wie sie wunders gut kochen könne — und derlei Sprüchlein mehr, auf welche die Bäuerin ihrerseits wieder etliche Redensarten in Bereitschaft hat. Wer da meint, bei den Bauern gäbe es keine Höflichkeiten, Formeln, Aeußerlichkeiten und Phrasen, der meint etwas sehr Unrichtiges. Die Bauernetikette ist die strengste und umständlichste und giebt der spanischen Hofsitte nichts nach.

Nach dem kleinen Mahle geht das „Vergeltsgottsagen", das „Dank Dir Gott der braven Nachbarin", das „Behütgottnehmen" an, und kaum ist die Butterträgerin mit dem leeren Korb aus der Hütte getreten, nimmt sie der tolle Zug wieder in seine Mitte und geleitet sie davon, wie er sie herbeigeleitet hatte. Jetzt kann man sich schon näher an sie machen und den Ehren freieren Lauf lassen. Mit Reseden und Nelken bekränzt man ihren Busen, was sie freilich nicht hindern kann, weil sie jetzt auf einmal den Kopfkorb mit beiden Händen halten muß, daß er nicht herabstürzt. Endlich rufen sie ihr zu, sie sollte bald wiederkommen! und kehren zurück zu ihrer Arbeit. Schon bei der nächsten Mahlzeit empfinden sie die Segnungen der Butterträgerin. Und am nächsten Tage kann wieder eine kommen. Es will keiner von den Nachbarn, Anrainern und Verwandten zurückbleiben und die Bauleute geben sich redlich Mühe, mit Pomp und Appetit die Gaben zu ehren.

Noch erheischt es die Sitte, daß jedem Bauernhofe, der eine Butterträgerin geschickt, etwas von dieser Butter Gebackenes zurückgesendet werde, und so sehen wir manchen Korb mit Krapfen aus der Nothhütte davontragen, woran die Arbeiter jedoch nicht Gelegenheit nehmen, ihre Freude klingend und

schrillend auszulassen. Jene Person, welche den Korb mit Krapfen trägt, wird bei der Nachbarin ebenfalls bewirthet, was wieder mit den üblichen Redensarten vor sich geht. Der Bauersmensch hat in seinem Sprachschatz nur wenige Hundert Wörter, aber um so öfter und fleißiger weiß er diese wenigen bei jeglicher Gelegenheit anzubringen.

Endlich steht das Haus fertig da und hat über der Thür einen schönen Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen!“ oder „Wer auf Gott vertraut, hat fest gebaut.“

Indes vergißt der Eigenthümer nicht, daß er auch den Menschen was abzutragen hat und nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Nachbarn zu beschicken mit Allem, was er hat und der Andere in der Drängniß braucht. So helfen sie sich gegenseitig und so bauen sie sich einander die Häuser. Dieselbe Zusammenhaltigkeit offenbart sich beim Gebirgsbauer auch, wenn Einer von ihnen durch verschiedene Elementarereignisse verunglückt, durch Krankheit an seinen Arbeiten verhindert wird oder irgendwie in Noth ist. Sie helfen sich gegenseitig, und das ist das Geheimniß, warum der Bauer trotz Allem so schwer umzubringen ist.

— Aber ich habe ein unseliges Postscriptum. Ich muß bekennen, daß ich's in meiner Jugend so fand, daß sich die Dinge aber geändert haben, weil die Weltkugel seither ein Stücklein weitergekugelt ist. In der Welt ist das Geld Mode geworden. Alles wird mit Geld gewogen, mit Geld bezahlt; alle Arbeitsleistungen werden nach Geld bemessen, alle Lebensmittel in Geld geschätzt. Die Wohlthätigkeit wird dabei mager; früher hat der alte Bettelmann ein Stücklein Rauchfleisch oder ein Klümplein Butter erhalten, heute bekommt er seinen Kreuzer. Manchem Bauer wäre es lieber, er dürfte seine Steuern mit Dienstleistung oder Feldfrüchten abstatten, wie

in den Zeiten der Robott und des Zehents, als mit Baargeld. Doch das Geld regiert die Welt! So brüllt der Ochs im Stall, so singen es die Vögel auf den Bäumen, so läuten es die Glocken auf dem Thurme, der Flachs auf dem Felde blüht es blau heraus und der Dünger stinkt es weit über die Aecker hin: „Geld regiert die Welt!" Da will es wohl auch der Bauer vorziehen, seinem bedrängten Nachbar die Beisteuer anstatt in Arbeitskräften und Lebensmitteln in Geld zu leisten. Und Geld hat er kein's.

Der Meichelbumhof,

oder wie es bei bäuerlichen Erbschaftsangelegenheiten zugeht.

So viel Leben war schon lange nicht mehr im Haus, als heute, da ein Todter drin liegt. In der Nacht ist der alte Meichelbum gestorben. Der Besitzer des Meichelbumhofes, der Vater von vier Kindern, die Gottlob schon erwachsen sind. Es wird heute noch viel geweint werden, denn Nachmittags werden sie kommen, die Schusterin von Bauschlag und die Jungdirn, die beim Vetter dient im Lackenhof, und der Holzknecht-Damel aus dem Sindelwald — lauter Kinder vom alten Meichelbum, nach denen der Wast hat schicken lassen. Der Wast ist der älteste Sohn des Hauses und dazu bestimmt, den Hof zu übernehmen. Er muß also jetzt die „ganze G'schicht" leiten, dorthin denken, daher denken, anschaffen, nachsehen überall und selber Hand anlegen. — Zum Traurigsein hat er nicht Zeit, das werdet Ihr wohl einsehen.

Das Testament hat er im Sack, und zwar im inwendigen Leibelsack, da mag er den Rock hin und her werfen, oder wechseln, wie er will. Sein erster Weg, nachdem der gute Vater todt war, ist zur großen Gewandtruhe gewesen; in

derselben ist ein geheimes Schubfach mit dem Baargeld. Das nimmt der älteste Sohn zu sich als theueres Andenken an den Verstorbenen und versteckt es hoch oben unter ein Dachbrett. Auch alte Silberthaler sind noch da, von denen Niemand was weiß, sie werden auch versteckt. Mein Gott, wenn jetzt so viele fremde Leut' ins Haus kommen, man kann die Sachen nicht gut genug aufheben.

Die Erste, die kommt, ist die Schusterin von Bauschlag. Der Wast geht ihr entgegen und sagt betrübt: „Jetzt haben wir halt nit gut gehaust, meine liebe Schwester." Da hebt sie schon zu weinen an, tritt an die Bahre. Der Wast zieht das Tuch vom Haupte weg und sagt leise: „Als wie wann er schlafen thät!" Die Schwester, sie denkt auch an ihren Mann, an ihre Kinder.

Bald darauf kommt die Jungdirn Seffel; sie schreit auf und springt ordentlich hin auf den Todten und ist schier rasend vor Schmerz. Sie ist noch jung und der Vater ist ihr Alles gewesen. „Mein Vater! Mein Vater!" ruft sie, „jetzt bin ich ganz verlassen!"

„Gescheit sein," sagt ihr Bruder, „ich werd' schon auch auf Dich schauen!"

Mitten in der Nacht erst kommt vom fernen Sindelwald herab der Damel. Er wird nur ein wenig blaß im Gesicht, als er den todten Vater sieht, sagt aber nichts und hält den Hut vor den Mund, daß man das Zucken der Lippen nicht sollte merken.

„Der Damel macht sich nicht viel daraus," sagt der Wast zur Schusterin, „ist auch ein Glück, wer's kann."

Hierauf setzen sich die Geschwister in dem kleinen Stübel zusammen und berathen das Begräbniß. Sie werden alle mitzahlen, so sollen sie auch mitrathen. Die Jungdirn Seffel

will den großen Conduct haben mit allen Glocken und Musikanten, auch Geistliche von der Nachbarschaft und eine versilberte Metalltruhen, wie der jüngstverstorbene Werksverwalter bekommen hat.

„Was hat er davon?“ meint der Wast, „einfach und würdig. Fleißig beten für ihn, ist besser als so eine herrische Leich’.“

Derselben Meinung sind auch die Schusterin und der Holzknecht. Die Schusterin sagt’s gleich heraus, was sie sich denkt: „Uns geht’s auch nit aufs Best’; dem Vater wird’s lieber sein, wenn seine Kinder und Enkel um das mehr zu theilen haben.“

„Ist eh so,“ sagt der Damel; er hat das Heiraten im Kopf, denn bei der letzten Beicht hat ihm der Pfarrer Anständ’ gemacht von wegen der Liserl.

„Was übrig bleibt,“ sagt jetzt der Wast, „das wird getheilt unter uns Vieren nach Recht und Gewissen. Ich verkürz’ Euch um keinen Kreuzer, das könnt Ihr glauben. Ich möcht’ keine Nachred’ haben, ich nit, und brauch’ auch den Segen Gottes in der Wirthschaft. Ist kein Spaß nit, jetzt zu übernehmen. Ist hart anfangen für einen jungen Besitzer. Ist halt ein Unglück.“

Ob nicht ein Testament da wäre? fragt der Damel.

„Ich hab’ nit nachgeschaut,“ sagt der Wast ein wenig scharf, „wer denkt jetzt auf solche Sachen? Glaub’s übrigens nit, daß er an ein Testament gedacht hat. Unter Geschwistern wird das leicht wohl nit nöthig sein, wird Eins das Andere nit drucken.“

Aehnliches wird gesprochen. Einfach und würdig wird das Begräbniß vollzogen. Die Schusterin ist mit ihrer ganzen Familie dabei; fünf Kinder von zwei bis acht Jahren hat

sie, diese werden angeleitet, dem „Vetter Wast schön die Hand zu bussen." Der Holzknecht Damel stellt ihm ein etwa zwanzigjähriges Dirndel vor, das schier zu frisch ist, um so viel Traurigkeit zusammenzubringen, als für ein ordentliches Begräbniß nöthig ist. „Ich denk', Bruder," sagt der Damel, „die wirst heut' nit das letztemal sehen."

„Gunn Dir's," antwortet der Wast, „mir geht's dieweilen noch nit so gut, daß ich ans Heiraten kunnt denken." —

Als der Wast von der Bestattung des Vaters heimkommt, ist schon ein Gerichtsbrief da. Für die nächste Woche wird die gerichtliche Schätzung von Haus und Grund und allen Fahrnissen angezeigt.

Da giebt's jetzt zu thun. Um die Uebernahms- und Erbsteuern zu verringern — „und wer wird den Herren das Geld einspielen!" — wird jetzt auf die Seite gebracht, was auf die Seite zu bringen ist. Die Geschwister sollen unter der Hand entschädigt werden; das hat ihm sein Vater aufgetragen, und ist auch ganz recht — denkt der Wast. Ein Glück, daß zwei Kalben und ein junges Pferd gerade auf der Reidelalm sind. Wenn nicht just darnach gefragt wird — und wer soll denn fragen nach der Reidelalm, die nicht zum Hof gehört? — so braucht man nichts zu sagen. Von den dreißig Metzen Korn, die der Kleinmüllner schuldig ist, und von etlichen sonstigen Posten, die der Meichlbumhof einzubringen hat, braucht jetzt auch Niemand was zu wissen. Die Schuldner werden sicherlich auch still sein, und davonlaufen können sie nicht. Zum Nachbar Breitebner sagt der Wast im Vertrauen: „Sollst an mir keinen schlechteren Nachbar haben, als an meinem Vater. Die Bauern müssen sich einander forthelfen heutzutag; gelt, Du bist so gut und laßt mir ein paar Holzwägen und einen neuen Pflug in Deine

Wagenhütten herüberstellen? Ich hab frei zu wenig Platz in meinem Hof."

Eingedenk ähnlicher Gefälligkeiten, die der Breitebner dem Meichelbum zu verdanken hat, stimmt er gerne bei: „Bring her, was Du willst, ich hab' Platz genug."

„Hast Du etwan auf der Alm nit ein feiles Paar Ochsen?" fragt der Wast.

„Die Falchen, wenn Du sie gut zahlst."

„Aber borgen mußt sie mir. Nach der Verlaßabhandlung werde ich schon zahlen und dieweilen laß mir die Ochsen auf Deiner Alm stehen, braucht Niemand vom Handel zu wissen."

Zur Nachtzeit geht der Wast viel in seinem Hause herum, daß die Dienstleute oft schier meinen, es poltert der Geist des verstorbenen Bauers. Es ist aber kein leeres Nachtwandeln, der junge Bauer hat zu thun. Vom Feldkasten schleppt er eine dicke Speckhaut und Selchfleisch in den Stadl und vergräbt die Sachen im Heu. Ein paar gefüllte Kornsäcke und einen schweren Schmalzkübel verbirgt er im Streuschoppen, Pferdegeschirr und Strickwerk, auch Eisenwerkzeuge trägt er auf die Tenne und häuft Stroh darüber; den Kugelstutzen bindet er sogar sorgfältig in einen Schaub, und wenn ihn etwa ein Knecht dabei erwischt, so sagt er: „'s ist nur, weil ich keinen Waffenpaß hab'."

Endlich ist Haus und Hof hübsch ausgeräumt, da kommen die Schätzmänner. Es sind beeidete Bauern aus der Gegend, Sachverständige selbstverständlich, und eine Gerichtsperson. Diese Gerichtsperson hat aus Eigenem grundbücherliche Studien gemacht, hat gesehen, daß der vor Jahren erfolgte Tod der Meichelbumbäuerin keinen Nachlaß ergab, weil dem Weibe nichts verheiratet gewesen. Die Gerichtsperson hat sich ferner berechnet, daß der Meichelbumhof, wie er liegt und steht,

mit den hundertvierzig Jochen Grund und Boden an die acht oder neun Tausend Gulden werth sein kann. Jetzt sieht diese Person auch, daß der Wald stattlich dasteht und die Gebäude in gutem Zustand sind, sie beglückwünscht den jungen Besitzer zu seinem Anwesen.

„Wär' schon recht," lacht der auf, „ist halt nit alles Gold, was glänzt."

Ladet hierauf die Schätzmänner vor der Arbeit zu einer kleinen Jause, „der Weg ist weit daher und der Mensch wird hungrig und durstig. Wird für den Bauer eh bald eine Zeit kommen, wo er sich keinen Bissen Braten, keinen Tropfen Wein mehr wird gunnen können. In Gottesnamen! Sich nichts machen daraus, ist das Allerbeste. Nur zugreifen, was da ist!"

Hernach hat er mit den Vertrauensmännern zu sprechen, sie wüßten es vielleicht auch, was das heißt, ein Anwesen zu theuer zu übernehmen, man käme sein Lebtag nicht mehr heraus. „Und wenn man jetzt verkaufen möcht', was kriegt man denn für Grund und Boden, auf dem so schwere Steuern liegen? Auf die Felder schier alle Jahr Frost oder Hagel oder Trocknis, oder was Anderes. Die Dienstboten nit zu kriegen, das Vieh wohlfeil — kümmerlich geht's her, kümmerlich. Holz hat einen Werth, schon recht, aber bis man's vom Stock zur Eisenbahn bringt, das braucht auch was." So klagt er weiter, der Wast, und versichert: „Wann's nit just so der Willen von meinem seligen Vater wär', daß ich den Hof sollt' übernehmen, ich ging' davon wie die Dirn vom Tanz — heut' lieber wie morgen." Und bittet hernach um gnädige Rücksicht.

„Wird auch das Gericht nit wollen, daß wir Dir weh' thun," sagt einer der Schätzmänner so ein wenig gegen den Beamten hin, „die Steuerzahler darf man nit umbringen."

Die Gerichtsperson sagt nichts, sondern thut einen erklecklichen Schluck.

Nun sind auch die Geschwister gekommen, weil sie vom Gerichte eingeladen wurden, der Schätzung des väterlichen Nachlasses beizuwohnen. Nur die Jungdirn Seffel hat sagen lassen, sie habe schon das Vertrauen zu ihrem Bruder Wast und wolle jetzt von so Geldsachen nichts wissen. Die Schusterin ist bei der Schätzung mit Allem einverstanden, sie ist ganz berauscht von den vielen Zahlen und Geldbeträgen, die sie da aussprechen hört, sie ist das viele Zählen gar nicht gewohnt. Alles, was ringsum da ist, wird aufgeschrieben und geschätzt, sogar der alte Schweinstrog im Hof, und sie berechnet von jedem heimlich jubelnd den Theil, der auf sie und ihre arme Familie fällt.

Der Damel macht bisweilen einen gelinden Einwand. Diese Egge, das wisse er, sei seinerzeit wohl auf zehn Gulden zu stehen gekommen, und jetzt solle sie nur zwei Gulden vierzig Kreuzer werth sein? — Korn, hätte er gedacht, müßte mehr vorhanden sein nach der guten Fechsung im vorigen Jahr, und die Zeughütte sei, so lange er noch daheim war, voller Werkzeug gewesen.

Versetzt ihm der Wast ganz kühl: „Wann Du etwan glaubst, ich hab' etwas beiseite geschafft — überzeug' Dich, die Wege stehen Dir offen!"

„Aber Bruder, ich hab's ja so nit gemeint!" muß der Damel beschwichtigen, und die Schätzung nimmt ihren ruhigen Verlauf.

„Die vorhandene Kücheneinrichtung auf fünfzehn Gulden!" schlägt der Schätzmann vor.

„Um das gehört sie Dein," sagt der Wast, „ich nehm's nit dafür."

Sie stellen die Kücheneinrichtung auf sieben Gulden. Aehnlich geht's weiter über Scheunen und Viehstand und endlich über Haus und Grund.

Das hinterlassene Gesammtvermögen des verstorbenen Meichelbum, als in dem Anwesen und den Mobilien bestehend, beträgt, abzüglich der Schätzungskosten, genau dreitausendeinhundertachtundsiebzig Gulden und siebzig Kreuzer.

„Diese Summe," sagt nun, als ob schon Verlaßabhandlung wäre, die Gerichtsperson, „diese Summe in vier gleiche Hälften getheilt, bekommt einer der Erben siebenhundertvierundneunzig Gulden, siebenundsechzig einen halben Kreuzer."

„Uh, den halben Kreuzer!" ruft die Schusterin aus.

„Den können wir ihm schenken," sagt der Damel, „nachdem uns jetzt etliche Tausender aus unserem Säckel gezogen worden sind."

„Wer hat aus dem Säckel gezogen?" fragt der Wast scharf, „etwan diese Ehrenmänner?"

„Uns armen Leuten!"

„Wärst daheim blieben! Hättest daheim gearbeitet, anstatt im Holzschlag für Deinen eigenen Säckel!" So der Wast.

„Wer hat mich denn hinausgebissen?" fragt der Damel giftig. „Weißt damals —"

„Geduld haben beim Vater, krankenwarten, das hab' ich dürfen; erben wollen Andere."

„Ich verlang', was mir gebührt," sagt der Damel, „und ausrauben laß ich mich nit!"

„Schau Deine Reden an, Holzknecht!" ruft einer der Schätzmänner, „und gieb acht, daß Du nicht eingesperrt wirst!"

„Das gehört dazu," sagt die Gerichtsperson gelassen, „gestritten und geschimpft wird bei jeder Schätzung."

Jawohl, so eine Erbschaft ist unter Brüdern ihre ewige Feindschaft werth.

„Es sind auch Schulden da," sagt der Wast, „die Krankenkosten für den Vater, die Leichenkosten, das liegt auf der Hand. Dem Breitebner ist der Vater noch ein paar Ochsen schuldig geblieben, dem Kirl-im-Graben—"

„Intabulirt?" fragt das Gericht dazwischen.

„Intabulirt oder nit, es wird wohl eine Ehrensache für die Kinder sein, die Schulden des Vaters zu zahlen, wenn sie sein Vermögen annehmen." So brav spricht er, der Wast, aber die Gerichtsperson macht Umstände und verweist auf die Verlaßabhandlung.

„Auch ein Testament ist da," sagt jetzt der Wast und bringt eine Urkunde herbei, die formrechtens giltig ist, dem ältesten Sohn das Hauswesen zuspricht mit der Bedingung, dasselbe brav zu verwalten. Dieses Testament setzt zu Gunsten des Uebernehmers die übrigen Kinder — auf den Pflichttheil.

Die Männer machen lange Gesichter. Die Schusterin fragt den Bruder Damel: „Was steht denn in diesem Brief? Ich hab's nit ausgenommen. Kriegen wir jetzt mehr?"

Der Damel sagt gar nichts. Wie ein finsteres Gewitter, das sich nicht ausgeschüttet hat, so geht er davon.

Jetzt heben aber die Laufereien zum Notar an. Die Advocatenstuben mit ihren Umstandmachereien, Vielschreibereien und ihrem Deutsch, das kaum ein geschulter Mensch, geschweige ein Bauer, und geschweige doppelt eine Schusterin von Bauschlag verstehen kann, sind wahre Folteranstalten, daß der Erbe am liebsten sagen möchte: „Laßt's mich aus, ich pfeif' (verzichte) auf den ganzen Bettel!"

Aber Leute, wie der Holzhauer Damel und die Schusterin stehen um jeden Groschen, den sie erhaschen können, sieben

Stunden lang im Fegfeuer. Es handelt sich ja um ihre Existenz, um ihre Familie, um das, worauf sie gehofft und längst gebaut haben. Da hocken sie stunden-, tagelang in der staubigen Kanzlei, simuliren vor sich hin, denken sich allerlei Finten aus, um trotzdem dann, wenn sie vorkommen, entweder dumm wie ein Bund Stroh daher zu reden, mit ihren schiefen Beweisgründen Vorstellungen zu machen, unterthänig zu jammern oder kotzengrob dreinzufahren. — Der Notar achtet weder Eins noch das Andere, schreibt wie eine Maschine — die aber auch geölt werden kann — Aussagen und Antworten auf, mißversteht bisweilen auch den Bauersmenschen und schreibt gelb, wenn jener grün meint. Jedes Gericht ist dem Bauer ein Greuel, als wäre es das jüngste, und es ist wahrlich kein Wunder.

Aber wenn sich's um eine Erbschaft handelt, da muß man doch hingehen.

Die Verlaßabhandlung über die Hinterlassenschaft des Meichelbum giebt sich ganz einfach:

Kaufwerth und Schätzungswerth ist bei Realitäten nicht ein und dasselbe, darauf macht der Notar die drei Erben im Vorhinein aufmerksam, falls sie gegen den Uebernehmer des Hofes einen Proceß anstrengen wollten. Der Kaufwerth kann hier möglicherweise an 9000 Gulden betragen. Aber jetzt kann nur vom Schätzwerth die Rede sein, und der macht 3178 Gulden und 70 Kreuzer aus. Davon ab die Schulden, Auslagen und Gerichtskosten, bleibt ein Rest von 2008 Gulden 36½ Kreuzern. Nach dem Erbschaftsverhältnisse wäre diese Summe in vier gleiche Theile zu theilen, so daß auf jedes der Geschwister ein Betrag von 502 Gulden 9⅛ Kreuzern käme.

„Uh, den Achtelkreuzer!" ruft die Schusterin wieder aus.

„Wart' nur, Schwester," sagt der Damel, „wir sind noch nit fertig, es wird viel sein, wenn nit wir dem Bruder was draufzahlen müssen, für das, daß er unsers Vaters Haus und Hof erbt."

Der Notar fährt fort: „Das eben Angedeutete wäre unter gewöhnlichen Umständen der Fall. Nun besagt aber das Testament des Erblassers, daß die drei Kinder Damian, Justina und Josefa zu Gunsten ihres ältesten Bruders Sebastian auf den Pflichttheil verwiesen sein sollen, damit es dem jungen Besitzer möglich werde, das Anwesen aufrecht zu halten. Der Sebastian wird bei seinem guten Herzen gewiß nicht versäumen, seinen Geschwistern sonstwie manches Gute zu thun. Der Pflichttheil ist die Hälfte der Erbschaft und hat also" — mit strenger Stimme — „der Sebastian an jedes seiner Geschwister einen Baarbetrag von 251 Gulden $4^2/_3$ Kreuzern auszuzahlen, nebst fünfprocentigen Zinsen vom Todestage des Vaters an."

„Wie doch das Gericht auf uns schaut!" sagt der Damel mit bitterem Hohn.

Die Schusterin ist aber immer noch ganz glücklich. Sie hat ihr Lebtag noch nicht so viel Geld auf der Hand gehabt.

Anders ist's freilich, als sie mit diesem Gelde zu ihrem Manne heimkommt. Der hat sich in einfältiger Erwägung, daß der Meichelbumhof gegen die zehntausend Gulden werth sein könne, allermindestens zweitausend Gulden verhofft und sich damit im Geiste schon eine saubere Werkstatt gebaut und eine Auslage mit großem Glasfenster auf dem Bauschlager Kirchplatz. Vor lauter Denken und Bauen hat er schon die ganzen Nächte her nicht schlafen können. Und jetzt!

„Diese lumpigen paar hundert Gulden, das sind Deine Erbschaft? Und wo Muttersach' noch dabei ist, weil es dazumal

bei ihrem Tod geheißen hat, es wär' ihr nichts verheiratet gewest! Das sind die braven Leut! Ein Rind bist, und Dein Bruder ist ein Spitzbub und Dein Vater ist ein —"

„Laß mir meinen Vater in Fried!" ruft die Schusterin, da hat sie schon ihr Theil auf der Wange. Und das ist ihre Erbschaft — nicht Pflichttheil, sondern freigemessen.

Der Damel weiß nun, mit seinem Heiraten ist's nichts. „Bettlerheirat," sagt er, „will ich keine machen. Die Lieserl, die werd' ich schon zu tröften wissen und die Gemeinde, die will ich in Unköften sprengen, daß ihr noch darüber die Augen aufgehen werden: Man soll' armen Arbeitsleuten nit so groß Unrecht thun lassen."

Jetzt geht er zu seiner jüngsten Schwester, die beim Vetter Lackenhofer im Dienst steht.

„Ist mir frei recht," sagt sie, „daß ich mit Dir reden kann. Ich geb' schon auch was her dazu; ein Grabkreuz ist mir eingefallen für unsern Vater."

„Ja freilich," versetzt der Damel, „für den lieben Vater, der Dich enterbt hat!"

„Wieso?" fragt das Dirndel, wieso er jetzt wieder auf das zu reden käme?

„Auf den Pflichttheil sind wir gesetzt."

„Ich versteh' nichts davon."

„Du verstehst nichts davon. Ich will Dir's schon auslegen. Der Pflichttheil, das heißt, daß wir enterbt sind. Den Pflichttheil muß er geben, und wenn er zehnmal nit will. Ist windig genug, ein solcher Ersatz dafür, daß er Einen auf diese Welt gesetzt hat, auf diese Betrügerwelt, auf diese mistige Welt!

„Was sagt denn der Wast dazu?" fragt das Dirndel „für den ist's hart!"

Darauf versetzt der Damel: „Es ist eine Sünd' und Schand', wie Du dumm bist, Schwester! Aber ich sag' das: So dumm sein, daß man vom eigenen Bruder kreuzweis über den Löffel balbirt wird, obwohl man gar keinen Bart hat, das ist ein Jammer; aber so dumm sein, daß man's gar nicht merkt, wie Einem die Haut abgezogen wird, schau — das ist eine Gnad' Gottes. — Was der Wast dazu sagt, fragst! Der sagt gar nichts, der lacht sich ins Fäustel. Gut kann er's, der Lump! Zuerst uns ausbeißen, daß wir unser Brot fremderweis suchen müssen. Uns noch glauben machen, daß wir freiwillig gehen, weil wir uns auswärts was verdienen mögen, was daheim nit hätt' sein können, und dem Vater vormachen, es ginge uns eh gut und wir thäten gar nit mehr heimverlangen. Uns nichts zu wissen thun, wie der Vater krank wird. Und nachher sich bei ihm einschmieren, als wär' er's allein, der den Vater in den alten Tagen und in der Krankheit nit verlaßt. Und ihm so ein Testament abschwatzen! Jetzt hat er allein wenigstens siebenmal so viel, als wir Drei zusammen, und doch beschwert er sich, daß er unseren Bettel jetzt auszahlen soll."

„Laß ihm's," räth die Seffel, „laß ihm alles miteinander. Wir werden desweg' nit betteln gehen."

„Da hast einmal recht, Schwester. Aber das löbliche Gericht, das ja auf die armen Waisen schaut, wie Du siehst, das sagt: Pflichttheil muß auf der Stell' ausgezahlt werden. Ja, das Gericht, das ist so viel brav auf uns!"

Nach einer Weile hebt das Mädchen sachte an zu weinen. — Nicht des Geldes wegen, an das hat sie nie gedacht. Aber sonst! Sie muß ihrem Vater doch einmal hart weh gethan haben, daß er sie enterbt hat....

Dieses stille Hinweinen seines verlassenen Kindes hätte den alten Meichelbum noch im Grab erschüttern müssen, wenn ein Zusammenstimmen wäre in der Natur. —

Der Notar hat dem Damel gerathen, wenn sie meinten, sie wären verkürzt, so sollten sie klagen gehen, das Testament wäre freilich nicht zu ändern, aber der Hof könne noch einmal gerichtlich geschätzt werden, da liege es! — Die Geschwister einigen sich jedoch dahin, sie wollten auf alles miteinander pfeifen!

Und nun, meine lieben Leser, sage ich noch das: Diese Geschichte ist kein müßiges Zeug. Wie bei diesem Meichelbumhof, so geht es auch bei hundert anderen Höfen und Häusern zu im weiten Land — nicht minder auch in den Städten. Und selbst wenn den abziehenden Waisen nicht bloß der Pflichttheil, sondern die ganze „Erbschaft" zugeschrieben wird, sind diese Waisen gegenüber dem Uebernehmer des Hofes fast allemal noch weitaus die Geprellten. Es wird ja nöthig sein, daß im Interesse der Bauernwirthschaften und der Steuerzahler auf den jungen Besitzer Rücksicht genommen werde, aber dann sollen es die Herren offen sagen, daß auch gesetzlich von einer Gleichtheilung keine Rede sein könne, und sollen nicht auf Schleichwegen Hand dazu bieten, oder ein Auge zudrücken, um des einen Erben Willen die anderen so schmählich zu betrügen.

Das geschwisterliche Verhältniß der Meichelbumleute ist nun zerstört. Auf das Fürnehmen, die benachtheilten Geschwister gelegentlich anderwärtig zu entschädigen, hat der Wast längst vergessen. Er hat niemals so viel übrig, es „klemmt" ihn alleweil selber, und die gereizte Stimmung gegenseitig entfremdet und verfeindet die Blutsverwandten immer mehr. Die armen Schustersleute fallen fremden Leuten zur Last.

Der Damel macht sich auch kein Gewissen daraus, seine Familie der Gemeinde an den Hals zu schicken, und wenn bisweilen von Recht und Gerechtigkeit die Rede ist, da lacht dieser Holzknecht allemal höchst ungebührlich auf.

Nur die Dienstmagd Seffel lebt still und arbeitsam dahin, hat einen gutmüthigen Gruß für den Bruder Wast, wenn sie ihn begegnet, und alljährlich zu Allerseelen zündet sie eine Kerze an auf des Vaters Grab.



Wie sich unser Landvolk bei drohenden Gefahren verhält.

In einer Hochsommernacht war's, als der Wettersturm mit rasender Wuth hinfuhr über das einsame Gehöfte in den Bergen, als der Hagel, das Feuer, das Wasser und die Lawinen zu gleicher Zeit drohten, da zündete der Bauer eine geweihte Wachskerze an, kniete hin an seinen Hausaltar und bat mit der Inbrunst eines angstvollen Herzens zu Gott und den Heiligen um Schutz. Und als er so betete, da geschah es, daß am kleinen Crucifix der Heiland sein dornengekröntes Haupt hob, den blassen Mund öffnete und die Worte sprach: „Mensch, hilf Dir selbst, dann will auch ich Dir helfen."

Der Bauer stutzte. Obwohl in festem Glauben an die Gegenwart des Allgewaltigen im Crucifixe, war er doch einigermaßen überrascht ob der Erscheinung und der Stimme, die ihn angesprochen. Aber noch mehr erstaunt war er über die Zumuthung, daß der ohnmächtige Mensch den Anfang machen müsse und dann erst der allmächtige Gott eingreifen wolle.

„O Herr!" rief er, „was kann ich thun? Kann ich die Schloßen aufhalten, daß sie meine Felder nicht verwüsten? Kann ich den Blitz bändigen, daß er mein Haus nicht anzündet? Kann ich die Wasser leiten, daß sie meinen Hof nicht zerstören? Kann ich die Lawinen festnageln, daß sie mich nicht begraben?"

Hierauf antwortete der Herr: „Das, was Du genannt, ist allerdings zum Theile meine Sache. Was die Deine ist, das soll Dir Dein Sohn sagen."

Das Gewitter ging glücklich vorüber.

Es verging eine lange Zeit, der Sohn des Bauers war erwachsen. Er war in die Schule gegangen, hatte sich auch sonst umgesehen in der Welt und machte es nun, als er den Hof übernommen, in vielen Dingen anders als sein Vater.

Wenn im Frühjahre die Nachtfröste drohten, so hatte der Alte geweihte Pflanzen und Kräuter in das Feuer gelegt, daß der solchermaßen geheiligte Rauch die böse Macht in den Lüften brechen sollte. Der Junge machte ebenfalls Feuer, aber im Freien, warf sehr viel feuchtes Laubwerk und Reisig darauf, so daß dichter Rauch die Luft erfüllte. Auch die Nachbarn thaten dasselbe, die rauchenden Feuer wurden in der Nacht unterhalten, der Rauch legte sich wie ein Pelz über das ganze Thal, und die Fröste vermochten den Reben, blühenden Obstbäumen und Gartenfrüchten nichts anzuhaben.

Der Alte hatte aus Weidenzweigen, die am Palmsonntag in der Kirche gesegnet worden waren, Kreuzlein geschnitzt und sie dann am Hange, wo Lawinen drohten, in den Rasen gesteckt. Der Junge hatte Strauchwerk und Bäume gepflanzt an den Hang, noch dazu lange Lärchenpfähle in die Erde getrieben und so die Lawinen thatsächlich festgenagelt.

Der Alte hatte in der Gewitternacht eine geweihte Kerze angezündet. Der Junge ließ ebenfalls das Licht brennen wegen der nächtlichen Gefahr, gab seinen Hausleuten Befehl, für alle Fälle in Bereitschaft zu sein. Jedem trug er genau auf, was bei plötzlichem Ausbruch eines Feuers oder Wassers für ihn zu thun sei. Die Stallthüren wurden geöffnet, das Vieh, soweit es thunlich, von den Ketten gelassen. Tragbare Werthgegenstände wurden in Säcke und Kisten gethan (daß alles bei guten Gesellschaften versichert war, versteht sich von selbst), den Weibern und Kindern war eingeschärft, im Falle eines Unglückes das verwirrende Jammergeschrei und planlose Umherstürzen sein zu lassen, hingegen mit möglichster Ruhe der Sicherheit zuzutrachten. Und als dergleichen Anordnungen getroffen waren, kniete auch der junge Bauer hin und betete.

Bei drohenden Seuchen hatte der Alte Bußtage angeordnet, Fasten, nächtliche Gebete in Kapellen, und Wallfahrten. Der Junge sorgte nur, daß die gewohnte regelmäßige Lebensweise beachtet werde, Mäßigkeit in Nahrung, Arbeit und Ruhe, in der Kleidung und Stubenwärme, und daß übertriebene Angst und Aufregung vermieden bleibe.

Derlei Verschiedenheiten zwischen den Schutzmaßregeln des Alten und des Jungen gab es in vielen Stücken. Unglücksfälle kamen bei Letzterem freilich auch vor, aber sie waren nicht so groß und vernichtend, als in früherer Zeit. Da wurde es dem Alten, der immer noch lebte, allmählich klar, was jener Traum vor dem Crucifixe zu bedeuten hatte: Mensch, hilf Du Dir, so helfe auch ich Dir.

Bei dem Gebirgsvolke, welches immer zwischen drohenden Gewalten leben muß, wie sie im Flach- oder Hügellande unbekannt sind, kann man sehen, wie kaltblütig und gefaßt

die Leute zumeist bleiben, wenn das Unglück naht. Manchmal gilt es, Haus und Hof vor den heranwogenden Wildwässern zu schützen; mit ziemlicher Gelassenheit — kaum ein schnelleres Tempo als gewöhnlich einhaltend — arbeiten sie an den Schutzwerken, oft mit halbem Körper im Wasser stehend, und haben ihre Tabakspfeifen im Munde. Wenn schwerer Hagel niedergeht, daß die Dachschindelsplitter in den Lüften tanzen, die Zweige von den Bäumen fliegen und das reife Kornfeld hingemäht wird in wenigen Minuten, schmeckt dem Landmann freilich die Pfeife nicht, aber er steht ruhig an der Hausthür (wenn's der Sturm gestattet), schaut der Verheerung zu und sagt endlich seufzend: „So wäre jetzt wieder glücklich alles hin. In Gottesnamen.“ Was könnte er auch Anderes thun, als zuschauen? Unruh' und Verzweiflung faßt uns am sichersten dann, wenn wir uns selbst Schuld geben müssen. Elementarereignisse, die unserer Macht vollkommen entrückt sind, erwecken in uns weniger das Gefühl der Verzagtheit, als das der Andacht.

Im Allgemeinen machen Naturereignisse auf den für solche Dinge stumpfsinnigeren Landmann nicht den tiefen Eindruck, wie auf den Gebildeten; er sieht im Sommernachtsgewitter und im Schneesturm auch nicht die Schönheit, die darinnen ist.

Im Kainachthal war es bei einer Ueberschwemmung, daß in einer von Wasser eingeschlossenen Mühle der Mühlknecht und ein Bauer gefangen waren. Das Wasser hatte sie schon in das Dachgeschoß hinaufgetrieben, und von demselben aus blickten sie durch das Fenster über den weiten trüben See, in dessen Mitte die Mühle stand. An einer Seite war der nahe Bergrain, an welchem Leute umherstanden und beriethen, wie die beiden Männer aus der Mühle zu retten

wären. Es sollte erst ein Fahrzeug geschaffen werden, aber die Gefährdeten waren voll Ungeduld und riefen nach — Spielkarten! So wurde ihnen vom Raine aus ein Päckchen mit Spielkarten zugeworfen, sie erhaschten es am Fenster, gaben sich gemächlich der Unterhaltung hin und spielten mit aller Ruhe „Königrufen", bis sie gerettet werden konnten.

Im Fellachthale hatte der Dorfwirth bei einem nächtlichen Gewitter einmal ein Scheibenschießen veranstaltet. Die Scheibe war im Garten aufgestellt, der Schütze stand am Fenster und hielt den Finger am Hahn. Während der Blitzscheine zielte er, während des Blitzes drückte er los, und so geschah es, daß in einem und demselben Augenblicke der Donner, der Schuß und der Centrumpöller krachten.

Manchmal zeigt sich in den Stunden der Gefahr bei den kleinen Leuten eine große Seele.

Im Iselthal war es, zur Zeit, da die dortigen Bauernhöfe und Hütten durch Schneelawinen schwer bedroht wurden.

„Gehen wir halt in des lieben Gottes Namen schlafen," sagten die Leute am Abend, „wissen zwar nicht, ob wir wieder aufstehen werden." Da war ein altes Ehepaar, welches in einem besonders gefährdeten Häuschen lebte. Das ging jeden Abend vollständig angekleidet zu Bette. Man stellte ihm vor, daß — wenn die Lawine niederfahre — an eine Flucht aus dieser Hütte überhaupt nicht zu denken sei.

„Wohl eh' nit," antwortete der Häusler.

Warum sie hernach das Gewand anbehielten? Sagte das Weib: „Weil es halt gar so viel schiach ist, wenn man nur im Hemd oder gar mutternackt aus dem Schnee gegraben wird."

Die Schamhaftigkeit größer als die Furcht vor dem Tode.

Mit einer Art von Todesverachtung steht das Landvolk den Seuchen gegenüber. Mir ist kein Fall bekannt, daß bei heftigem Typhus oder den schwarzen Blattern, welchen besonders auf dem Lande viele Menschen zum Opfer fallen, ein Todter ohne Begleitung und den umständlichen Gebräuchen begraben worden wäre. Man pflegt sich im Hause des Todten — selbst wenn es ein verseuchtes ist — zu versammeln, Männer, Weiber, selbst Kinder, man hält die üblichen Leichenwachen ab, oft in überfüllten dunstigen Stuben, begleitet dann in langem Zuge den Sarg zur Kirche, zum Friedhof und geht hernach sorglos nach Hause. Es kann zugegeben werden, daß diese Dinge mehr aus Gedankenlosigkeit als aus Todesverachtung geschehen, allein sie würden nicht sein, wenn die Furcht vor Ansteckung so groß wäre, wie etwa bei den Städtern. Es geht bei solchen Leichenwachen manchmal gar nicht langweilig her, immer und immer wirbt das Leben um die Herzen, und so muß der Tod wohl einstweilen noch zurückstehen.

Noch erwähnt sei eine eigenthümliche Todesgefahr, in welcher jener Töpfermeister im Salzburgerland geschwebt ist. Der hatte eine vom Dorf entlegene Lehmstampfe, welche durch ein großes, sich sehr langsam bewegendes Wasserrad getrieben wurde. Das Rad ging in einer engen Radstube aus Brettern, die ein Fenster hatte gegen den Weg hinaus. Vom hochgelegenen Floße stürzte das Wasser nieder, welches durch eine Hebelvorrichtung an der Einmündung des Floßes auf das Rad oder von dem Rade abzuleiten war, je nachdem man dieses in Gang oder Stillstand haben wollte. War eines Tages der Töpfermeister beschäftigt, im Rade eine lose gewordene Taufel zu befestigen, und während er inmitten der zweifachen Radkreuze kauerte, begann von dem Holzfloß das

Wasser herabzugießen und das Rad hub an, sich langsam und schwerfällig zu bewegen. Der Mann klammerte sich an einen der Kreuzarme und begann nun mit dem Rade gedreht zu werden. Hinausspringen konnte er nicht, weil in der engen Radstube eine Zermalmung unvermeidlich gewesen wäre, auch war das Fenster zu enge, um durch rasche Wendung unversehrt ins Freie zu kommen. Anfangs meinte der Töpfer, das Rad hätte nur die Ueberschwere bekommen, würde sich einmal umdrehen und dann wieder stehen bleiben. Aber es drehte sich bei beständigem Niederströmen des Wassers immer um, der im Rade sich Festklammernde hatte den Kopf einmal oben, einmal unten, so daß er schwindelig zu werden begann. Auf seinen Hilferuf kam ein Hirtenknabe herbei, diesen bat der Mann im gehenden Rade, er möge zum Floße hinaufsteigen und den Hebel verschieben. Der Knabe lief, es zu thun, aber das Wasser strömte ungehemmt nieder, das Ungeheuer drehte sich und der Mann, der sich mit Händen und Füßen förmlich ins Rad geflochten hatte, lief schon Gefahr, das Bewußtsein zu verlieren. Nun kam der Knabe wieder zurück und berichtete weinend, er vermöge den Hebel nicht zu bewegen, es müsse etwas gebrochen sein.

„Na, gute Nacht!" sagte der Mann im Rad, „so ist's jetzt zum Sterben." Und während ihm das Wasser manchmal den Mund verlegen wollte, fuhr er fort, die Worte herauszustoßen, so oft er ans Fenster kam: „Sei so gut, Kind, und gehe ins Dorf und sag's. Und meinem Weib richte aus: Nicht verkaufen das Geschäft, Geschäftsführer nehmen und fortführen. Sie kann besser davon leben als vom Geld. Im Kleiderkasten unterhalb ist ein Sparcassabüchel. Meiner Schwester dreihundert Gulden. Für mich Jahrmessen. Ich bereue meine Sünden. Jesus, hilf mir!"

So hörte der Knabe den Mann rufen in der Radstube, da ging das Rauschen des Wassers allmählich in ein Plätschern über, versiegte endlich und das Rad stand still.

Ein vorübergehender Salinenarbeiter hatte die Gefahr erkannt und mit Einschiebung eines Brettes das Wasser abgeleitet. So kroch nun der Töpfermeister, naß wie ein Schwamm, aus dem Rade, aus dem Fenster und schaute die schöne Welt an.

Schreiber dieses hatte später Gelegenheit, den Mann zu befragen, wie ihm damals in der Todesgefahr zumuthe gewesen sei?

„Ja," meinte er, „hab' mir halt gedacht: Aus ist's, und einmal muß es auch sein. Wenn der Kopf unterhalb war, da hab' ich gar nichts denken können, war er obenauf, ist mir allemal das Weib und das Geschäft und meine Seel' eingefallen." Im Uebrigen soll ihn der Tod gar nicht einmal arg erschreckt haben.

Bei Spital am Semmering war mir eines jener thörichten Weibsbilder bekannt, die des Nachts, wenn's finster ist, sich vor Geistern fürchten. Es war ein Elend, die Magd soll unter der Decke zusammengekauert die halben Nächte lang vor Angst gebetet und gewimmert haben, bis sie in Schweiß gebadet endlich eingeschlafen. Es giebt auf der Welt — die Todesangst nicht ausgenommen — keine peinigendere Angst, als die vor Geistern. Sonst ängstigt man sich nur in Anwesenheit einer Gefahr, hier schwitzt man Blut auch in der Abwesenheit einer solchen, und die Einbildung weckt eine Welt von grauenhaften Gespenstern auf; man kann die Furcht vor ihnen nicht einmal Feigheit nennen, denn selbst die Muthigsten unterliegen dem Wahne. Feig war jene Magd nicht, denn eines Tages ließ sie sich in den Kampf mit einem Erzräuber

ein und schoß ihn todt. An einem Sonntag Vormittag, während die anderen Leute in der Kirche waren, mußte sie das einschichtige Bauernhaus hüten. Da sah sie den berüchtigten Schinder-Franz um den Hof schleichen. Die Hausthüre hatte sie versperrt, als er an derselben rüttelte, rief sie schneidig zum Fenster hinaus: Wenn er lebendig bleiben wolle, so solle er sich eilends davon machen, sie habe ein doppelläufiges Gewehr in der Hand! — Ein Weibsbild und ein Gewehr! mochte sich der Räuber gedacht haben, aber in dem Augenblick, als er mit einem schweren Holzblock die Thür einstieß, krachte der Schuß, der Einbrecher lief etliche Schritte dahin, fiel zu Boden und gab seinen Geist auf. Wenn nur auch die anderen bösen Geister so zu verjagen gewesen wären!

Einst fuhr ich auf der Rudolfs-Bahn, die damals ganz jung war und das Mißtrauen der Landleute noch nicht überwunden hatte. Neben mir saßen mehrere Bauern, wovon einer einen Korb mit lebendigen Hühnern hatte. Der Zug war in vollem Gange thalwärts, und an einer Felswand vorüber rauschte und brauste es ganz gewaltig. Plötzlich sprang einer der Bauern auf, rief um Hilfe, es seien die Bremsen gebrochen und der Zug werde im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen. Das Pfeifen der Maschine machte es noch ärger, die Bauern rangen ihre Hände und machten Miene, zum Fenster hinauszuspringen. Nur der Mann mit dem Hühnerkorb blieb ruhig. „Feierabend ist's," murmelte er und begann das Garnnetz zu öffnen, unter welchem die Thiere wogten und gackerten. „Vieherln, ihr habt es gut," sagte er zu den Hühnern, „ihr könnt zur Noth so viel fliegen, daß ein Davonkommen ist. Nur hinaus beim Fenster! Nur hinaus in die schöne Welt!" — Einzig

auf seine Hühner bedacht, ließ er sie davonflattern. Der Zug aber stürzte nicht in den Abgrund, sondern fuhr sachte in einen Bahnhof ein. Jetzt mußte der Mann aussteigen, um seine Hühner wieder einzufangen. Er erwischte sie zwar alle wieder, wurde aber höllisch ausgelacht und die anderen Bauern behaupteten nun, sie hätten ihn mit ihrem Angstgeschrei nur schrecken wollen. Mich dünkt, er hat sich bei der Geschichte tapferer benommen, als irgend Einer.

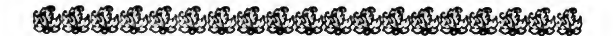
Nicht selten begiebt sich der Bauer freiwillig in Gefahr. Besonders oft ist das der Fall bei dem in den Alpenländern üblichen sogenannten Graßschneiteln. Da schnallt sich so ein Bursche scharfe Eisenzacken an die Füße und steigt vermittelst derselben auf die höchsten Fichtenbäume, um die Aeste herabzuhacken, die man als Stallstreu zu verwenden pflegt. Ist er auf dem Wipfel angelangt, so beginnt er sich damit zu schaukeln, und wenn der Baum in den richtigen Schwung gebracht ist, so versucht er es wohl manchmal, sich von dem einen Wipfel auf den Wipfel eines Nachbarbaumes hinüberzuschwingen. Wer sich einen solchen Vorgang vergegenwärtigen kann, dem wird die Gefahr desselben einleuchten. Gelingt es nicht, in einem und demselben Augenblicke, wenn der schwingende Baumwipfel dem nachbarlichen in die Nähe kommt, den letzteren zu packen, von dem einen die Eisenzacken aus- und in den anderen sicher einzuhacken, so stürzt der Mann in die Tiefe. Dem Simon Wasserhofer in Fischbach passirte es einmal, daß er sich bei einem solchen Ueberschwingen auf zwei hohen Wipfeln fest in den einen verhackte, ohne von dem anderen loskommen zu können. Jetzt hing er mit seinen zwei Beinen auf zwei verschiedenen Baumwipfeln, welche am Boden etwa sechs Schritte weit auseinanderstanden und auch mit den Wipfeln dementsprechend auseinanderzogen, so daß

der arme Simon, der sich weder von dem einen noch von dem anderen losmachen konnte, Gefahr lief, zerrissen zu werden. Da schwebte er wie ein Kreuz hoch zwischen den beiden Wipfeln, immer fruchtlos bemüht, sich zu retten — stieß aber keinen Laut aus. Die Genossen, welche auf anderen Bäumen waren, eilten herbei, und Einer stieg mit Stricken zum Simon hinauf, um ihm — er wußte selbst nicht recht wie — zu Hilfe zu kommen. Aber noch bevor dieses möglich war, verließ den Simon die Kraft, er ließ mit den Händen, die an den Aesten festgehalten hatten, los, stürzte kopfüber, ein paar Augenblicke hing er noch mit dem Fuße an einem Baum, während der andere Baum rauschend zurückwich, dann fiel er zur Erde und brach sich das Genick.

Wesentlich verringert hat sich seit einiger Zeit im Landvolke die Furcht vor den Gefahren des Soldatenlebens. Jener humane Bauernbursche kommt nicht leicht mehr vor, der auf dem Schlachtfelde dem gegenüberstehenden Feinde zurief: „Nit herschießen, es stehen Leut' da!"

Wenn man so einen Soldaten fragt, wie ihm vor dem Feinde zumuthe gewesen sei, so antwortet er: „Wie der Pulverdampf ist aufgestiegen, bin ich in eine höllische Wuth gekommen." Oder: „Wie ich die Kugeln sausen hör', hab' ich halt auch tüchtig dreingeschossen und gedacht: Bist hin oder nit, ist schon einerlei!" So schwer dem Gebirgsbewohner der Abschied von der Heimat ankommt, so sehr er oft an Heimweh zu leiden hat: auf dem Schlachtfelde ist von Rührseligkeit keine Rede mehr, mit heldenhafter Kaltblütigkeit blickt er dem Tod ins Auge, und der Fähnrich Leutegger aus dem Gurkthale rief in der Schlacht bei Magenta: „Vorwärts, Kameraden! Werden wir derschossen, so brauchen wir kein Todtenbett und kein Kerzelweib!"

Mit vorstehenden Beispielen möge der Muth unseres Landvolkes und sein Verhalten in Gefahren beiläufig gekennzeichnet sein. Die Leute meiden vielleicht möglichst alles, was mit Schlimmem droht oder rufen dagegen Gott zum Schützer und Helfer; doch in den Stunden wirklicher Noth stellen sie ihren Mann.



Der Pfingstlotter.

Ein Sittenbild.

Warum sie sich doch gar so feind waren, die zwei jungen Leute! Sie lebten nicht beisammen, sie waren nicht miteinander verwandt, sie hatten miteinander nichts zu thun, sie waren sich ganz fremd, ja miteinander nicht einmal verheiratet — und doch die große Feindseligkeit! Er war der Jungbauer des Zeiselhofes und ging sie nichts an; sie war Wiesendirn beim Teutbauer und ging ihn nichts an. — Daß Beide jung, sauber und frisch, ist denn das ein Ursach, sich spinnefeind zu sein?

Der Zeiselhof und das Teutbauernhaus lagen weit voneinander ab, es zog sich zwischen beiden eine tiefe Schlucht, in welcher Dornsträucher wuchsen, gleichsam, als wollte die Natur selbst mit scharfen Ruthen winken: Jungleute! Bleibt Euch einander vom Leibe! Doch am Sonntage kamen die Leute zusammen auf dem Dorfplatze und in der Kirche — und da war der Teufel los.

Das einemal drängte der Gregel, der Zeiselsohn, sich wie zufällig an der Susi, der Teutbäuerischen, vorüber und

trat ihr wie zufällig auf die Zehen. „Auweh!“ fühlte sie, „Auweh!“ dachte sie, aber „Auweh!“ schrie sie nicht. — Wart' nur, mein lieber Gregel, es kommt der zahlende Tag! — Einstweilen hing sie ihm Spottnamen an, und das sei ein jämmerlicher Zwerg, der den armen Mädeln auf die Zehen steigen müsse, um in die Welt gucken zu können. Ein anderesmal versetzte er ihr einen gelinden Ellbogenstoß, der zwar nicht wehthat und doch wieder wehthat, weil er höchstwahrscheinlich in der Absicht gegeben war, daß er wehethun sollte. Im Gedränge erwischte sie seinen Hut, that heimlich die Hahnenfeder herab und steckte dafür eine Brennessel hinauf. Der Gregel sah die Missethäterin nicht, ahnte sie aber, und bei einer nächsten Gelegenheit steckte er ihr meuchlings eine Handvoll Sägespäne am Nacken hinter das Kleid hinab.

„Zeiselbua! Zeiselbua!“ schrie sie ihm zornglühend ins Gesicht. — Zeiselbua! Zeiselbua! hallte es noch lange nach in ihrem bitteren Herzen. Und auf einmal wurde in der Gegend folgendes Liedchen gesungen:

„Zeiselbua! Zeiselbua!
Zeiselbua Gregel!
Er spannt drei Paar Ochsen zsamm',
Fahrt um zwei Vögel!“

Und wie nach solchen Tücken und Torten ihre Blicke sich begegneten! Herrgotts Kreuz! War das ein Feuer in den Augen! Wenn das nicht gut bewacht wird, wenn es jählings losbricht ....!

Einmal war im Sternstammhofe ein Brechelfest. Von der Nachbarschaft waren die jungen Leute zusammengeladen worden zum Flachsbrecheln und zu einem Tanz am Abende. Vor dem Tanz war eine Mahlzeit, bei welcher Weinbeersterz

aufgetragen wurde. Die Wiesendirne Susi war auch anwesend und der Zeiselhofer Gregel war ebenfalls vorhanden, und der Gregel wußte, daß die Susel den Weinbeersterz so gern esse. Vor dem Essen entwendete er ihr den Blechlöffel, feilte ihn heimlich am Halse zum größten Theile durch, und als sie nachher ihren Löffel zur Hand nahm und harmlos mit demselben in die Weinbeersterzschüssel fuhr, hatte sie auf einmal nur den Stiel in der Hand, und die Schaufel stak losgebrochen im Sterz. Das Gelächter war erschütternd, die Tischnachbarn wollten sie entschädigen und ihr mit den eigenen Löffeln Sterz in den Mund führen. Die Susi aber sagte trotzig, sie könnte sich schon selber ernähren, nahm einen anderen Löffel, that, als kümmerte sie sich nicht um den Spott, der ihren Schaden begleitete, aß tapfer drauf los und dachte: „Weiß es recht gut, wer mir's gethan hat. Wir wollen schon einmal abrechnen, falsches Bübel!"

Nicht lange hernach war Kirchweih. Der Gregel stand in Hemdärmeln, denn so einem Burschen ist immer warm, vor einer Bude und feilschte um eine Tabakspfeife; das Rauchen thut ihm zwar nicht gut, aber endlich wird es doch gelernt werden müssen, sonst glauben die Weibsbilder, er könne nichts vertragen. Das Gedränge war groß, und als der Bursche sich aus demselben hervorgewunden hatte, um ins Wirthshaus zu gehen, merkte er auf einmal, daß ihm sein Beinkleid niederwärts rutschte. Waren ihm unversehens die Hosenträger abgezwickt worden, und nun mußte er zum Gaudium der Leute das flüchtige Kleidungsstück mit den Händen halten, bis die Wirthin ihm mit frischen Banden zu Hilfe kam.

Der Gregel ahnte den Feind sofort. Und zum Ueberfluß rief ein Kamerad: „Du, das schaut der Teutbauerndirn

gleich! Willst Du Dir das gefallen lassen? Der wollen wir aber doch auch einmal etwas anthun, komm!"

„Was geht Dich die Teutbauerndirn an!" brauste der Gregel auf. Mit funkelndem Auge und mit geballten Fäusten stand er vor dem unternehmungslustigen Kameraden, daß dieser schwieg und sich verzog.

Wenige Monate später war Nicolausabend. Als die Susi in ihre Kammer ging und sich ins Bett legte, that sie einen Schreckruf. Im Bette raschelte es, Knoten und Knollen rollten durcheinander, und bei Lichte zeigte sich's, das Bett war voller Nüsse. Jetzt, das war eigentlich kein Unglück, Nüsse naschen, das that sie gerne, und den Nicolo, der ihr sie gebracht hatte, glaubte sie auch zu errathen. Sie untersuchte nur noch die Kammer, ob sich am Ende nicht auch etwas Anderes vorfinde — gottlob, das war nicht. Auch vor ihrem Dachfenster keine Leiter. Sie verschloß sorgfältig die Thür, begann Nüsse zu knuspern und schmiedete Rachepläne gegen den muthwilligen Störer ihrer nächtlichen Ruhe.

Die Leser bangen wohl nicht mit Unrecht davor, daß aus solchem Verhältnisse sich allmählich eine förmliche Blutrache herausbilden werde. Und in der That, die Susi wie der Gregel hatten kaum mehr einen anderen Gedanken, als den, was sie einander zufügen könnten. Den Winter über war wenig Gelegenheit, nur daß bei dem Faschingball der Gregel die Susi auf der Bank sitzen ließ und mit einem alten Weibe tanzte. Dafür schickte sie ihm nachher ein schön rothgefärbtes Osterei, dessen Inhalt aber schlotterte, weil es vom vorigen Jahr war. Am ersten Mai schickte ihr der Gregel einen großen Maibuschen; aber anstatt Bänder und Blumen waren dürre Besen dran.

Nun kamen die Pfingsten. Und da giebt es im Lande einen wunderlichen Brauch. Wer am Pfingstmorgen den Sonnenaufgang verschläft, dem setzen die Dirndeln einen Strohkranz aufs Haupt und rufen ihn als „Pfingstkönig" oder „Pfingstlucken" oder „Pfingstnudel" aus.

Die Susi, der keine Schwäche ihres Feindes entging, wußte auch, daß der Gregel an Sonn- und Feiertagen, wenn er sein eigener Herr war, gerne ein Stündchen über die Zeit im Bette duselte, um sich zu entschädigen für das Frühaufstehen an Werktagen. Also blieb die Susi in der Pfingstnacht wach und flocht einen schönen Strohkranz. Und als er fertig war, rief sie mehrere Genossinnen zusammen und ging mit ihnen im Morgengrauen hinüber zum Zeiselhof. Eine Dienstmagd dieses Hofes übte Hochverrath, und sie schlichen sich vorsichtig in das Gelaß, in welchem der Gregel thatsächlich noch süß schlief. Ganz sachte, sachte legte sie ihm den Strohkranz aufs Haupt und befestigte ihn noch mit einem Bändchen. Dann zog die Susi eine Schere hervor und schnitt dem schlummernden Burschen den Schnurrbart weg, aber nur auf der einen Seite, auf der anderen ließ sie ihn stehen.

Als solches vollbracht war, schlichen sie kichernd wieder davon. Und als sie vor dem Hause standen und die Sonne emporstieg über den waldzackigen Bergen, huben sie an zu rufen: „Pfingstlucken! Pfingstlucken!" Und um die Wette mit ihnen schrien, sangen die Vögel in den blühenden Kirschbäumen und auf den Giebeln des Hofes.

Jetzt erwachte der Gregel. Er richtete sich auf, da gewahrte er den Strohkranz; den riß er rasch vom Haupte, und sein erster Gedanke war: „Das hat sie mir gethan!" Wollte trotzig den Schnurrbart spitzen und fand nur mehr die eine Hälfte. — „Susi, Susi, diese Ernte wird Dir theuer

zu stehen kommen!" — Er schnitt sich die andere Hälfte seiner Manneszier weg, zog sein Feiertagsgewand an, ging in die Kirche und that, als ob nichts geschehen wäre.

Unter solchen und ähnlichen Begebenheiten verging die Zeit. Der Zeiselhofersohn aber hegte unheimliche Pläne. Was geschieht, wenn am Pfingstsonntage der Knab' zu lange schläft, das haben wir gesehen. Wie aber, wenn das Dirndel den Sonnenaufgang verduselt in seinen Kissen? Giebt es dafür kein Gericht? O ja, ein noch viel strengeres. Uralter Brauch in der Gegend ist folgender: Wenn am Pfingstsonntage das Dirndel den Sonnenaufgang verschläft, so kommen die Nachbarsburschen mit einer aus Stroh und Lappen hergestellten Puppe, die einem zerfetzten Vagabunden ähnlich sieht und lebensgroß ist. Diese Gestalt, der „Pfingstlotter" genannt (Lotter bedeutet auch so viel als wilder Liebhaber), hängen sie vor dem Fenster der Langschläferin an einen Baumast zum ewigen Spotte. Denn heilig ist die Morgenstunde der Pfingsten, sie ist voller Herrlichkeit und voll himmlischer Gnaden — kein Sterblicher sollte sie verschlafen! Und wer sie verschläft, für den hat das Volk Hohn und Spott, und der Gregel ergreift freudig diese Sitte, um an seiner so bösartigen Gegnerin die Schmach des Strohkranzes zu rächen.

Als wieder Pfingsten kam, trug sich Folgendes zu: In der Nacht ging der Gregel gegen das Teutbauernhaus, lehnte eine Leiter an das Dachfenster, hinter welchem die Susi schlief, und verhüllte das Fenster behutsam mit einem alten Lappen. Dann lud er mehrere Kameraden ein, ihm den „Pfingstlotter" herstellen zu helfen. Fleisch und Blut und Knochen aus Holzstangen und Stroh, Kleidung aus alten Lumpen, so erschufen sie den Lotter und hingen ihn an den Lindenbaum, der vor dem Fenster Susi's stand. Den Nachbarsburschen und Nachbars-

dirnen blieb das Unternehmen nicht unbekannt, sie standen früh auf und versammelten sich um den Teutbauernhof.

Die Susi war zeitig erwacht und wunderte sich, daß noch nicht der Tag hereinleuchtete zum Fenster. Sie legte sich auf die andere Seite und dachte, so könne man ja noch ein Schläfchen machen im süßen Frieden. Aber aus diesem Schläfchen im süßen Frieden ward sie grausam geweckt. Plötzlich erhob sich vor ihrem Fenster ein ohrenzerreißendes Johlen: „Pfingstlucken! Pfingstlucken!" Sie sprang aus dem Bette. Da wurde vom Fenster auch schon mittelst einer Stange der Lappen weggerissen und blendender Pfingstsonnenglanz schlug in ihr zuckendes Auge. Und jetzt bemerkte sie auch schon an dem Lindenast den Popanz baumeln, schauderhaft zu sehen. Der Pfingstlotter! — Das arme Dirndel brach am Bettstufen zusammen und hub an, herzzerreißend zu schluchzen.

Des befriedigten Rachegefühles voll, guckte der Zeiselhofersohn schon zur Kammerthür herein. Doch als er sah, wie sie im Winkel kauerte und weinte, da kehrte er zurück zu den anwesenden Burschen und sagte, des Uebermuthes wäre nun genug, sie sollten nach Hause gehen.

„Aha!" spotteten sie, „jetzt will er sie versöhnen. Dabei sind wir überflüssig. Der Pfingstlotter ist halt doch auch zu etwas gut!" Sie begriffen die Wendung früher als er selbst und verloren sich.

Der Gregel hatte sich schier artig zur Susi geschlichen, doch das erste, was er nun erfuhr, war ein herber Ellbogenstoß, und dabei hub die Susi an, noch kläglicher zu weinen. Er stand eine Weile neben ihr und wußte weder was er sagen, noch was er thun sollte.

„Bist harb auf mich?" war endlich das Wort, welches er an sie richtete.

Sie antwortete nicht, sondern weinte.

Ein echter Mann kann alles, nur ein Weib kann er nicht weinen sehen, das heißt, wenn er glaubt, daß es wirklich und herzlich weint, und wenn er es — lieb hat.

Und in beinahe schrecklicher Klarheit stand es plötzlich vor dem Burschen, daß er die Susi lieb hatte. Aller Haß, den er bisher gegen sie gefühlt, war eigentlich Liebe, alle Neckerei nur eine andere Art von Zärtlichkeit gewesen. Nun aber hatte es sich herausgestellt, daß er mit seiner Zärtlichkeit ein wenig zu dick aufgetragen.

„Das hast Du mir angethan!" stieß das Dirndel endlich unter Schluchzen hervor.

Er legte seine Hand auf ihre Achsel, sie stieß ihn nicht zurück.

„Susanna," sagte er, und seine Stimme war nicht so klingend wie sonst. „Susanna, so schlimm war es nicht gemeint. Es ist ja nur ein Scherz, den auch Andere erleben — ein Pfingstlotter."

„Mir liegt ja nichts an dem Pfingstlotter," antwortete sie; „aber daß Du, gerade Du . . ."

„Ja — liegt Dir denn an mir was?" fragte er.

Ihr Weinen wurde noch heftiger. „So weh! So weh thut es mir," stammelte sie nachher, „daß gerade Du mir alles Schlechte anthust!"

„Und Du?" fragte er, „treibst es Du anders mit mir?"

„Weil ich Dich gern hab'!" stieß sie hervor.

„Du hast es arg mit mir getrieben," sagte der Gregel, „der Pfingstlotter wäre nicht gekommen, wenn Du mir nicht den Schnurrbart hättest abgeschnitten!"

„Aber der ist Dir ja längst wieder gewachsen!" rief sie. „Die Schande, die Du mir heut' hast angethan, wird nimmer aus."

„Wär' nit übel!" lachte der Bursche. „Die Schande ist morgen schon aus, wenn wir Zwei zum Pfarrer gehen und uns miteinander versprechen. Ja, Dirndel, ja, es ist mein Ernst! Immer hab' ich an Dich müssen denken und nie hab' ich gewußt, wie ich mit Dir dran bin. Aber jetzt, wie ich Dich weinen sehe, jetzt weiß ich's, jetzt spüre ich's, wie lieb ich Dich hab' — Dirndel, lieber als alle Leut' auf der ganzen Welt . . ."

Im Augenblick waren ihre Lippen beisammen. Eine geraume Zeit währte es, bis sie sich wieder voneinander löſten.

Und am nächsten Tage waren sie richtig beim Pfarrer. Zwei Wochen später zog die Susanna mit Ehren ein in den Zeiselhof.

Ob sie sich auch in der Ehe gegenseitig so viel geneckt haben wie vor derselben, wollt Ihr wissen? Mein Gott, nein! Jetzt hatten sie andere Mittel, um einander ihre Liebe anzuzeigen. Doch das Eine muß der Gregel sich gefallen lassen — der Pfingstlotter wird er genannt in der ganzen Gegend, und auch sein Weib nennt ihn so in ihren zärtlichsten Stunden. Nur daß er nicht auf dem Lindenast hängt vor ihrem Fenster, sondern einen wesentlich besseren Platz innehat.



Der Schnee als Verkehrsstraße.

An einem schneienden Decembertage war's, als ich auf dem Eisenbahnzug durch ein oberländisches Gebirgsthal fuhr. Die Berghöhen in Nebel, die Wälder schwer mit Schnee belastet, in den Schluchten hie und da eine Hütte, ein Hof, halbvergraben im Schnee.

„Ach, mein Gott," sagte einer der Mitreisenden, der sehr behaglich in seinem Fauteuil lehnte und etwas geringschätzig gegen das Fenster blickte, „im Sommer mag's schön sein hier, aber im Winter muß es ein trauriges Leben sein in dieser Gegend, so ganz abgeschlossen von aller Welt, so ganz verloren!"

Ein Mann, der am Fenster saß und schon lange mit einer gewissen Sehnsucht hinausgeblickt hatte in die winterliche Gebirgsgegend, wandte sich jetzt zu dem, der obige mitleidige Bemerkungen gemacht, und sagte: „Es ist nicht so schlimm. Bei den Gebirgsbauern geht's im Winter lustiger und geselliger zu als im Sommer, und der Schnee ist wie das Meer: scheinbar trennt er, in der That verbindet er die Menschen miteinander."

„Wieso, wieso?" fragte der fremde Reisende, „Sie sehen doch, wie die Schneelasten Weg und Steg vermauern und alles unter sich begraben wollen!"

„Das ist nur heute so," sagte der Andere, „das ist nicht hier allein so; auch in den Städten muß jetzt ein Heer von Schneeschauflern thätig sein, soll der Verkehr fortbestehen, und ich bürge nicht dafür, daß wir heute auf der Eisenbahn nicht stecken bleiben. Den Landmann da drüben in seinem einsamen Hof ficht das nicht an. Mit allem Bedarf für den Winter versehen, bleiben an den stürmischesten Tagen die Leute hübsch in der Stube, vertreiben sich die Zeit mit Späneklieben, Garnspinnen, mit Ausbessern von Geräthen oder mit Kartenspielen. Der Weg zu der gegenüberliegenden Tenne und Stallung muß freilich offen gehalten werden, weil man Stroh zu bereiten und Vieh zu füttern hat. Weiters kümmert man sich heute nicht um die Welt. Wird's in der warmen Stube finster, so zündet man den Leuchtspan an, trinkt Milch oder Most, unterhält sich mit Geschichtenerzählen oder Liedersingen, oder — wenn ein paar muntere Burschen und Mädeln da sind — mit Schwänkemachen. Jeder weiß eine Schnurre, ein Spiel, eine Posse, und es bleibt kaum Zeit für das Rosenkranzgebet, das der Hausvater am Abende anzustimmen pflegt. Von neun Uhr Abends bis fünf oder sechs Uhr Früh ist Zeit genug, um sich auszuschlafen, wenn es die fleißige Magd nicht etwa vorzieht, tief in die Nacht hinein bei ihrem Nähkorb zu sitzen und für sich oder ihren Schatz die Strümpfe zu stopfen, die Hemden zu flicken.

Der Bauer setzt auf den Schneefall schon seine Speculation. Das wird wieder einmal ein Schlittweg, Gottlob! Jetzt kann's nachher vorwärts gehen. — Und in der That, am nächsten Tage, wenn das Schneien aufgehört hat, da heißt's:

Hinaus! Der Schneemassen sind stellenweise ganz gewaltige, aber man braucht sie ja nicht überall wegzuschaffen; zuerst, so lange sie noch locker sind, geht man mit Schneereifen darüber; ein paar starke Ochsen ziehen einen breiten Schlitten dahin, der Schnee setzt sich fest und giebt eine vortreffliche Bahn. Hoch an den Berghängen oder in den hinteren Schluchten hat man den Sommer über Brennholz, Bauholz, Kohlenholz zusammengeschleppt, diese Lasten werden jetzt über den Schnee mit geringer Mühe zu Thal, zur Kohlstatt, ins Dorf, zur Eisenbahn geschafft. Ebenso werden die Kohlen, die Streufuhren, von Steinbrüchen die Steine weiter befördert. Manche Häuser, die hoch am Berge stehen, lassen ihre Lebensmittel gerne erst im Winter heimholen. Den Zugochsen werden, wie den Pferden, die Hufe beschlagen, und so ziehen sie auf Schlitten oft gewichtige Lasten den steilen Berg hinan, ohne besondere Anstrengung. Der Bauer wartet darum sehnsüchtig auf Schnee, der die rauhen Wege glättet. Dann will er auch einmal eine lustige Schlittenfahrt machen zum Kirchdorf, oder gar ins Kreisstädtchen, und so sind zur Winterszeit die Wege und Straßen belebter als im Sommer. Im Sommer kann's der Eschbauer mit seinen flinken Rößlein nicht unternehmen, mit dem Eisenbahnzug wettzulaufen, im Winter kann er's. Und so ein einmal festgebahnter Schlittweg hält wochenlang, monatelang; neuer Schneefall bessert ihn immer von neuem aus. Erst im März, wenn das Thauwetter kommt, wird's ungemüthlich im Gebirge, die Wege werden grundlos, die Stege und Brücken sind gefährdet durch Lawinen und Hochwasser. Das Wasser ist dem Gebirgsbauer immer unangenehm, der Schnee selten. Nie sind die Wege und Gassen so belebt als im Winter; auch das Stöbern und Schneetreiben vermag es nur selten, die Leute in ihre Schlupf-

winkel zu scheuchen. Wo das Schlittschuhlaufen nicht der Brauch ist, da ergötzen sich die Dorfburschen mit Eisschießen, die Knaben mit Schneeballenwerfen und Schandern (Schlittenrutschen von den Lehnen nieder); es ist ein munteres Lärmen und Schellen auf den Straßen, und von den hintersten Berghütten kommen die Leute zur Winterszeit heraus aus ihren fernen Winkeln. Ja man kann sagen, der Winter ist auf dem Lande dem geselligen Leben und Verkehr weitaus günstiger, als die übrigen Jahreszeiten. Von einem Abgeschlossensein der Einzelhöfe ist, mit Ausnahme bei etwa außerordentlichen Stürmen, schon gar keine Rede. In sturmvollen Tagen kann es ja wohl einmal geschehen, daß ein Kranker ohne Arzt und Priester versterben muß, weil des Unwetters wegen keiner zu erreichen ist, und daß der Leichnam länger auf seinem Bahrbrett liegen bleibt, als es das Gesetz vorschreibt und den Hinterbliebenen lieb ist. Aber derlei kommt selbst in den unwirthlichsten Gegenden, wo noch Menschen wohnen, alle zehn Jahre kaum einmal vor. Im Allgemeinen wirkt der Winter gesellschaftlich belebend und die Leute freuen sich stets auf ihn; da sind die Tage kürzer, die Nächte länger, die Arbeiten weniger anstrengend, und die Wirthshäuser bestellen Musikanten und der Kaufmann Spielkarten, und zu Weihnachten wie in den Faschingtagen wimmelt es im Kirchdorf trotz Schneegestöbers von munteren Menschen aus allen Höhen und Engthälern, und selbst auf ihren Heimgängen zu spätnächtiger Stunde finden sie ihren Weg."

Als der Mann am Fenster — der wohl selbst zu der Classe der Winterbären gehören mochte — so berichtet, stand der Eisenbahnzug still und der Schaffner erklärte, sie könnten nicht mehr weiter; das Schneetreiben habe die Bahn mannshoch verlegt.

Trübselig blickten wir zu den Fenstern hinaus auf die Landstraße, wo die Bauernschlitten leicht und lustig hinglitten. Endlich verließen wir unsere Polstersitze im Wagen und mietheten bis zur nächsten Station einen Bauernschlitten, auf welchem der Fremde nun thatsächlich die Erfahrung machen konnte, daß der Winter die Leute im Gebirge nicht voneinander abschließt, vielmehr munter mitsammen verbindet.

Die goldene Hochzeit.

Es giebt sehr viele Leute, welche auf dem Welttheater das Bauernthum für nichts weiter, als für einen decorativen Hintergrund halten. Und in der That, den Haupthandelnden gegenüber, welche sich einbilden, die Weltgeschichte zu machen, besorgt das Bauernvolk scheinbar nur die Statistenrollen. Es wirkt decorativ durch die Massen, Stimmung machend durch das Gewoge und den Chor und wird geleitet je nach dem Bedürfnisse des dramatisch Handelnden. Das ist scheinbar so. Welttheater! In Wirklichkeit lebt sich das tief und ewig Menschliche im Volke und vor Allem im Landvolke aus. Hier ist das ursprünglich Geniale, der himmelanflammende Idealismus, der heldenmüthige Opfermuth, die welterschütternde Leidenschaft, hier ist die Schaffensfreude, die Kraft und die Gewalt. Daß diese Kraft in gewöhnlichen Zeitläuften lenkbar ist, das bildet die Macht und Bedeutung der sogenannten großen Männer. Aber diese Lenkbarkeit des Volkes ist im Grunde eng begrenzt. Was wäre aus dem Bauernthume längst geworden bei der tollen Willkür der Parteien, wenn es wäre wie biegsames Wachs, wie ein

schwankendes Rohr! Auch das Bauernthum ändert sich, aber nicht sprunghaft, wie die von der Laune des „Zeitgeistes" hin und her geblasenen Cultur- und Modemenschen, es ändert sich allmählich, organisch wie ein Baum, und seine Jahresringe sind die Generationen.

Wer das menschlich Tüchtige und Beständige sucht, wer die anspruchslose Güte und den Takt des Herzens, den unberechneten und nicht eingelernten, kennen lernen will, nur im Landvolk wird er all das finden, und zwar in solcher Allgemeinheit, als es der Grundzug des Charakters ist. Aber er muß nicht bei den Reichsten und nicht bei den Aermsten suchen, und er muß Brennpunkte suchen, in welchen das Volksthum in seiner Unverfälschtheit zusammenströmt und zum Ausdrucke kommt. Solche Brennpunkte sind die bedeutungsvollen Tage und Ereignisse des menschlichen Lebens: Taufen, Hochzeiten, Sterbefälle, große Elementarereignisse, und besonders jene Vorkommnisse, in welchen Lust und Leid, Jugend und Alter, Weltsinn und Gottesglauben on mehreren Geschlechtern auf einen Tag und eine Stelle concentrirt werden.

Ein solcher Brennpunkt ist die goldene Hochzeit. Nicht jedes Dorf und nicht jedes Geschlecht hat Gelegenheit, eine goldene Hochzeit zu feiern. Es kann ein Jahrhundert vergehen, ohne daß einmal ein greises Paar nach fünfzigjährigem Ehebunde mit den Pilgerstäben vor dem Altare steht.

Eine silberne Hochzeit zu begehen fällt dem Bauer nicht ein. Die Jubiläenmanie kennt er nicht, und selbst das greise Paar muß gewöhnlich von den Kindern und Kindeskindern, von der Pfarrgeistlichkeit und der Gemeinde gedrängt werden, daß es den höchsten Ehrentag seines Lebens öffentlich begehe — die goldene Hochzeit. In stiller Häuslichkeit alt geworden, stets nur der Familie und der Arbeit gelebt, widerstrebt es

den Leuten, nun plötzlich der Mittelpunkt eines lauten Festes sein zu sollen, und was denn — meinen sie — für ein Verdienst dabei wäre, alt zu werden und den Ehestand gehalten zu haben, wie man es versprochen?

Ein altes Bauernhaus tief im Gebirge. Nie sind deren Besitzer in den Vordergrund getreten, Niemand, als das Pfarramt und die Steuer- und Militärbehörde, hatte sich um sie gekümmert. Auf einmal aber wird's laut, die alten Leutchen wären fünfzig Jahre verehelicht — eine goldene Hochzeit! Durch allerlei Ueberredungskünste wird ihnen die Einwilligung abgenöthigt, da rüstet sich die Gemeinde und blickt mit hochgestimmtem Gemüthe dem Tage entgegen.

Am Morgen des Festtages schon krachen die Pöller. Die Dorfmusikanten gehen dem Hochzeitszuge entgegen, der aus dem Engthale kommt mit allen Kindern, Enkeln und Urenkeln des alten bräutlichen Paares. Dieses in seinem schlichten Sonntagsgewande sitzt auf einem Wäglein und schaut ganz erschrocken und hilflos drein, als die Trompeten und Pauken schmettern, als alle Kirchenglocken anheben zu läuten, wie wenn der Bischof einzöge, als es die hellen Fahnen wehen sieht über den Giebeln der Häuser, als es die Menschenmenge erblickt — woher nur so viele Leute kommen können! — welche still und ehrerbietig an beiden Seiten des Weges steht! Der greise Bräutigam schaut verblüfft drein, die greise Braut hält die Hände gefaltet und flüstert: „So viel Ehr' sind wir gar nicht werth."

Jetzt, am Eingange des Dorfes, wo ein Bogen aus Tannenreisern über die Straße gespannt ist, müssen sie aussteigen. Die Priester sind da in Chorröcken, um das goldene Paar zu empfangen. Die Hochzeitsgäste — heute möchte Jeder und Jede Hochzeitsgast sein — werden geschmückt mit

Blumen und Bändern. Der Hochzeitsleiter hat sich noch an die Männerwelt mit der Anrede gewendet: „Manner! Heut ist ein feierlicher Tag, heut' gehen wir nicht mit der brennenden Tabakspfeifen zur Kirchen!" Worauf ihm vielstimmig die Antwort gemurmelt wird: „Wir wissen's wohl eh!"

Nun geben sie dem Bräutigam und der Braut Pilgerstäbe in die Hand, die am Knauf mit rothen Rosen geziert sind. Der Bräutigam an Seite des Pfarrers, die Braut an Seite des Kaplans, voran die Musikanten, hinten drein der unabsehbare Hochzeitszug, so ziehen sie mit klingendem Spiel, unter Glockengeläute und Böllerknall in die Kirche ein. Diese ist festlich geschmückt und beleuchtet. Unter den Hochtönen der Orgel läßt sich das Paar, im Arm die aufragenden Pilgerstäbe, vor dem Altare nieder auf das Kniepult; der Pfarrer legt der Braut einen grünen Kranz auf das graue Haar und setzt dem Bräutigam eine Krone, kunstreich aus Rosen gewunden, auf das greise Haupt. Die alten Leutchen senken ihre Köpfe und zittern leise vor Erregung. Rings um sie ist der Kreis weißgekleideter Jungfrauen, schmucker Junggesellen bis herab ins Kindesalter. Das sind die Enkel und Urenkel. Hinter ihnen stehen betagte Männer und Weiber, bausbackige Knäblein und Säuglinge auf dem Arm. Großeltern halten die Enkelkinder, und halten sie empor, daß die jungen hellen Aeuglein das Urgroßelternpaar sollten sehen können, welches heute so herrlich angethan und doch in tiefster Demuth vor dem Altare kniet.

Die Orgel klingt aus, der Pfarrer erscheint und hält in tief empfundenen Worten einen Rückblick auf das leid- und freudvolle Leben des goldenen Paares. Er gedenkt des Trauungstages vor fünfzig Jahren, er gedenkt Derer, die, damals bei dem Hochzeitsfeste anwesend, längst in der Erde

ruhen. Er gedenkt der braven Kinder, die das Paar erzogen hat, und auch Jener, die Gott früh zu sich genommen. Des lieben Sohnes gedenkt er, der fürs Vaterland gefallen und ferne der heimatlichen Erde begraben ist. — Dann richtet er seine Betrachtung auf die Zukunft, auf den Pfad des Alters, der immer steiler werde und beschwerlicher, spricht die Hoffnung aus, daß die Gemeindegenossen so wie heute auch in Zukunft den Leutchen zur Seite stehen werden und befiehlt sie in den Schutz des Herrn.

Nach solchen Worten erneuert der Priester den Ehebund. Er fragt den Bräutigam, ob er mit seiner ihm vor fünfzig Jahren angetrauten Gattin auch in Hinkunft weiterleben wolle in Lieb und Treue? Der Greis nickt ein wenig mit dem Haupte. Desgleichen fragt der Priester die Braut, und desgleichen sagt sie: Ja. Nun legt er ihre Hände aneinander, die alten runzeligen, schwieligen Hände, die vor fünfzig Jahren von jungem Puls durchfluthet hier aneinandergelegt worden waren ....

Wer die Mienen der Versammelten — die Kirche ist überfüllt von Menschen — betrachten wollte: ganz gleichgiltig bleibt in diesem Augenblicke Keiner. Dort an der Wand sehe ich einen jungen Menschen stehen. Dem schüttert ein innerer Krampf den ganzen Körper, dicke Thränen rinnen über seine Wangen und fast gelingt es ihm nicht, seiner Seelenbewegung Herr zu werden, ohne daß die Umstehenden darauf aufmerksam würden. Dem Armen haben sie vor wenigen Monaten nach kaum zweijähriger Ehe seine junge, geliebte Gattin begraben. — In einem dunklen Winkel unterhalb der Kanzel sitzt ein Mann, der hat einen starren, finsteren Blick. Er hat mit seinem Weibe harte Sträuße und Kränkung jeden Tag. Wenn das Joch dauern soll bis zum fünfzigsten Ehejahre! — Ganz

hinten, wo die Glockenstricke niederhängen vom Thurm, steht ein blühender Bursche, und hellen Liebesglückes voll lugt er auf ein schönes Mädchen hin, das nicht weit davon in einem Stuhle sitzt. In wenigen Tagen wird er mit ihr Hochzeit halten — die eiserne, die Niemand biegen und Niemand brechen wird. Und so Gott will, in fünfzig Jahren die goldene. Wie schön ist doch die Welt! —

Nach der Trauung feierliches Amt. Der Bräutigam nimmt mit zitternden Händen die Krone von seinem Haupt; vor dem Sacramente geziemt ihm Demuth. Der hochfestlichen Musik am Chore aber hört man's an, daß sie heute mehr dem greisen Menschenpaare als dem Sacramente gilt. Nach der Messe tritt aus der Sacristei ein Mädchen im weißen Gewande und auf dem blonden Lockenhaupt einen Rosmarinzweig. Es trägt auf einer Tasse zwei Flaschen mit Wein, welcher nach dem Trunke des Priesters und des Brautpaares von den Hochzeitsgästen in der Kirche den zum zweitenmal Vermählten zugetrunken wird. Dann vollzieht sich der Zug aus der Kirche ins Wirthshaus, wo das sechs bis acht Stunden lang dauernde, mit Tänzen unterbrochene Festessen nach den gewohnten und bekannten Hochzeitsgebräuchen*) stattfindet.

Neben dem Ehrenplatz des goldenen Paares an der Wand lehnen die Pilgerstäbe. Diese pflegen hernach in der Kirche aufbewahrt, und dereinst den goldenen Hochzeitern in den Sarg mitgegeben zu werden. Nun, einstweilen wollen wir essen und trinken. Die zwei Leutchen aus dem Hintergebirge haben wohl in ihrem Leben so feine Sachen nicht gegessen, als ihnen heute vorgesetzt werden. Sie haben sich

---

*) Rosegger: Volksleben in Steiermark. Wien.

in ihr heutiges Schicksal schon ergeben und lassen sich's schmecken. Die Geistlichkeit, die Lehrerschaft, der Gemeindevorstand, der Doctor, der Kaufmann, der Gutsherr sind da, frohe Sänger sind da, und erst die schönen Frauen! Die vornehmsten Leute der ganzen Gegend drängen sich an das goldene Paar und sind ehrerbietig, wie vor einem Königsthron.

Es ist, als ob Jeder und Jede in dem greisen Brautpaare seine eigenen Eltern oder Großeltern sähe.

Der Hochzeitsleiter ist fortwährend thätig, um alles auf das Schönste zu ordnen und zu reimen, und die „Brautmutter" (die Hochzeitsmutter, wozu die allverehrte Frau Kaufmännin gewählt worden ist) wird nicht müde, in herzlichster Weise die alten Leutchen zu betreuen und für ihr Wohl zu sorgen.

Die Gedrücktheit der alten Leutchen hat sich verflüchtigt, sie werden ganz munter und zwischen den Speisegängen thut der Bräutigam sein Pfeifchen hervor und will Eins anstopfen. Jetzt kommt aber der Kaufmann mit feinen Cigarren, da ist's nichts mit dem Pfeifchen. Immer kommen und gehen Boten; sie bringen Blumensträuße, Seidentücher, silberne Kreuzlein und allerlei andere schöne und praktische Dinge, um mit solchen Geschenken das Brautpaar zu ehren. Die Braut schlägt ein- ums anderemal die Hände zusammen und meint, es wäre all zu viel und all zu schön für so alte Leut'! und freut sich. Worüber sie sich jedoch am meisten freut, mit einem Glücke freut, das sie nicht aufzeigt, sondern still in sich verhüllt trägt: die Enkel und Urenkel sind es, die sie an der Tafel umgeben und wovon die Kleinen an ihren Schoß, an ihren Busen herankriechen und ihr mit rosigen Gesichtlein ins Auge lächeln.

Als endlich der Abend zu dämmern beginnt und im Speisesaale die Lichter angezündet werden, schleicht sich durch die fröhlich hin und her wogende Menge ein unbekannter Mensch herein, so etwas wie ein fahrender Sänger. Im Gewande fahl und im Gesichte braun, in Haar und Bart verwildert, aber ein sanftes Auge und ein beredter Mund. Bescheiden und unverschämt zugleich drängt er sich vor bis zu dem Tisch, wo das Brautpaar sitzt. Dort macht er seine Verneigung und langt nach einem Glase Wein. Da die Leute auf ihn aufmerksam und ruhig geworden sind, hebt er an, leise und inniglich gegen das greise Paar gewendet, so zu sprechen:

„Mei liabs guldanas Brautpor!

Da heundigi Tog is sa schen, as wia wann er von Himel wa gfolln. Don und won laßt er oan ower, unser Herrgott, an glückselign Tog. Vor funfzg Johrn is ah oana gwen. Ees zwoa Leutl seids selm in unserer liabn Pforkirchn vorn Oldor gstondn, jung seids gwen und gern hobbs Enk ghobb, wir Odam und Ever in Poradeis. Ober Gott Lob und Donk, zan Enk is koan gstrenger Engl kema mitn glüatign Schwert, der Enk austriebn hät; a freundlicher Engl is keman und hot Enka Lebn und Liab beschützt. Schauts, und wo zwoa Ehleut guat mitanonda lebn, Glück und Freud mitanonda thoaln, Kreuz und Leidn mitanonda trogn und wia guati Kamerodn zsomholtn in olln Stuckn, schauts, nochher is de Welt jo ah a Poradeis.

Seit funfzg Johrn! Wos is Olls gschechn af da Welt! Selm hots noh koan Dompfwogn gebn, und z Fuas hobbs miassn za da Herschoft stiefeln und in Grosn,

oder in Omtmon — an stockfrembbn Menschn — bittn, daß er Enk heiratn loßt! Wos hots seitdem Trüma gebn af da Welt! ober Ees hobbs in Sturm übadaurt und seids festgstondn. Und derawegn sog ih: Da Baurnstond is stirka wia da Hernstond, und des kimbb do her, weil der ehrnfesti Baurnstand von unsern Hergottn eingsetzt worn is, sa guat wia da heiligi Ehestond.

Seit funfzg Johrn! Wos is in unsern liabn Dörfel sid der Zeit Olls vagonga! Wia viel Junggselln und Jungfrauna, de ban Enker erstn Hohzat frisch und lusti sein gwen wir a Lercherl in Mai — kaum a hondvul Erdn is von eahna mehr afn Freidhof. Ober Ees Zwoa seids stehnbliebn, wir a Feichtnbam und a Lindnbam nebn anondastehn — da Blitz zuckt drüba hin und trifft nit, d Vögerla baun in Wipfeln eahna Nest und singen. Bravi Kinda hobbs aufzücht, fürs Vodaland und fürn Baurnstond; herzliabi Ehndlleut und Urehndlleut sein nochgruckt, und daß da guadi Loi (die gute Gattung) nit ohkimbb, des gfreut ins.

. . . Imeramol woas eahm unsa Hergott nit viel Freud zmochn mitn Leutn af da Welt. Ungrecht seins und foisch und thoan oanonda so viel gern peininga. Und wan er derawegn ima rechtschoffn vadriaßler is gwen, unsa Hergott, do hot er sih mit seini Ellbogn af an Wulknpulsta gloant, hot owagschaut af Enker Haus und hot lacherlad gsogg: „De zwoa Leutl, de gfolln ma. De suln a guldani Hohzat dalebn . . . Und eppa gor a Deamantani ah noh. De zwoa Leut gfreun mih, de loß ih banonda. — Und a so hobbs in heundin Tog glückla dalebb. Gern schaut mar Enk on.

Mei liabi, ehrnreichi Braut! Da grean Kronz af Uichan silbaweißn Hor is a Zoachn, daß dar einweni

jung seid bliebn. Und Ihr, mei topferer hochongsechna Bräutigon, die Kron af Uichern Haupp is a Zoachn, daß da treu und monbor seid gwen in guatn und bösn Togn. Und da Pilgastob in Enkern Händn deudt uns on die longi Pilgaroas durchs irdischi Jomathol. In rechtn Weg seids gongan und hobbs ins Olln a guats Beispiel gebn, wia ma s ongehn muas, daß ma glückler und brav is und — wia s Gott will! — a hochs ehrnreichs Olta dalonga kon. Und destwegn thoan mar Enk heunt ehrerbieti grüassn. Und destwegn is da heuntigi Tog a Festtog fi die gonz Pfor. Und wan die Pöller krochn und die Gloggan klingen, sa is dos wir a Freudnschrei und wir a Donkgebet zan liabn Gott, daß er Enk beschützt hot bis zan heuntin Tog. Und is ah zgleich a deamiatigi Bitt, daß er unsa guldanas Brautpor noh long jung und gsund bleibn lossn sult af der schen Welt.

Ih heb mei Glaserl Wein und die gonz Pfor stimbb ein, wan ih ruaf: Unsern liabn guldanan Brautpor Glück und Segn!"

Mit tief gesenkten Häuptern hat das Greisenpaar den Spruch über sich ergehen lassen. Als er nun gesprochen ist, erhebt sich kein Hochgeschrei und kein Gläserschrillen, in fast feierlicher Stille stehen und sitzen die Leute da, als warteten sie darauf, daß nun der liebe Gott persönlich zur Thür hereintreten und „Glück und Segen" über das Greisenpaar ausstreuen müsse. Die Musikanten blasen ihm schon den Eintrittsmarsch. Die jungen Burschen und Dirndeln aber meinen, unsers Herrgotts Eintrittsmarsch sei eigentlich ein steirischer Walzer — und laden einander zum Reigen. Obzwar dieser Tag dem ehrwürdigen Alter gehört, so lassen sich die jungen Leute darob ihr Recht nicht verkümmern. Jener junge Mensch,

der nach so kurzer Ehe sein Weib verloren, irrt freilich allein draußen in der dunklen Nacht um. Der Andere steht heute wie alle Tage in herzversengendem Zweikampf mit seinem „Hausdrachen". Der junge Bursche jedoch, der demnächst an sein Dirndel geschmiedet werden soll, ist heute schon Arm in Arm mit ihr verflochten, und so fliegen sie durch den Tanzboden. Es wird an diesem Tage weder gejohlt noch gebrüllt, wie bei anderen Hochzeiten, denn die ernste Bedeutung des Festes liegt in Aller Herzen; allein des jungen Mannes Lust ist so unbändig, daß sie, gleichsam eine Liedesknospe, plötzlich aufspringt in einen gellenden Juchschrei. Und jetzt ist Sang und Klang entfesselt allerwärts. Tanzend singen sie, in Gruppen stehen sie beisammen und singen, und alte frohe Lieder, die Keiner eigentlich gelernt hat: Jeder kann sie, denn sie liegen in ihrer Natur. „Ja!" singt Einer und guckt dem Mädel in die Augen:

„Ja, Dirndl, die Liab
Is a gspoasiger Kauf:
Das Herzl verschenkt ma,
Den Kopf giebt ma drauf."

„Ist halt so," sagt sie und trällert dem Burschen das Liedel an die Brust:

„Ka Tag ohne Sunn
Und ka Nacht ohne Stern,
Und ka Herz auf der Welt,
Däs koan anders hätt gern."

Ein Zweiter singt:

„Wia höher die Alm
Und wia schärfer der Wind,
Wia schöner das Dirndl,
Wia kleaner die Sünd."

Darauf ein Mädel:

„Wia höher die Alm
Und wia frischer das Kraut,
A jeds Dirndl is a Narr,
Däs an Buabn z viel traut."

Das regt einen Anderen an, seinen Grundsatz zu offenbaren:

„A Jahr ohne Mai
Und a Zweig ohne Blatt,
Und a Liab ohne Treu
Is a Bild ohne Gnad."

Darüber giebt ein Jäger seine Erfahrung kund:

„Oft is halt die Treu
Wir an Hirschn sei Gweih,
Ma verliert's monchmol gschwind,
Daß ma s gor neama findt."

Nun hört man aus dem Hintergrund eine Stimme:

„Ih bin wohl ka Steirer,
Ih bin ka Krowat,
Ih bin nur dem Dirndl
Sei Schlafkamerad."

Diese gottverlassene Aeußerung wird zurückgewiesen. Ein strammer Bursche stellt sich mitten im Tanzboden auf und ruft laut: „Wer Sauglocken läuten will, der soll heut' daheim bleiben!"

„So ist's!" stimmen andere Burschen bei. Und kein Anzügliches oder Zweideutiges wird mehr gehört.

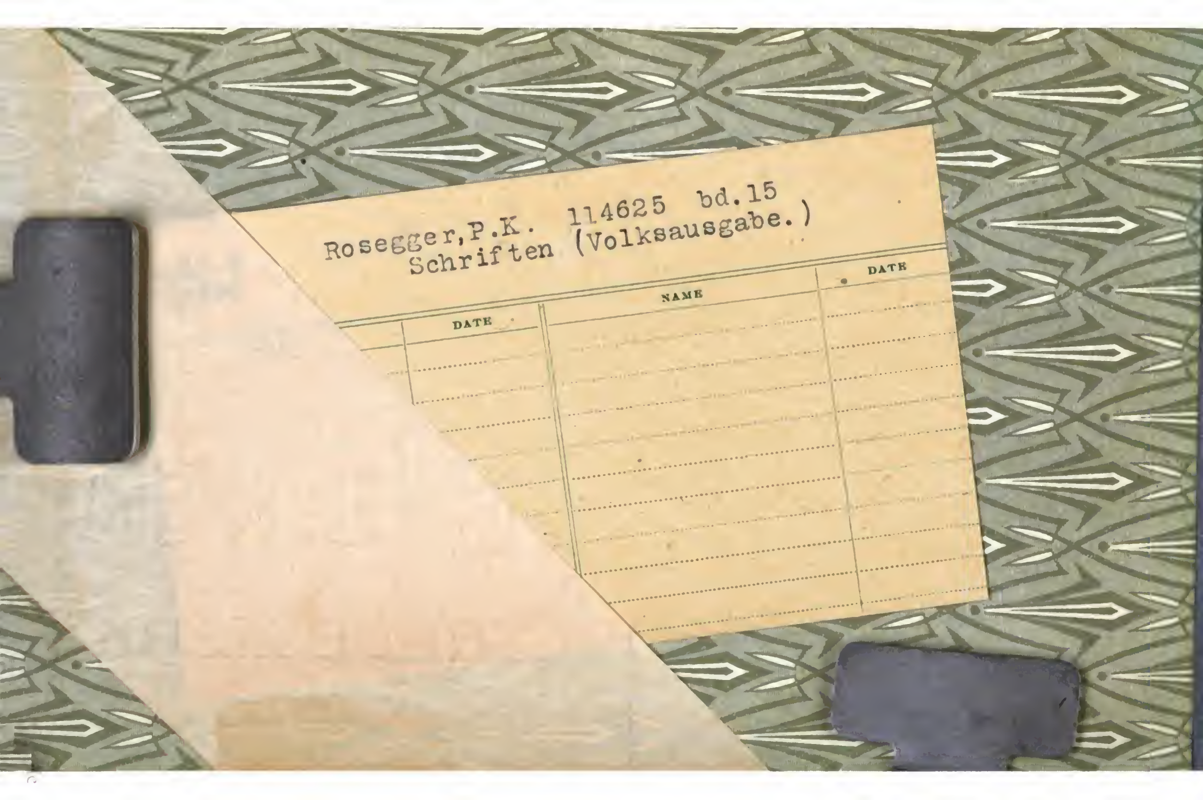
So geht es fort in harmloser hochgemuther Heiterkeit. In allen Beinen, auch in den alten, beginnen die steirischen Ländler zu zucken, die Grauen rühren sich, geben mit den Schuhspitzen Takt, wiegen mit dem Oberkörper, erheben sich

langsam und beginnen sachte zu hopsen. Jetzt kommt ein blühender, lustiger Bursche zur greisen Braut heran, nimmt sie am Arm; ein dralles, flinkes Dirndel kommt, packt den greisen Bräutigam an der Hand, und trotz alles Sträubens müssen sie mit auf den Tanzboden. — „Jessas und Josef!“ kichert die Braut, „seit dreißig Jahren hab' ich nimmer tanzt, thät ja ganz damisch (schwindelig) werden!“ Da reigt sie unter allgemeinem Jubel schon mit dem Burschen dahin, und hinter ihr nach der Alte mit dem jungen Dirndel. — Nur eine einzige Runde, dann ist's freilich schon wieder aus, die Jungen begleiten das goldene Paar auf seinen Platz und machen einen schönen Knix. Den Schweiß wischen sich die alten Leutchen von dem Angesicht; weniger hat sie die Anstrengung erhitzt, als die innere Erregung. Und wie jetzt ihre kleinen Aeuglein leuchten! Es ist wie das kurze Aufdämmern einer längst vergangenen Zeit, da sie selbst jung und in blühender Lieb' sind gewesen. — Aber das Alter ist ein eifersüchtiger Patron, schon zupft und mahnt es das hochzeitliche Paar, seiner nicht zu vergessen. Mitternacht vorüber, es ist Zeit zur Heimfahrt. Von dem Hochzeitsleiter und der Brautmutter werden sie unter allgemeiner Begleitung mit Musikklängen hinausgeführt zum Wagen. — „Wir bedanken uns tausendmal, wir bedanken uns tausendmal!“ sonst vermögen sie nichts zu sagen. Die Pferde ziehen an, das Paar fährt davon, und lange noch klingen ihm die hochzeitlichen Töne nach.

Endlich ist alles verklungen und versunken. Neben ihnen nichts als die dunklen vorübergleitenden Büsche und Bäume, über ihnen der funkelnde Sternenhimmel. So fahren sie heim in ihr stilles Haus, um in demselben die Mühsal des hohen Alters und die Todtentruhen mit Ergebung zu erwarten.

———





Rosegger,P.K. 114625 bd.15
Schriften (Volksausgabe.)
DATE
NAME
DATE

